

51
1898



Katholische Universitäten.

Von P. Albert M. Weiß O. Pr., Universitäts-Professor in Freiburg (Schweiz).

1. Nicht selten möchte man denken, daß die Ereignisse klüger seien als die Menschen. Es drängt sich uns ein gewisser, man möchte sagen unabweislicher Zug für eine ganz bestimmte Sache oder Handlungsweise auf; wir folgen ihm, anfänglich vielleicht sogar etwas widerwillig, jedenfalls ohne seine Bedeutung und Tragweite recht zu fassen, und erst hinterher wird uns allmählig klar, daß wir damit einer großen und ernstesten Sache gedient, ja, wie man sich ausdrückt, die Bewegung der Zeit haben vorwärts schieben helfen. Auch ein Beweis dafür, daß der Mensch die Geschichte nicht allein macht.

Zu den Erscheinungen, die das bestätigen, gehören auch die Bestrebungen, katholische Universitäten ins Leben zu rufen.

Seit dem Vaticanum hat sich überall der Ruf nach katholischen Universitäten erhoben und vielfach auch zu thatsächlichen Erfolgen geführt. Im Anfange nicht ohne Bedenken, ja nicht ohne Mißtrauen betrachtet, haben sich diese Bestrebungen Bahn gebrochen und mehr und mehr ausgedehnt. Allmählig hat sich die Ueberzeugung festgesetzt, daß es sich dabei nicht um die Interessen einzelner engerer Kreise handelt, sondern um eine gemeinsame Angelegenheit von der allgemeinsten Bedeutung, nämlich um den Versuch, die Katholiken unabhängig von fremder Bevormundung und selbständig auf ihrem eigenen Boden zu machen in all den Fragen, die mit der Cultur des Geistes im weitesten Sinne des Wortes zusammenhängen.

Von diesem Gesichtspunkt aus wollen wir den angeregten Gegenstand etwas näher betrachten. Wir könnten den hier folgenden Artikeln ebenso gut auch den Titel geben: „Die Pflichten der Katholiken in Hinsicht auf die Geistesbildung“. Wir ziehen aber die von uns gewählte Ueberschrift vor, weil sie kürzer, klarer und faßbarer ist, und vornehmlich deshalb, weil sie die zu behandelnden allgemeinen

Fragen in einer ganz greifbaren Form besprechen läßt, die vielleicht an manchen Orten die Aufmerksamkeit mehr erregt, als wenn wir sie so ganz unbestimmt zur Sprache brächten. Wir denken dabei zunächst an Oesterreich, wo man sich für die Errichtung einer katholischen Universität im Augenblick etwas mehr zu interessieren und selbst vor dem Wagnis eines Versuches zur praktischen Ausführung nicht mehr zu erschrecken scheint.

I.

2. Indem wir an die Spitze unserer Abhandlung das Wort „Katholische Universitäten“ stellen, haben wir zum voraus schon eine Menge weitseweifiger Erörterungen vermieden.

Es handelt sich nicht darum, daß wir Lehranstalten besitzen, versehen mit einer größeren oder kleineren Zahl von Katholiken, die mehr oder minder in ihrem Lehrvortrag die Gefühle der Katholiken und die Wünsche der Kirche achten und im Unterrichte darauf ausgehen, die ihnen anvertrauten Studierenden vor Erschütterung ihrer religiösen Ueberzeugungen zu bewahren. Das findet man ja, Gott sei es gedankt, immer noch an manchen Hochschulen, wenn auch nicht gerade allzuhäufig. Das aber kann uns nicht genügen. Was wir brauchen, das sind Institute, die ihrem Geiste und ihrer ganzen Einrichtung nach unseren Bedürfnissen und Rechten Vorschub leisten als eine organische, einheitliche Gesamtheit, wie man sagt, aus einem Guss.

Hier liegt also die Sache genau so, wie bei der Frage um das Ordensleben. Gewiß kann man in jedem Stand und in jeder Lage sein Heil wirken. Die Kirche hat das auch stets anerkannt gegen übertriebene Herabwürdigungen des Weltlebens und gegen häretische Angriffe sogar mit strengen Urtheilen. Dessenungeachtet hat sie der Geist Gottes, der sie beseelt, von Anfang an dahin getrieben, daß sie den Christen, die sich zur Vollkommenheit berufen fühlten, nahelegte, sich von der Welt, die ihnen soviel Hindernisse bereitet, loszusagen, die Freiheit und Sicherheit für ihr Streben in einem besonderen, nach den Anordnungen der Kirche eingerichteten Stande zu suchen, und ihrer Wirksamkeit größere Kraft zu verschaffen durch Zusammenschluß zur Gemeinsamkeit.

Die auf das Christenthum und auf die Vernunft gebauten Lebensanschauungen sind eben allenthalben die gleichen. Darum gelten in Bezug auf das wissenschaftliche Leben und das der Vollkommenheit dieselben Grundsätze wie im socialen Leben.

Nur weltunkundige Idealisten und rationalistische Schwärmer für die sogenannte Praxis mögen sagen: „Was liegt auch soviel an allgemeinen Principien und Einrichtungen! Bei den besten Gesetzen machen die Menschen die Welt zur Hölle. Wenn aber die Menschen die rechten sind, dann kann unter den bedenklichsten Verhältnissen noch immer alles erträglich, ja gut gehen“.

Das heißt mit Möglichkeiten rechnen, die sich vielleicht einmal unter hundertmal verwirklichen, und auch dann nur halb und mit den größten Schwierigkeiten. Nein, nein! Wer den Menschen, und setzen wir bei, wer sich selbst ein wenig kennt, der wird nicht lange im Zweifel darüber sein, was leichter sei, daß hundert Gutgesinnte einen verderblichen Einrichtung oder einem gefährlichen Grundsatz den Stachel ausreißen, oder daß ein gutes Gesetz hundert Uebelwollende hindere, ihre Absichten durchzusetzen. Welche Schwierigkeiten kann ein einziger Ismael einer ganzen Gemeinschaft bereiten! Wie erst, wenn sich dieser Querkopf auf einen Paragraphen, auf ein Herkommen, auf eine eingewurzelte Anschauung stützen kann!

Darum kann nirgends genug Gewicht gelegt werden auf die allgemeinen Principien, die das Leben regieren, und auf den Geist, in dem diese und die Gesetze durchgeführt werden. Fehlt es an diesen Grundlagen, so schleicht das Uebel fort und frisst um sich, mag man es noch so oft bekämpft haben, und hundert hervorragende Männer reichen nicht hin, um die Gefahren zu beschwören, die daraus erwachsen. Sind aber die äußerlichen Einrichtungen aus dem rechten Geist erwachsen und sachgemäß getroffen, so genügen gutgesinnte, charakterfeste Wächter, auch wenn sie keineswegs über das herkömmliche Menschenmaß von Tugend und Genie hinausragen, um den richtig geordneten Organismus in Gesundheit und Lebensfrische zu erhalten und der Bervollkommnung zuzuführen.

Diese Erwägung allein schon muß hinreichen, um uns zu überzeugen, daß eine einzige katholische Lehranstalt, wenn sie im rechten Geist eingerichtet und ihrem Zwecke gemäß geleitet wird, mehr ausrichten wird als Duzend andere, an denen die hervorragendsten Geister, in der besten Absicht, aber leider isoliert, sich selbst überlassen, ja vielfach gehindert und in ihrer Wirksamkeit durchkreuzt, thätig sind.

Auch hier zeigt sich, wie überall in der Culturgeschichte, die Wahrheit jenes altbekannten Grundsatzes, den Taine in die sprichwörtlich gewordene Lehre vom Milieu zusammengefaßt hat. Nicht

einzelne hervorragende Helden machen die Geschichte, wie Carlyle, der weltfremde Enthusiast, meint, sondern die gemeinschaftliche Thätigkeit der Massen, besser gesagt, die durch feste Ordnung geeinte und auf ein klares Ziel hingeleitete geistige Macht der Gesamtheit. Gewiß ist die Wirksamkeit hervorragender Talente nicht zu unterschätzen, aber selbst sie ist im günstigsten Falle vorübergehend, wenn sie keinen Rückhalt an der allgemeinen Stimmung und an der günstigen Einrichtung des großen Ganzen findet.

3. Von der Nothwendigkeit und der Möglichkeit katholischer Universitäten im allgemeinen brauchen wir also wohl nicht lange zu sprechen. Die Berufung auf die Wohlthat der freien Concurrenz, die ehemals, in den Zeiten des Liberalismus, den hauptsächlichsten Gegenbeweis liefern mußte, wird heute wohl kaum mehr großen Eindruck machen, da wir die Segnungen dieses unheilvollen Systems gründlich satt haben, und durch die Noth belehrt, wieder Sinn für die Wohlthätigkeit und die Unentbehrlichkeit einer festen Organisation gewonnen haben. Zudem bringt es schon die Natur der Sache mit sich, daß eine katholische Universität, wenn sie anders mit ihrem Namen und mit den entsprechenden Grundsätzen Ernst macht, als Corporation zu einer Concurrenz im Großen genöthigt wird, die ihr sicher nicht eben viel Zeit zum Verschlafen auf dem Faubett lassen wird.

Desto mehr ist es nothwendig, von zwei anderen Dingen zu sprechen, von der richtigen Organisation und von dem rechten Geiste der katholischen Universitäten.

4. Aus dem Gesagten erhellt, daß die Bedeutung und die Wirksamkeit einer katholischen Universität an ihrer inneren und äußern Einheit liegt. Wenn sie nicht als Anstalt, als ein moralisches Ganzes wirkt, dann hat sie überhaupt keine Existenzberechtigung.

Nicht darin liegt der Wert einer katholischen Lehranstalt, daß die an ihr angestellten Lehrer eine andere Wissenschaft lehren und eine andere pädagogische Thätigkeit ausüben, kurz, daß sie in einem anderen Geiste wirken sollen, als sie, treu ihrer eigenen innersten Ueberzeugung und ihrem Gewissen, überall thätig wären, sondern darin, daß hier alle einträchtig in gleicher Weise wirksam sind. Wenn das nicht durch sie erreicht würde, dann unterschiede sie sich in nichts von irgend einer andern Hochschule, an der überhaupt noch so viel Freiheit gilt, daß der Einzelne nach seiner Ueberzeugung und seinem Gewissen reden und handeln darf.

Man kann es also gar nicht oft und nicht nachdrücklich genug hervorheben sowohl für Freund als für Feind, für die zu einer katholischen Universität Gehörigen wie für die ihr ferne Stehenden, daß keiner an ihr ist, und keiner an ihr sein kann, der etwa hier aus Rücksicht auf seine Umgebung etwas anderes oder in anderem Geiste lehrte, als er das überall thäte. Nicht andere Wissenschaft, nicht anderen Vortrag, nicht andere Ansichten muß einer hieher bringen, als er so wie so hat. Deshalb beruft man ihn ja eben, weil man voraussetzt, daß er darin nichts zu ändern braucht, und daß er einer Aenderung in diesen Dingen unzugänglich ist. Behüte Gott in Gnaden die katholischen Universitäten vor Männern, die um einer Anstellung willen ihre Meinung wechseln könnten! Der bloße Gedanke, daß einer dazu fähig wäre, müßte jedem Mann von Ehre als eine schmachliche Ehrenkränkung für die Lehrer, als die größte Gefahr für die Studierenden, als der Untergang für das Institut selber erscheinen.

Wenn dem aber so ist, dann ist klar, daß der Unterschied zwischen katholischen und nichtkatholischen Universitäten nicht an den Personen liegt, nicht an der Wissenschaft, nicht an den Lehrmitteln, nicht an der äußeren Einrichtung, lauter Dingen, die im Wesentlichen überall gleich sind, sondern an der durchgreifenden Einheit.

5. Damit nun aber diese Einheit aufrecht erhalten werde in einem Organismus, der aus so vielen und so verschiedenen Theilen mit so ungleichen unmittelbaren Zwecken und Bedürfnissen besteht, dazu bedarf es einer festen Organisation und einer starken gemeinsamen Auctorität, vor der sich alle beugen.

Das gilt schon von jeder gewöhnlichen Universität, wie überhaupt von jedem Sammelpunkt geistigen Lebens, an dem mannigfaltige und auseinanderstrebende Interessen zur Erreichung eines gemeinsamen Zieles zusammenwirken sollen. Man denke nur, was aus einer Hochschule werden müßte, wenn jeder volle Freiheit hätte, seine Forderungen an Bibliothek und Lehrmittel als die dringendsten, sein Fach als das wichtigste, seine Ansichten als die allein maßgebenden hinzustellen, ohne daß eine kluge Gesetzgebung, die gesicherte Auctorität des Rectors und im Hintergrunde die kräftige Hand des Cultusministers ihren ausgleichenden Einfluß üben!

In noch viel höherem Maße gilt das für eine katholische Universität, wo zu den sonst bestehenden Gründen einer tritt, der

weit schwerer wiegt, als alle übrigen mitsammen, die Nothwendigkeit des Wirkens in vollster innerer wie äußerer Harmonie. Denn wenn auch, wie bereits gesagt, als selbstverständlich vorausgesetzt wird, daß keiner im Grunde des Herzens eine andere Richtung befolgt als alle übrigen auch, so müßte einer doch wenig Menschenkenntnis haben, wenn er nicht wüßte, daß ein so enges Zusammenleben und ein gedeihliches Zusammenwirken bei aller Gleichmäßigkeit der Gesinnung fast in jedem einzelnen Falle empfindliche Opfer an Lieblingsmeinungen und schmerzliche Verzichtse auf berechnigte Wünsche mit sich bringt.

6. Und man sage nur dagegen nicht, das verstehe sich hier, wo alle vom gleichen Geiste beseelt, im gleichen Enthusiasmus für den gleichen hohen Zweck arbeiten, so von selber, daß das Eingreifen einer Auctorität eher lähmend als fördernd wirken müßte, jedenfalls wie eine Art von Mißtrauenserklärung aufzufassen wäre.

Das verhüte Gott! Wo Menschen sind, da ist nichts Menschliches weit entfernt. Und wo stärkere Menschen zusammenleben, da gibt es auch stärkere Menschlichkeiten. Genügt für Schwächlinge eine schwächliche Macht, um sie in Ordnung zu erhalten, so bedarf es dort, wo starke, selbstbewußte Männer an der Verwirklichung eines gleichen Zweckes thätig sind, einer starken, einer sehr starken und überlegenen Leitung.

Und starke, zielbewußte, selbständige Männer braucht es wahrhaftig zur Erreichung des hohen Zieles, das eine katholische Universität verfolgt. Wenn wir im Vorausgehenden gesagt haben, daß, sobald nur das Ganze gut und fest geordnet ist, nicht außerordentliche Genies nöthig seien, um einen glücklichen Fortgang zu erzielen, so soll damit nicht gesagt sein, daß auf die Person des einzelnen Lehrers nicht so viel ankomme. Im Gegentheil, nach jeder Seite hin, nach der wissenschaftlichen wie nach der des Charakters, kann man bei der Wahl nicht umsichtig genug vorgehen. Uebermenschliche Berühmtheiten zwar kann eine katholische Universität leicht entbehren; diese erweisen sich auch an anderen Hochschulen selten als ein Segen, weder für den Lehrberuf, noch für das Zusammenwirken. Wohl aber bedarf es ganzer Männer, d. h. Männer, die in der Wissenschaft und in der Literatur, insbesondere aber als Lehrer etwas Gediegenes leisten, Männer, die als fertige solide Charaktere ein Vorbild für die studierende Jugend sind, und Männer, die den

Gemeingeist in hervorragendem Maße besitzen, die, mit anderen Worten gesagt, sich in alle anderen zu fügen, um des gemeinsamen Besten willen persönliche Opfer zu bringen und sich der gemeinsamen Auctorität unterzuordnen imstande sind.

7. Damit ist aber auch bereits ein Weiteres angedeutet, die entscheidende Wahrheit nämlich, daß eine bloß äußerliche Einheit nicht genügt, um ein so großes und schwieriges Werk fruchtbringend zu machen, sondern daß dazu vor allem die vollständige innerliche Einheit, die Einheit der Geister und der Herzen nothwendig ist.

Man möchte denken, das wenigstens verstünde sich von selbst bei Männern, die sich zu einem derartigen Werke einigen, was unter den heutigen Verhältnissen gerade soviel heißt als der Welt offen den Krieg ankündigen und die Brücken hinter sich abbrechen. Gewiß, und wir wollen auch daran nicht zweifeln. Dessenungeachtet ist es durchaus nicht überflüssig, darüber eigens zu sprechen.

Einmal bleiben, wie schon gesagt, auch Gelehrte Menschen und leiden unter allen Schwächen, deren der Mensch fähig ist. Eine der selbstverständlichsten Schwächen am Menschen, die man wohl von seiner Natur nicht trennen kann, ist aber die, daß er sich nie für lange Dauer auf der Höhe jenes Enthusiasmus erhalten kann, in dem er sich zu einem großen heroischen Opfer bereit erklärt hat. Zwischen dem Augenblicke, da sich einer in der Trunkenheit heiliger Selbstvergessenheit als Freiwilliger zum großen Befreiungskriege gemeldet hat, bis zum großen Siegesfeste liegen lange Zeiten voll schweren Dienstes, gefährlicher Schlachten und beständiger Entsagung, die das ursprüngliche Feuer leicht zum Erkalten bringen können. Wenn das sogar die an sich erfahren müssen, die sich aus reinster Absicht dem Dienst der Kirche und dem Ordensleben gewidmet haben, wenn sich selbst unter diesen gar manche der Prüfung nicht gewachsen zeigen, wenn auch sie sich nicht oft und ernstlich genug zum Geiste ihres ersten Eifers ermannen können, um nicht in die Tiefe gezogen zu werden, soll es etwa hier anders sein?

Dazu kommt fürs zweite eine Erfahrung, deren Gewicht sich wohl keiner aus ihnen allen von Anfang an klar gemacht hat. Wer sich heute offen zu dem Wahlspruch bekennt: „Katholische Wissenschaft“, der weiß allerdings, daß er sich nicht viele Freunde machen wird. Aber daß er auf so viele Vorurtheile und Hindernisse und Verdächtigungen in der Welt stoßen werde, daß er sich mit allen Be-

mühungen so wenig Anerkennung und Geltung werde verschaffen können, daß er sich geradezu wie ein Ausgestoßener werde behandelt sehen, das hat er denn doch nicht vermuthet. Das aber ist für einen jeden Mann von Ehre und von Selbstgefühl eine der allerbittersten Prüfungen. Ihr müß einer unterliegen, der sich nicht zu dem Gedanken erheben kann, daß es ehrenhafter ist, die Schmach der ewigen Weisheit zu theilen, die sich für uns zum Thoren gemacht hat, als von deren Spöttern bis in die Wolken erhoben zu werden, und daß einer nach dem Worte des Apostels Freund der Welt nur dann sein kann, wenn er es darauf will ankommen lassen, sich mit Gott zu verfeinden.¹⁾

Hier handelt es sich um die Feuerprobe bei dem großen Werke, von dem wir sprechen. Die wenigsten — und das ist das Dritte, was hier in Betracht kommt, — die wenigsten können sich in den Gedanken finden, daß das Reich Gottes und das Reich der Welt durch eine so tiefe Kluft von einander getrennt seien, wie der Herr und seine Apostel uns lehren. Daher so leicht die Verschiedenheiten in den Meinungen und in der Handlungsweise, sobald es sich um das Verhalten gegen die Welt, gegen den Zeitgeist und die öffentliche Meinung handelt. Gewiß dürfen wir die Welt nicht preisgeben, noch von vorneherein verdammen; gewiß dürfen wir nicht alles, was sie thut und liebt, als falsch und böse zurückweisen; gewiß müssen wir jeden erlaubten und vernünftigen Versuch machen, um sie für die christliche Cultur zu gewinnen. Darüber jedoch, wo, bis wie weit, mit welchen Mitteln, das geschehen darf, gehen die Ansichten auch der Besten und der redlich Strebenden unglaublich weit auseinander. In den Grundfragen sind alle einig. Handelt es sich aber um deren Anwendung auf die Zeitverhältnisse und um den Ausgleich zwischen ihnen und den eben herrschenden Ideen, dann sind Trennungen fast unvermeidlich. Was aber das Schlimmste ist, das liegt darin, daß es dann auf diesem Gebiete kommt gerade wie auf dem der Politik. Regelmäßig erwachsen die größten und die erbittertsten Gegensätze eben aus den verschiedenen Ansichten über die untergeordneten Fragen, die in das Gebiet der Praxis einschlagen. Mit Gegnern, die unsere Principien bekämpfen, vermögen wir ruhig, ja freundschaftlich zu verkehren; gegen Gesinnungsgegnern, die alle unsere Ueberzeugungen theilen, und nur in der Anwendung der gemeinsamen Grundsätze und

¹⁾ Jacobus 4, 4.

in ihrer Handlungsweise von uns abweichen, ergreift uns leicht eine Verstimmung, die jeden gesellschaftlichen Verkehr unmöglich macht.

8. Daraus ergibt sich, daß die Einheit der Geister und der Herzen, von der wir gesprochen haben, nicht so leicht zu bewerkstelligen ist. Nur ein sehr gläubiger und christlicher, ja man darf es schon sagen, ein frommer Sinn wird mit dieser Aufgabe zurecht kommen.

Und selbst er allein reicht nicht aus. Ohne eine höhere gemeinsame Auctorität, der sich die Geister wie die Herzen innerlich und aufrichtig beugen, ist beim besten Willen aller Einzelnen an keine gedeihliche Einigung zu denken. Verschiedenheit der Ansichten ist unvermeidlich und nothwendig und nützlich, denn was sollte das für eine Gesellschaft von denkenden und strebenden Menschen sein, in der alle nur eine Saite auf ihre Leier gespannt hätten und einen einzigen Laut gäben! Aber je größer ihre persönliche Selbstständigkeit und je freier ihre eigene Thätigkeit, umso nöthiger ist ein überlegener Dirigent, der die Macht hat, ein solches Orchester in schöner Harmonie zu erhalten.

Ob Menschenweisheit und Menschenkunst ein solches Mittel zur Einigung erfinden können, wollen wir hier nicht untersuchen. Genug, wir sprechen von katholischen Hochschulen. Für sie ist schon durch ihren Namen jener Mittelpunkt der Einheit angedeutet, der diesen Zweck vollkommen erfüllen kann, vorausgesetzt, daß alle ihre Mitglieder in Wahrheit katholisch sind.

Zur Erklärung des Heraömeron.

Von P. Thomas Lempl S. J., Spiritual im Priesterseminar in Klagenfurt (Kärnten).

I. Artikel.

1. Bekanntlich hat die Meinung, daß unter den sechs Schöpfungstagen 1. Mos. 1. gewöhnliche Tage von 24 Stunden zu verstehen seien, nur noch wenige Vertreter; größtentheils glaubt man heute, daß unter diesen Tagen unberechenbar lange Zeiträume sich bergen. Aber die Einwendungen, welche gegen diese letztere Ansicht vom exegetischen Standpunkte sich machen lassen, sind wahrlich nicht leichter Hand zu lösen, und ungeachtet der Mühe, welche sich seit langer Zeit so viele Gelehrte darum gegeben haben, möchte schwerlich jemand behaupten, daß dieses bereits in einer völlig und allgemein befriedigenden Weise gelungen sei. Der Verfasser vorliegender Abhandlung hatte — er muß dies gleich eingangs offen gestehen — weder Gelegenheit noch Zeit, über dieses Thema weitausegreifende Studien

zu machen; wenn er sich dennoch die Freiheit nimmt, den Exegeten von Fach ein Wort darein zu reden, so geschieht es, weil ihn seine diesbezüglichen Lesungen, verbunden mit eigenem Nachdenken eben doch zu einer Ansicht geführt haben, welche ihn ganz befriediget, und von welcher er darum meint, daß sie auch andere befriedigen könnte. Am meisten waren ihm hiezu die exegetischen Arbeiten Hummelauers behilflich, welchem er jedoch gerade bezüglich der Art, wie er die „Tage“ aufgefaßt wissen will, nicht beipflichten kann.

2. Die in den Schulen üblich gewordene Unterscheidung der Bücher der heiligen Schrift in historische, didaktische und prophetische, und die Einreihung der Bücher Moses in die erste dieser Classen hat in manchen Geistern die einseitige Vorstellung erzeugt, als ob diese Bücher gerade nur Geschichte enthielten, wonach sie dann auch die den ersten Abschnitt der Genesis bildende Kosmogonie einfach als ein Stück heiliger Geschichte betrachten und behandeln zu müssen glauben. Bei solcher Anschauungsweise nun läßt es sich in der That kaum rechtfertigen, wenn man unter den sechs Schöpfungstagen mehr als unsere gewöhnlichen Tage sucht.

Sind nämlich unter den Tagen lange Zeiträume zu verstehen, so hat Moses einer allegorischen Darstellungsweise sich bedient. Denn zum Unterschiede von den ungezählten einfachen Metaphern, welche, einmal angewendet, sofort wieder fahren gelassen werden, nennen es die Lehrer der Redekunst eine Allegorie, wenn eine Metapher anhaltend benützt und mittelst weiterer Metaphern mehr oder weniger malerisch entfaltet wird¹⁾. Und dieses geschieht eben — unter der angegebenen Voraussetzung — im mosaischen Hexaëmeron. Ein unbekannt langer Zeitraum wird metaphorisch ein „Tag“ genannt; diese Metapher wird malerisch entfaltet, indem das Ende eines Zeitraumes als „Abend“, der Beginn des folgenden als „Morgen“ bezeichnet wird; und diese dreifache Metapher wird durch den ganzen Redabschnitt festgehalten, um dem Leser den Fluß der Zeit während des Schöpfungsvorganges zu vergegenwärtigen. — Dazu ist aber weiter auch ein Unterschied, der zwischen der vulgären und rhetorischen Allegorie und unserer mosaischen besteht, wohl zu bemerken. Die vulgäre Allegorie ist leicht verständlich, sie soll es wenigstens immer sein, und gilt es mit Recht als ein Fehler, wenn sie es nicht ist. Daß Horatius in seiner allegorischen Ode „O navis“ (I. 12.) unter dem „Schiffe“ den römischen Staat meint, verstanden die der römischen Geschichte Kundigen allezeit ohne Schwierigkeit. Noch weniger kann man Ciceros Allegorie mißverstehen, wo er (in Pisonem) den römischen Staat

¹⁾ Eine andere Art von Allegorie, mit der Fabel und Parabel verwandt, besteht darin, daß ganze erdichtete, mögliche oder auch unmögliche Begebenheiten erzählt werden, um damit etwas anderes anzudeuten und anschaulich zu machen. Nicht an diese Art, sondern nur an die im Texte bezeichnete wolle der Leser denken, wenn wir in der Folge noch von Allegorie reden werden.

als „Schiff des Staates“ (navis reipublicae), und sich selbst als einen „Steuermann“ hinstellt, der das „Schiff“ in den heftigsten „Stürmen“ regiert, es unbeschädigt in den „Hafen“ gestellt hat u. s. w. So fände es auch jedermann ganz verständlich, wenn ein Greis allegorisch sprechen würde: Der Tag meines Lebens neigt sich zu Ende: heiter und freundlich winkte mir der Morgen, unwölkt und trübe ist der Abend, meine sehnlichsten Wünsche haben sich nicht erfüllt, meine schönsten Hoffnungen nicht verwirklicht u. s. w. Ueber der mosaischen Allegorie von den „Tagen“ der Schöpfung liegt dagegen ein mystisches Dunkel. Sechsmal stehen die Worte: „Abend“, „Morgen“, „Tag“ ohne nähere Bestimmung, in selbständigen Sätzen vor uns. Das gewährt den Anschein, als wären da Tage jener Art gemeint, die man eben einfach und ohne Zusatz „Tage“ zu nennen gewohnt ist, also unsere natürlichen Tage mit ihren natürlichen Abenden und Morgen. Wie stark dieser Schein ist, das hat seine Wirkung nur zu sehr bewiesen, da die „Tage“ thatsächlich nicht bloß von schlechten Lesern, sondern auch von so vielen gelehrten und geistreichen Männern als gewöhnliche Tage genommen wurden. Wenn also darunter dennoch lange Zeiträume zu verstehen sind, so hat Moses nicht nur einfach einer Allegorie sich bedient, sondern dazu einer solchen, welche sich als eine geheimnisvolle, mystische qualifiziert. War es nun aber jemals die Gepflogenheit schlichter Historiker, derartige Allegorien zu gebrauchen?

3. Indessen tritt in der mosaischen Kosmogonie der Zweck, durch dieselbe die Sabbatfeier zu empfehlen, so lichtvoll zutage, daß kein Erklärer ihn übersehen kann. Man glaubte nun, die Erklärung der Tage als Perioden dadurch annehmbarer zu machen, daß man sagte, Moses habe aus Rücksicht auf den Zweck, in der göttlichen Schöpfungswoche ein Vorbild der menschlichen Woche darzustellen, die langen Zeiträume als „Tage“ bezeichnet.

Allein war es denn für den besagten Zweck wirklich nothwendig, daß Moses in solches Dunkel sich hüllte? Es ist doch ein seltsamer Gedanke, Moses oder der Geist Gottes selbst, der ihn leitete, habe, um die Erfüllung eines göttlichen Gebotes zu fördern, einer Sprache bedurft, von der vorauszu sehen war, daß sie — wenn auch nur in einem unwesentlichen Punkte — vielfach werde mißverstanden werden. Selbstverständlich kann es einem Moses niemand zumuthen, daß er seinem Volke die Entstehung oder Entwicklung der Welt und insbesondere der Erde in irgend ähnlicher Weise erzählen und beschreiben wird, wie die heutigen Vertreter der Naturwissenschaften. Aber es hätte ja sehr wenig genügt, um sich etwas deutlicher zu machen. Wenn er z. B. anstatt: „es ward Abend und Morgen, Ein Tag“ nur gesagt hätte: „und ein Tag Gottes war vorüber, ein anderer folgte“, so hätte diese Fassung und namentlich der Beisatz „Gottes“ auch im schlichten Leser leicht den Gedanken angeregt, daß die Tage „Gottes“ wohl viel längere, großartigere Tage gewesen sein dürften,

als die Tage, wie wir Menschen sie zählen. Die Ehrfurcht vor dem Sabbath wäre dadurch nicht verringert, eher erhöht worden. Warum setzte also Moses zur Aufklärung der Allegorie gar nichts bei? Jener Moses, den man sonst gerne als einen Lehrer lobt, der zur beschränkten Fassungskraft des Volkes sich herabzulassen verstand? Dafs er es nicht that, scheint somit sehr zur Rechtfertigung der Annahme zu dienen, dafs er selbst die „Tage“ wirklich nur als natürliche Tage verstand.

Uebrigens kann man noch sagen, dafs gerade die innige Beziehung, in welche wir da die Tage der Schöpfung zu unseren Wochentagen, den Sabbath Gottes zum Sabbath der Menschen gebracht finden, erst recht nachdrücklich die Auffassung der Schöpfungstage als gewöhnliche Tage zu fordern scheint, besonders, wenn man noch 2. Mos. 20, 8—11. zur Vergleichung heranzieht: „Sechs Tage magst du arbeiten und alle deine Geschäfte verrichten. Am siebenten Tage aber ist Sabbath des Herrn, deines Gottes; an ihm thue durchaus keine Arbeit . . . Denn in sechs Tagen hat der Herr vollendet den Himmel und die Erde, und das Meer, und alles, was in ihnen ist, und am siebenten Tage hat er geruht, weshalb der Herr den Tag des Sabbath gesegnet und ihn geheiligt hat“. Bei Lesung dieser Stelle drängt sich die Erinnerung an den bekannten hermeneutischen Canon auf, dafs ein Wort im nämlichen Kontexte wiederholt vorkommend im gleichen Sinne zu nehmen ist, und fertig ist der Schluss: Folglich sind die Tage der Schöpfung gleich unseren Wochentagen Zeiträume von 24 Stunden.

4. Will man also die Deutung der „Tage“ als langer Zeiträume vom exegetischen Standpunkte befriedigend rechtfertigen, so mufs man den ganzen Inhalt und Charakter der Bücher Moses aufmerkamer betrachten. Sie enthalten ja nicht blofs einfache Geschichte. Zu einem grofsen Theile bestehen sie aus einer Sammlung förmlicher Gesetze, welche Gott dem Volke Israel durch die Vermittlung Moses gegeben hat, weshalb die Juden alle mitsammen, den ganzen Pentateuch als das „Buch des Gesetzes“ oder einfach als das „Gesetz“ bezeichneten. An die Gesetze selbst knüpfen sich, besonders im fünften Buche, ausführliche Paränesen, eindringliche Ermahnungen, dieselben zu beobachten. Nebst all' dem sind die Bücher Moses aber auch prophetische Bücher, voll von Weissagungen, welche theils von Moses selbst, der ja der grofse Prophet des Alten Bundes ist, theils von Patriarchen der Vorzeit, wie Noë, Abraham¹⁾, Isaak, Jakob, Josef herrühren. Nebst diesen heiligen Propheten tritt auch der Wahrsager Balaam mit richtigen Weissagungen auf, zu denen der Geist Gottes ihn nöthigte. Sofort ist es nun am Plage, zu erinnern, dafs die Sprache der Propheten dunkler, als die der

¹⁾ Dieser Erzvater wird 1. Mos. 20, 7. von Gott selbst als ein Prophet bezeichnet.

Historiker und Didaktiker zu sein pflegt. Die Ursache liegt zum Theile in der Erhabenheit und Ferne der Gegenstände, welche sie mittheilen, zum Theil, und noch mehr in dem Willen Gottes, der seine Geheimnisse den Menschen klarer oder dunkler offenbart, je nachdem es seine Weisheit für gut findet.

Der erste Abschnitt der Genesis, mit dem wir uns beschäftigen, der das erste Capitel und die drei ersten Verse des zweiten umfaßt, ist insoferne gewiß historisch, als uns darin wahre, der Vergangenheit angehörende Thatfachen mitgetheilt werden. Aber mit weit mehr Recht noch kann man sagen, daß das ein prophetischer Abschnitt der Bücher Moses ist. Die den Propheten eigene Begnadigung besteht darin, daß sie von Gott auf eine übernatürliche Weise Kenntniss von Thatfachen bekommen, die auf natürlichem Wege nicht zu gewinnen war. Die Mittheilungen solcher Thatfachen an andere Menschen sind prophetische Kundgebungen, gleichviel, ob die Thatfachen zukünftige, gegenwärtige oder vergangene sind. Prophetisch war die Eröffnung Jesu an Nathanaël: „Bevor Philippus dich rief, als du warst unter dem Feigenbaume, sah ich dich“ (Joh. 1, 48); ebenso jene an die Samaritin, da er sie an die Unordnungen ihres bisherigen Lebens erinnerte, weshalb sie auch sofort entgegnete; „Herr, ich sehe, daß du ein Prophet bist“ (Joh. 4.). Als Prophet hielt Nathan dem David verübte große Missethaten vor, die sonst noch nicht ruchbar geworden waren (2. Kön. 12.); als Prophet versuchte Elisäus gegen seinen Diener Gezi, da er im Geiste gesehen, wie er von Naaman die Geschenke annahm (4. Kön. 5, 26.). Vom Messias weisagten die Propheten nicht nur, was er, als Mensch auf Erden erscheinend, thun und leiden wird; sie wußten auch zu sagen, daß „sein Ausgang ist von Anbeginn, von den Tagen der Ewigkeit her“ (Mich. 5, 2), daß der Vater ihn von Ewigkeit gezeugt (Ps. 2. 7.). Demnach haben wir das Recht, zu sagen, daß der erste Abschnitt der Genesis eine prophetische Kundgebung ist, da die vergangenen Thatfachen, die uns da mitgetheilt werden, nicht anders, als durch übernatürliche Offenbarung Gottes zur Kenntniss dessen gelangten, der sie zuerst mittheilte, mag das nun Moses selbst, oder ein anderer lange vor ihm gewesen sein, was wir einstweilen unerörtert lassen. Zudem enthält aber dieser Abschnitt auch eine große Prophetie, welche sich auf die Zukunft bezieht. Wir werden hier nicht nur einfach mit einem von Gott erlassenen Sabbatgesetze bekannt gemacht (2, 3.), sondern sehen auch in der durch sechs Tage fortgesetzten schaffenden Thätigkeit Gottes, und in seinem Ruhen am siebenten Tage einen hehren Typus der ganzen religiösen Ordnung der menschlichen Woche aufgestellt. Durch die Offenbarung dieses Typus verkündigt Gott zum voraus, daß er auch mit seiner göttlichen Auctorität und Macht für die Verwirklichung und dauernde Aufrechterhaltung des Antitypus eintreten wird, natürlich ohne der menschlichen Freiheit Gewalt anzuthun. Die Segnung des siebenten Tages ist eine pro

phetische Verheißung von Gnaden und Wohlthaten für diejenigen, die das Gesetz beobachten werden; daß es den Verächtern des geheiligten Tages nicht wohlgehen werde, ist wenigstens einschlusweise angedeutet¹⁾. Sowohl mit Beziehung auf die Vergangenheit als auf die Zukunft ist somit der erste Abschnitt der Genesis ein prophetischer. — Geschichte im engeren Sinne des Wortes aber haben wir bei Moses überall da, wo er uns Begebenheiten erzählt, welche Menschen als Augen- und Ohrenzeugen zur Kenntniss nehmen konnten. Das zu unterscheiden ist nicht schwer, und gibt es darum keinen Raum für eine begründete Besorgnis, daß wir etwa die historische Auctorität der Bücher Moses schwächen werden, wenn wir in ihnen — wie wir eben müssen — auch prophetisch-mystische Theile anerkennen.

Die heiligen Väter pflegten Moses vorwiegend als den großen Propheten ins Auge zu fassen, und so fanden manche aus ihnen leicht heraus, daß er gerade auch über das göttliche Schöpfungswerk als solcher redet. So preist ihn namentlich der heilige Johannes Chrysostomus nach Anführung der Worte: „im Anfange erschuf Gott Himmel und Erde“ als den wunderbaren, ausgezeichneten Propheten, als den Glückseligen, welcher viele Jahrhunderte später geboren, von der Hand Gottes geleitet, gewürdigt wurde, uns dasjenige zu verkündigen, was der Herr aller Dinge in der Vergangenheit gemacht²⁾. Des Chrysostomus Zeitgenosse Severianus Gabalitanus hebt noch ausdrücklicher hervor, daß Moses von der Welterschöpfung nicht als Geschichtsschreiber, sondern als Prophet redet, indem er redet, was er nicht gesehen, erzählt, wovon er nicht Augenzeuge gewesen³⁾. In ähnlichem Sinne äußern sich Basilus, Gregor von Nyssa, Ambrosius in ihren das Hexaëmeron behandelnden Werken. Der hl. Augustinus machte geistreiche Versuche, die mosaische Darstellung von der Schöpfung „figürlich“ (figurate) nach Art einer „Prophetie“ zu erklären⁴⁾.

Durch die Offenbarungen Gottes in eine gehobene Seelenstimmung versetzt, sprachen die Propheten ihre Weissagungen oft auch in erhabenen poetischer, bilderreicher Form aus. Beispiele dessen bieten, um bloß bei den Büchern Moses zu bleiben, die Prophetie des Patriarchen Jakob (1. Mos. 49.), diejenige Balaams (4. Mos. 23. 24.) und der Lobgesang und die Weissagung Moses selber im 5. Buche, 32. Capitel. Und gerade auch der erste Abschnitt der Genesis oder die Kosmogonie ist ein wahrer Gesang, in eine Art Strophen eingetheilt, eine Fülle von Figuren und Tropen aufweisend. Nicht künstlich ist diese Poesie, sondern einfach und natürlich, aber dabei von hoher Erhabenheit und Schönheit.

¹⁾ Zur Erfüllung der Prophetie gehört auch die Sonntagsfeier der christlichen Jahrhunderte, und hier gerade zeigt sich dieselbe am großartigsten. Daß da der Sonntag an die Stelle des Sabbats gesetzt wurde, ändert an der Substanz des Gesetzes nichts. — ²⁾ In cap. 1. Genes. hom. 2. — ³⁾ Orat. 1. in mundi creationem. — ⁴⁾ De Genes. ad litt. l. IV. c. 28. — Vgl. Hummelauer, Commentarius in Genesin (Parisiis 1895), p. 50. sqq. et p. 74.

Gleich der zweite Vers vergegenwärtiget unseren inneren Augen ein wunderbar erhebendes Bild, wie nämlich der Geist Gottes über den Wassern schwebt, gleichsam sinnend und sich vorbereitend, wie er die wüste und leere Erde zu einer herrlichen Wohnung für seinen Liebling, den Menschen, umschaffen wird.

Die Verse 3 bis 5, sind die einfachsten von allen, aber durch den Gegenstand selbst, den sie darstellen, so majestätisch schön, daß es schade gewesen wäre, auch nur ein Geringes beizufügen oder wegzulassen: „Und Gott sprach: Es werde Licht. Und es ward Licht. Und Gott sah das Licht, daß es gut war; und er schied das Licht von der Finsternis. Und er nannte das Licht Tag, und die Finsternis nannte er Nacht“.

In dem weiteren (B. 6—25) sehen wir fünfmal die poetische Figur der Beschreibung (*figura descriptionis*) angewendet. Bloß Eine (Vers 11. und 12.) wollen wir in extenso citieren:

„Und er (Gott) sprach: Es lasse die Erde Gras sprossen, das aufgrünet und das Samen trägt; und Fruchtbäume, welche Frucht bringen nach ihrer Art, deren Same in ihnen selber ist auf der Erde. Und also ward es. Und die Erde brachte hervor Kraut, das grünet, und das Samen trägt nach seiner Art, und fruchttragende Bäume, die jegliche Samen haben nach ihrer Art“. — Der prosaische Erzähler würde mit den Worten: „Und also ward es“ die Rede abzuschließen gefunden haben, oder vielmehr, er hätte das Ganze anders und kürzer gefaßt. Aber dem gehobenen Geiste des Propheten war es eine Lust, bei dem Anblicke zu verweilen, wie die Erde sich mit herrlichem Grün bekleidet, und Kräuter und Bäume sprossen läßt, und die Wirkung des Affectes der Freude und der Bewunderung ist die wiederholende Beschreibung: „Und die Erde brachte hervor“ u. s. w.

Ähnlich werden beschrieben die Entstehung des Firmamentes (6. 7.), der Sonne, des Mondes und der Sterne (14—18.), der Fische, der kriechenden Thiere und der Vögel (20. 21.), des Viehes und der anderen Thiere der Erde (24. 26.).

Man lese ferner B. 27: „Und Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde; nach dem Bilde Gottes schuf er ihn, Mann und Weib erschuf er sie“; und die Schlusverse des Abschnittes im zweiten Capitel (2. 3.) „Und Gott vollendete am siebenten Tage sein Werk, das er gemacht hatte, und ruhte am siebenten Tage von allem Werke, welches er vollbracht (hatte). Und er segnete den siebenten Tag, und heiligte ihn, weil er an demselben geruht hatte von all seinem Werke, welches Gott schuf, um es zu verwirklichen“. So pflegen Prosaiter die Rede nicht auszuspinnen; es sind das Beispiele jenes Parallelismus, der die gewöhnlichste Figur in der hebräischen Poesie ist, wie man sie besonders in den Psalmen so oft beobachten kann.

Durch den ganzen Abschnitt hindurch macht sich mehr oder weniger jene Figur bemerklich, die man in der Poetik Polyhyndeton nennt, welche darin besteht, daß die Conjunction „Und“ häufiger

angewendet wird, als man es in der Prosa nothwendig und passend finden kann. Am auffallendsten tritt sie hervor in dem Segen, welchen Gott dem ersten Menschenpaare ertheilt: „Seid fruchtbar und mehret euch, und erfüllet die Erde und unterwerfet sie, und seid Herr über die Fische des Meeres und die Vögel des Himmels und über alle lebendigen Wesen, welche sich regen auf Erden“ (V. 28).

Der Anthropomorphismus, nämlich die bekannte metaphorische Redeweise, welche Gott den Herrn ähnlich einem Menschen darstellt, kommt zwar auch in der Prosa, sowohl bei Moses, als auch bei anderen heiligen Schriftstellern vor; aber die Art, wie er in unserem Abschnitte angewendet erscheint, so durchgängig, regelmäßig, malerisch, kennzeichnet sich entschieden ebenfalls als eine poetische. Besonders sticht hervor, wie Gott, gleich einem menschlichen Baumeister, ein vollbrachtes Werk nach dem anderen erst wieder beschaut, und es als gut befindet. Schließlich heißt es (V. 31.): „Und Gott sah alles, was er gebildet hatte, und es war recht gut“.

Sehr poetisch sind die fortgesetzten Ausmalungen der Uebergänge von einem Tag zum anderen (gleichviel, wie man die Tage verstehen mag): „Und es ward Abend und Morgen, Ein Tag“ — „und es ward Abend und Morgen, der zweite Tag“ u. s. w. Diese Art, Zeitangaben zu machen, ist der historischen Prosa, sei sie nun eine schlichte oder eine gewähltere, völlig fremd, was besondere Aufmerksamkeit verdient.

Durch die eben erwähnten malerischen Zeitangaben erscheint der ganze Gesang gleichsam in ebenso viele Strophen eingetheilt. Ein strenges Metrum weisen diese nicht auf, wohl aber etwas Verwandtes, nämlich eine regelmäßige Gliederung, indem zuerst der Befehl Gottes, daß ein Werk entstehe, angeführt wird, dann die Entstehung selbst, sodann meist eine wiederholende Beschreibung und dazu bei den drei ersten Werken die Benennung derselben, worauf die Beschauung und Belobung, und endlich bei den Thieren und bei den Menschen die Segnung folgt.

Diese poetische Form des ersten Abschnittes der Genesis hat einigen neueren Erklärern zum Anlaß gedient, etwas allzufreie Meinungen über denselben aufzustellen¹⁾; aber jedenfalls verdient sie weit mehr Beachtung, als ihr von Seite vieler anderer zutheil wurde, und darum nahmen wir uns die kleine Mühe, sie etwas eingehender nachzuweisen.

6. Aus der doppelten Thatfache, daß der erste Abschnitt der Genesis sowohl dem Inhalte nach prophetisch ist, als auch durch seine Form von der Geisteserhebung eines Propheten Zeugnis gibt, ziehen wir die Folgerung, daß es vollkommen statthast ist, was wir da von sechs Tagen göttlichen Schaffens und von einem darauffolgenden Ruhetage des Herrn lesen, als eine Allegorie aufzufassen. Wir

¹⁾ Siehe Hummelauer l. c. pag. 66.

fügen bei, daß solches auch dann noch statthast wäre, wenn der Annahme gewöhnlicher Tage bedeutend geringere Schwierigkeiten entgegenstünden, als es thatsächlich der Fall ist; denn bei Propheten sind Metaphern und Allegorien von mehr oder weniger mystischem Charakter eben nichts Ungewöhnliches).

Eine berühmte Prophetie Daniels nennt „siebenzig Wochen“, welche sie dann eintheilt in „sieben Wochen und zweiundsechzig Wochen“ und eine letzte „Woche“, in welcher Christus den Erlösungstod erleiden, die alte Art des Gottesdienstes abgeschafft werden wird u. s. w. (Dan. 9, 24. ff.). Das einfache Wort „Woche“ bedeutet gewöhnlich und eigentlich den Zeitraum von sieben Tagen, in der Prophetie einen solchen von sieben Jahren. — Tobias (Tob. 13.) und Isaias (Isa. 60) weissagen von einer künftigen Herrlichkeit „Jerusalems“, wo sich die Völker von allen Seiten versammeln und Gott anbeten und preisen werden; es bezieht sich aber die Prophetie auf die Kirche Christi. — Der heilige Apostel Johannes weissagt in der Offenbarung viel von den Strafgerichten, welche über Rom und das römische Reich hereinbrechen werden, bezeichnet aber Rom stets nur allegorisch als „Babylon“. In dem gleichen Buche nennt Johannes Christum, den göttlichen Erlöser, fast regelmäßig einfach „das Lamm“, ohne den Beisatz „Gottes“, welchen Johannes der Täufer gebraucht hatte. — Im 7. Capitel der Offenbarung erzählt Johannes die Vision eines Engels, der die Erwählten Gottes bezeichnete oder besiegelte: „Und ich hörte die Zahl der Besiegelten: Hundertvierundvierzigtausend Besiegelte aus allen Stämmen der Kinder Israels. Aus dem Stamme Juda zwölftausend Besiegelte, aus dem Stamme Ruben zwölftausend Besiegelte“ u. s. w. Allegorische Zahlen sind das, mit welchen überhaupt die Vollzahl der Erwählten aus dem Volke Israel bedeutet werden will. Der Erwählten aus allen Völkern aber war „eine große Schar, die niemand zählen konnte“. Gerade Zahlen und Masse sind es namentlich, welche in der heiligen Schrift oft bald in einfach tropischem, bald auch in mystisch-allegorischem Sinne angeführt werden. Der Leser wird sich dessen selbst erinnern, ohne daß wir weiter mit Citaten ihn hinzuhalten brauchen.

Ganz füglich also können wir auch in der mosaischen Kosmogonie, als in einer Prophetie, den einen und den zweiten und die folgenden

¹⁾ Auch sonst muß man den Grundsatz, daß in der heiligen Schrift von dem eigentlichen Sinne der Worte nicht ohne Nothigung abzugehen sei, nicht übermäßig urgieren. Da in den heiligen Büchern wirklich Tropen in Menge vorkommen, was niemand leugnet, so darf im Zweifel eine tropische Deutung der eigentlichen jedesmal vorgezogen werden, so oft sie als die passendere erscheint, wofern dem nur keine kirchliche Entscheidung oder eine wahrhaft allgemeine Tradition entgegensteht. Man denke z. B. an den „Wurm“ der Verdammten, von dem Christus Mark. 9, 43. 45. 47. spricht. Eine strenge Nothigung, den eigentlichen Sinn des Wortes zu verlassen, liegt da nicht vor. Und doch verläßt man sie ohne Bedenken fast allgemein, wenn wir nicht irren, und denkt an den Wurm des bösen Gewissens.

Tage der Schöpfung im allegorischen Sinne verstehen, als je einen langen Zeitraum, dessen Dauer nur Gott näher bekannt ist. Die Bezeichnung „Tag“ paßt auf einen solchen ebenso, wie auf die zum verdienstlichen Wirken bestimmte Lebenszeit des Menschen, von welcher Christus in Bezug auf sich selber und auf uns alle sagt: „Ich muß wirken die Werke desjenigen, der mich gesandt hat, solange es Tag ist, denn es kommt die Nacht, da niemand wirken kann“ (Joh. 9, 4.). Die Gesamtheit jenes göttlichen Schaffens ist jedenfalls theilbar durch die Zahl Sechs, und darum ebenso vergleichbar mit den sechs Tagen unserer Woche, wie Christus an einer anderen Stelle die Zeit seines irdischen Wirkens mit zwölf Arbeitsstunden des Tages vergleicht (Joh. 11, 9.). Die Doppelmetapher: „Und es ward Abend und Morgen“ bedeutet der Uebergang von einer Zeit in eine andere, ein für uns nicht näher bestimmbares Spät und Früh. Eine verwandte metaphorische Anwendung der gleichen Worte findet man in der Weissagung Jakobs über Benjamin 1. Mos. 49, 27. und beim Propheten Sophonias 3, 3. Der Gesamtsinn der Allegorie ist: Die Zeit des göttlichen Schaffens von da an, wo die wüste und wasserbedeckte Erde zuerst vom Lichte beschieden wurde, bis zur Erschaffung und Segnung des ersten Menschenpaares einschließlich steht zu der nachmaligen Zeit der Ruhe Gottes in einem ähnlichen Verhältnisse, wie die wöchentlichen sechs Arbeitstage der Menschen zum darauffolgenden Ruhetage. Der Zweck, warum Gott dieses den Menschen durch den Propheten sagen läßt, (da sie selbst zu solcher Vergleichung ja nicht gelangen konnten), ist der, sie durch sein eigenes erhabenes Vorbild liebevoll aufzufordern, daß sie die Ordnung der Arbeit durch sechs Tage, und der Ruhe und eines besonderen Gottesdienstes am siebenten Tage gewissenhaft einhalten mögen.

Diese einfache allegorische Erklärung erscheint umso annehmbarer, wenn man die anthropomorphe Darstellung Gottes des Schöpfers betrachtet, welche durch den ganzen Abschnitt regelmäßig fortgeführt wird. Was Wunder, wenn derjenige, der uns den Schöpfer immer wie einen menschlichen Baumeister vergegenwärtiget, auch für die großen Schöpfungszeiten eine von unsern menschlichen Arbeitstagen entlehnte Bezeichnung gefunden hat?

7. Die syntaktische Verbindung der Schöpfungstage Gottes mit unseren Werktagen und des göttlichen Ruhetages mit dem unsrigen in den Stellen 1. Mos. 2, 2. 3. (siehe n. 5.) und 2. Mos. 20, 8—11. nöthiget durchaus nicht, die einen und die anderen Tage als gleiche Größen zu nehmen. Die hermeneutische Regel von der gleichen Bedeutung eines Wortes im gleichen Contexte erleidet manchmal, wie jede andere, Ausnahmen, und es ist ein sehr greifbarer Anhalt da, um zu glauben, daß dieses gerade in unseren Texten der Fall ist. Dieselben legen uns nämlich ein Gleichniß vor, in Gleichnissen aber pflegen neben einer Aehnlichkeit viel größere

Unähnlichkeiten zu bestehen. Man denke: Der unendlich große Gott wird da in Vergleich gebracht mit dem unendlich kleinen Menschen, die Himmel und Erde umfassende schöpferische Thätigkeit Gottes mit menschlichen Feld- und Handarbeiten, eine erhabene Ruhe Gottes des unveränderlich und ewig Starken mit dem Ausruhen ermüdeter Ackerbauer und Handwerker. Diese dreifache unermessliche Verschiedenheit gibt gewiß einen starken Vermuthungsgrund ab, daß auch die Tage des schaffenden Gottes von den Tagen, welche unsere menschliche Arbeit regeln, weit verschieden, daß sie viel großartiger sein werden.

Dazu kommt dann die oft hervorgehobene gewaltige Unwahrscheinlichkeit, daß die Werke, welche im Hexaëmeron den einzelnen Tagen zugetheilt werden, im Verlaufe je eines natürlichen Tages sich vollzogen haben sollen. Freilich ist bei Gott kein Ding unmöglich, aber die Allmacht Gottes ist es nicht allein, die da in Betracht zu ziehen ist. Soweit es bloß auf die Macht ankommt, konnte Gott in einem einzigen Augenblicke Alles schaffen, wie es am siebenten „Tag“ war. Da er sich aber nach einem höchst weisen Rathschlusse Zeit gelassen hat, so wird diese eine so lange gewesen sein, als sie der Größe der Werke und dem allmählichen Wirken der untergeordneten Ursachen entspricht.

Ueberdies bietet sich noch folgende doppelte Erwägung dar. Da Gott für seine Thätigkeit in Bezug auf die Erde und deren vernünftige Bewohner einmal eine Ordnung gewählt hat, die der Ordnung unserer Wochen analog ist, so ist zu vermuthen, daß die göttliche Woche — denn mehrere solche kennen wir nicht — die ganze Zeit von dem: „Es werde Licht“ bis zum jüngsten Gerichte umfaßt. Verhältnismäßig zu dieser Länge der göttlichen Woche wird also auch die Länge der einzelnen sieben Tage, aus denen sie besteht, zu denken sein.

Während Gott der Herr für den Menschen jeden siebenten Tag gesegnet und geheiligt hat, und an demselben von körperlicher Arbeit zu ruhen gebietet, ist nirgends gesagt, daß auch er selber jeden siebenten Tag ruhet. Nur Ein siebenter Tag der Ruhe des Herrn ist in der Schrift verzeichnet, und wir haben keinen Anhalt, zu meinen, daß derselbe bereits vorüber ist. Ein Abend dieses Tages ist nicht erwähnt, er wird also wohl erst in einer unbestimmten Zukunft eintreten. Als Maßstab für die Dauer dieses Tages ist die Ruhe des Herrn anzusehen, denn diesem ist er gewidmet, im Gegensatz zu den früheren Tagen, welche Werktag sind. Nun beharrt Gott bis heute, und wird auch ferner in jener Ruhe beharren, welche nach der Segnung des ersten Menschenpaares begann; denn jene seine Schöpfungswerke, durch die er die Erde wohnlich für den Menschen einrichtete, sind ein für allemal vollbracht. Und wenn außerdem unter der Ruhe des Herrn jene seine göttliche Befriedigung gemeint ist, mit der er das Lob, die Liebe und den Dienst des nach seinem

Ebenbilde geschaffenen Menschen entgegennimmt, so umfaßt diese mit ihrer Dauer ebenfalls alle irdischen Zeiten, in deren Mitte als Gegenstand des höchsten göttlichen Wohlgefallens Christus der Gottmensch steht. In einer ungefähren Proportion zu diesem langen Ruhetage werden also die vorhergehenden sechs Werkstage Gottes stehen ¹⁾).

Demnach halten wir die allegorische Deutung der Schöpfungstage nicht nur einfach für statthalt, sondern auch für eine solche, welche gegenüber der Annahme gewöhnlicher Tage weit mehr Wahrscheinlichkeit für sich hat; und das nach rein exegetischen Principien, ohne Rücksicht auf die Resultate der modernen Naturwissenschaften.

8. Die prophetische Natur der mosaischen Kosmogonie gibt uns dann auch den passenden Maßstab an die Hand, die Darstellungsweise der göttlichen Schöpfungen selbst, die innerhalb jener sechs Tage sich verwirklichten, sachgemäß zu beurtheilen. Etwas anderes ist ein Prophet, etwas anderes ein Historiker, wie auch ein Geologe, der in seiner Weise die Entstehung und Ausbildung der Erde erzählt und beschreibt. Die Propheten, besonders David in den Psalmen, Jesaias und Daniel haben Vieles über den kommenden Messias recht klar vorhergesagt: aber wenn wir auch alle die Weissagungen möglichst chronologisch geordnet in Eine Reihe zusammenstellen, was ist doch das im Vergleiche mit den Evangelien, welche das Leben, die Lehrthätigkeit, das Leiden, den Tod und die Verherrlichung Christi historisch zur Darstellung bringen! Hier haben wir den ganzen zusammenhängenden Verlauf der Geschichte Christi vor uns, bei den Propheten bloß Elemente und Stücke, vereinzelte Züge, welche miteinander zu verbinden ohne die evangelische Geschichte sehr schwierig, zum Theil unmöglich wäre. So muß man denn auch in dem prophetischen ersten Abschnitte der Genesis nicht eine vollständige Geschichte der Entwicklung und Ausbildung des Erdballes, und namentlich der Entstehung der Pflanzen- und Thierwelt suchen; nur einige Hauptstücke derselben haben wir da vor uns, einige große, summarische Angaben, aus denen Manches zwar klar zu entnehmen ist, Anderes dagegen auch minder klar bleibt.

Minder klar ist der heilige Text namentlich in Bezug auf die Werke, welche unter dem Zeichen des ersten und des vierten Tages angeführt werden, oder vielmehr in Bezug auf die Art, wie sie zu einander sich fügen. Unter dem Zeichen des ersten Tages nämlich

¹⁾ Nach dieser Proportion etwa die Zeit des jüngsten Gerichtes berechnen wollen, bliebe indessen immer ein ebenso fruchtloses, als vermessenes Unterfangen. Denn erstlich wird die Berechnung der sechs Werkstage Gottes stets sehr unsicher bleiben, theils wegen der Unzulänglichkeit der natürlichen Rechnungsmittel, theils, und noch mehr wegen der absoluten Unberechenbarkeit des moderierenden göttlichen Einflusses auf den Gang der Dinge. Sodann hat uns Gott, was seinen siebenten Tag anbelangt, keine Bürgschaft gegeben, daß er denselben seiner ganzen verhältnismäßigen Länge nach werde verlaufen lassen. Derselbe kann eine Abkürzung erfahren, wie die siebenzigste danielische Jahreswoche, und einige Abkürzung stellt der Heiland sogar ausdrücklich in Aussicht (Matth. 24, 22.).

heißt es nicht bloß, daß Gott das Licht erschuf, sondern auch, daß er das Licht von der Finsternis schied, und das erstere „Tag“, die letztere „Nacht“ nannte. Unter dieser Scheidung kann nicht wohl eine andere verstanden werden, als diejenige, welche wir noch fortwährend beobachten, indem wir abwechselnd Tag und Nacht eintreten sehen, und darnach müßte auch die Sonne, welche das Licht des Tages spendet, bereits in der nämlichen ersten Zeit vorhanden gewesen sein. Dieser Annahme scheint aber sehr zu widersprechen, daß die Erschaffung der Sonne, wie des Mondes und der Sterne erst nach Anführung des dritten Tages erzählt wird.

Da ein klareres und bestimmteres Wissen, wie es mit diesen Dingen eigentlich hergieng, unerreichbar ist, entspricht es dem Triebe des menschlichen Geistes, irgend einer Vermuthung nachzuhängen, wie es hergegangen sein möchte. Uns gefällt da der Anschluß an die Hypothese Laplaces, wie Karl Braun sie empfiehlt¹⁾, und vor ihm schon der französische Gelehrte Augustin Cauchy († 1857) empfohlen hat²⁾. Nach dieser Hypothese war nämlich die Sonne anfangs ein Nebelball oder ein Nebelstern von unermesslichem Umfange; erst mittelst eines allmählichen Processes, der unberechenbar lange Zeiten in Anspruch nahm, verdichtete sie sich auf ein verhältnißmäßig geringes Volum, und wurde schließlich jener glühend strahlende Körper, als welchen die Menschen, seit es deren auf Erden gibt, sie kennen. Nun ist es ein allgemeiner, weil auch innerlich ganz zweckentsprechender Gebrauch, daß man angesichts von Dingen, welche eine so große Veränderung erfahren haben, daß sie sich selber, wie sie früher waren, kaum mehr ähnlich sehen, vom Werden oder Entstehen neuer Dinge redet, und demgemäß auch einen neuen Namen ihnen beilegt. Aus einem Keime wird eine Pflanze, aus einer Raupe entsteht ein Schmetterling, Dunst wird zu Wasser, Wasser bildet sich in Eis um, u. dgl. m. Ganz angemessen und ohne Zwang läßt es sich somit denken, in der mosaïschen Kosmogonie sei die Scheidung von Licht und Finsternis, das heißt der Wechsel von Tag und Nacht darum weit vor der Erschaffung oder Bildung der Sonne erwähnt, weil in jener ersten Zeit wohl ein Anfang der Sonne da war, ein die Sonne vorbereitendes, schwächer leuchtendes Nebelgebilde, nicht aber die Sonne selbst, wie sie später der Erde und den Menschen zu dienen begann.

Auch von der Erde läßt sich sagen, daß sie gleich anfangs schon da war, und auch wieder, daß sie nicht war. Sie war da, denn wir lesen ausdrücklich: „Im Anfange erschuf Gott Himmel und Erde“, und: „Die Erde war wüst und leer“. Aber man kann recht wohl entgegenen: Das war nur ein wüster Stoff zu einer Erde, der bloß durch Anticipation deren Bezeichnung erhält. Eigentlich ist

¹⁾ Karl Braun S. J., über Kosmogonie vom Standpunkte christlicher Wissenschaft (Münster 1889) S. 231. 232. — ²⁾ Sept Leçons de physique générale, publiées par l'abbé Moigno, Paris 1866.

die Erde erst geworden, als die große Veränderung geschah, daß die Gewässer sich zu Meeren sammelten, und trockenes Land erschien. Dieses letztere war es zunächst, dem Gott selbst die Bezeichnung „Erde“ gab, welche dann der Mensch auch auf den gesammten Erdkörper auszudehnen sich gewöhnte. Diese allmähliche Umbildung der Erde, wie der heilige Text sie bezeugt, leitet auch ohne Laplace und seine Hypothese auf den Gedanken, daß es mit den Himmelskörpern eine ähnliche Bewandtnis hatte, weil sie ja mit der Erde in genauen dynamischen Beziehungen stehen. Auch sie haben verschiedene Phasen ihres Daseins durchgemacht, haben eine Umschaffung zu neuen Objecten erfahren, und diese will bedeutet werden, wo Gott befiehlt: „Es sollen Lichter werden an der Weste des Himmels“, und wo es weiter heißt: „Und Gott machte die zwei großen Lichter, . . . dazu auch die Sterne“. Daß sie in einer unvollkommenen Gestalt schon früher da waren, war indirect angegeben worden, wo es hieß, daß Gott das Licht von der Finsternis schied. — Durch das Werk des dritten Tages erhielt die Erde eine relative Vollendung; sie war nunmehr geeignet, eine Wohnstätte sinnbegabter lebendiger Wesen zu sein, deren sich auch der Mensch seinem irdischen Theile nach anschließen wird. Es ist eine passende Reihenfolge, daß der Prophet gleich darauf auch von einer entsprechenden Vollendung der Sonne, des Mondes und der Sterne Kunde gibt. — Man könnte noch daran erinnern, daß Gott befiehlt: Es werde Licht, und es werde die Himmelsweste, obgleich das keineswegs Schöpfungen aus Nichts waren, sondern Werke, welche allmählig aus bereits Bestehendem hervorgiengen¹⁾.

Die Ordnung, in welcher die übrigen Schöpfungen Gottes angeführt werden, ist leichter faßlich. Naturgemäß mußte die Erde früher mit einer geeigneten Atmosphäre umgeben, und mußte ein Theil derselben wasserfrei geworden sein, bevor Gras und Sträucher und Bäume auf derselben wachsen konnten. Naturgemäß mußte die Pflanzenwelt bis zu einem gewissen Maße entwickelt sein, bevor eine namhafte Entwicklung der Thierwelt stattfand; und naturgemäß traten von den Thieren die minder vollkommenen eher ins Leben, als die vollkommeneren, und namentlich solche, welche in vorzüglicher Weise zum Dienste des Menschen bestimmt waren.

¹⁾ Mit der bloßen Annahme, die Gestirne seien in dieser Zeit erschienen, auf der Erde sichtbar geworden, geschieht unseres Erachtens dem heiligen Texte nicht Genüge. Wohl kann man anstatt von einem Werden auch von einem Erscheinen reden, wo beides unmittelbar zusammenhängt, wie z. B. das Erscheinen des trockenen Landes mit dem wirklichen Trockenwerden desselben. Aber nicht kann man das bloße Erscheinen und Erscheinenlassen eines bis dahin verborgenen, sonst aber sich gleich bleibenden Gegenstandes als ein Werden, beziehungsweise als ein Machen desselben bezeichnen. — Es genügt auch nicht, auf den neuen, vollkommenen Dienst hinzuweisen, welcher die Gestirne von da an der Erde zu erweisen begannen. Von diesem Dienste spricht zwar der heilige Text auch, aber erst an zweiter Stelle; an erster Stelle constatiert er, daß die Gestirne geworden sind, daß Gott sie gemacht, geschaffen hat.

9. Was das Verhältniß der göttlichen Werke zu den einzelnen göttlichen Tagen anbelangt, so muß man zusehen, daß man aus dem heiligen Texte nicht mehr herausliest, als wirklich darin liegt, und sich so selbst unnöthige Schwierigkeiten bereitet. Die Einschaltungen von den Abenden, den Morgen und den Tagen bieten, obenhin angesehen, einen gewissen Schein von chronologischen Angaben; aber bei näherer Betrachtung fällt es sehr auf, wie der heilige Verfasser die den Historikern eigene Art, mit der Erzählung von Thatfachen die entsprechenden chronologischen Angaben zu verbinden, so wenig einhält, daß er sie vielmehr ganz constant bei Seite setzt, somit absichtlich sie zu meiden scheint. Er sagt nicht: Am ersten Tage erschuf Gott das Licht, am zweiten Tage das Firmament, am dritten Tage machte Gott, daß Meere sich bildeten und trockenes Land erschien u. s. w.; er sagt auch nicht: Am Abende war die Wölbung der Himmelskuppel vollendet, oder: bis zum Abende waren die Pflanzen und Bäume, beziehungsweise die Thiere herangewachsen; wir lesen nicht: Am Morgen des zweiten, dritten u. s. w. Tages sprach Gott; auch nicht: Jetzt, nunmehr, alsbald, sofort sprach Gott. Nichts von alledem; sondern der abgeschlossenen Erzählung von der Schaffung eines oder zweier Werke wird in selbständigen Sätzen angefügt: „Und es ward Abend und Morgen, Ein Tag“, „und es ward Abend und Morgen, der zweite Tag“ u. s. w. Bloß mittelst der Conjunction „Und“ (Hebr. *u*, in der griechischen Uebersetzung der LXX. *καὶ*, in der Vulgata *et*) erscheinen diese Sätze irgendwie mit dem Vorhergehenden verbunden. Und auch die Fortsetzung der Erzählung von den Schöpfungen nach Anführung der Tage wird im Hebräischen und in der griechischen Uebersetzung durchweg nur mit der gleichen einfachen Conjunction eingeleitet ¹⁾. Dieses so oft wiederholte „Und“ leistet nun aber keine Gewähr, daß die Abende, die da genannt werden, mit der Vollendung der vorher erzählten Schöpfungen gerade zusammenfielen oder ihm unmittelbar folgten; so wie auch nicht, daß der Beginn der Schöpfungen gerade in die Morgenzeit des Tages fiel, der hernach angeführt wird. Denn sehr oft, und namentlich am Anfange selbständiger Sätze wird das „Und“ lediglich als ein stylistisches Verbindungs- oder Uebergangsmittel gebraucht ²⁾, und besitzt an und für sich überhaupt keine zeitbestimmende Kraft. Zudem erscheint diese Conjunction gerade im Hexämeron mehrfach zu offenbarem Ueberflusse gesetzt, und bildet, wie wir schon an früherer Stelle sagten, ein Polysyndeton. Die ganze Schilderung des Zeitlaufes während des Schöpfungsvorganges mittelst der Einschaltungen von den Tagen ist derart selbständig gehalten, daß man sie herausnehmen oder wegdenken kann, ohne daß der zurückbleibende

¹⁾ Die Vulgata setzt hier zur Abwechslung theilweise andere Conjunctionen, wie *quoque*, *etiam*, *vero*, aber es sind eben auch nur Conjunctionen. ²⁾ Siehe z. B. 1. Mos. 4, 2; 6, 1. 3; 35, 28. 29; 2. Mos. 16, 1 4. Mos. 1, 1; 12, 1; 13, 1; 20, 1. u. s. w.

Text dadurch die geringste störende Lücke erhält. Dieses ganze, so eigenthümliche Verfahren des heiligen Verfassers, dieses beharrliche Umgehen der genaueren und dabei einfacheren Methode der Historiker, dafür das gleichförmige Wiederholen einer poetisch-malerischen Formel berechtigt, ja drängt zu dem Schlusse, daß er wirklich nicht die Absicht hatte, uns nähere Auskunft darüber zu geben, wie viel von den göttlichen Schöpfungen in der ersten Zeit, wie viel in der zweiten, wie viel in der dritten u. s. w. sich verwirklichte. Welchen Zweck hatte er dann bei der Unterscheidung und Zählung der Schöpfungstage? Keinen anderen, als den, das Gleichnis von der göttlichen und menschlichen Woche distinkter und anschaulicher auszugestalten, damit es sich dem Geiste derer, die den heiligen Gesang hören, lesen, selbst recitieren werden, lebendiger und fester einpräge; ein Zweck, der bei der Wichtigkeit der Institution des Sabbathes nicht als geringfügig angesehen werden darf. Er ist praktisch weit belangreicher, als die nähere Kenntniss der Dauer und des Inhaltes irgendwelcher Schöpfungsperioden.

„Sechs Tage magst du arbeiten und alle deine Geschäfte verrichten“, so verkündet später Gott der Herr vom Berge Sinai. Die hier ausgesprochene Gestattung der Arbeit erstreckt sich auch auf die zu den sechs Wochentagen gehörigen Nächte. Denn obgleich es die natürliche Bestimmung der Nacht ist, den Menschen zur nothwendigen Ruhe des Schlafes einzuladen, und ihn dieselbe ungestörter genießen zu lassen, so fand es doch Gott sehr begreiflicher Weise nicht zweckmäßig, hinsichtlich der Dauer der täglichen Arbeitszeit und der nächtlichen Ruhe allgemeine, positive Bestimmungen zu treffen. Es ist also erlaubt, lange vor Tagesanbruch mit der Arbeit zu beginnen, dieselbe bis spät in die Nacht fortzusetzen, ja nach Erfordernis die ganze Nacht hindurch zu arbeiten, wie es z. B. nach dem Zeugnisse des Evangeliums selbst die Jünger des Herrn öfter thaten. Demnach bilden die Nächte, obschon sie einerseits Tage von Tagen scheiden, andererseits wieder Bindeglieder, welche alle sechs Werkstage zu einer einzigen, ununterbrochenen Zeit gesetzlich erlaubter Arbeit vereinigen. Auch hat es Gott natürlich ganz der freien, vernünftigen Wahl der Menschen überlassen, welcherlei Arbeiten und Geschäfte sie am ersten, welche am zweiten, welche am dritten Wochentage u. s. w. vornehmen mögen. Diese Tage sind somit unter sich — in Ansehung des dritten Gebotes des Dekalogs — völlig unterschiedslose Zeitgrößen, nur der Sabbath ist von ihnen allen, wie von jedem einzelnen unterschieden. Daraus folgt, daß in dem prophetischen Gleichnisse von der göttlichen und von der menschlichen Woche eine Vergleichung der einzelnen menschlichen Werkstage mit einzelnen göttlichen nicht beabsichtigt sein kann, weil sie keinen Sinn und Zweck hat. In der einfachsten, bloß das Wesentliche ausdrückenden Form würde somit das Gleichnis nur dahin lauten, daß die Gesamtzeit des göttlichen Schaffens zu der darauffolgenden Ruhezeit des Herrn sich ähnlich

verhält, wie unsere wöchentlichen sechs Werkstage, auch nur als eine Gesamtzeit betrachtet, zu dem darauffolgenden Ruhetage. Man merkt nun aber leicht, daß das Gleichnis, in solcher Form vorgelegt, etwas farblos und matt, zu wenig faßlich und anschaulich für die Phantasie sich ausgenommen hätte; und darum fand sich der Prophet angeregt, es distinkter und anschaulicher zu entfalten. Zu diesem Zwecke zerlegte er in seinem Geiste die Gesamtzeit des göttlichen Schaffens, entsprechend unseren sechs Werktagen, in sechs Theile, und bezeichnete dieselben metaphorphisch ebenfalls als Tage; er unterschied und nannte und zählte diese Tage einzeln, und vertheilte die Nennung und Zählung unter die verschiedenen Abschnitte des Berichtes von der Schöpfung. Um die wünschenswerte Anschaulichkeit vollkommen zu machen, bezeichnete er noch überdies die Uebergänge von einem Zeitabschnitte in den anderen mittelst der malerischen Doppelmetapher: „Und es war Abend und Morgen“. Den Morgen reiht er unmittelbar an den Abend an; denn er konnte in Beziehung auf den Scheidepunkt, welchen er zwischen einem Zeitabschnitte und dem folgenden fixierte, wohl ein Spät (Abend) und ein Früh (Morgen) in der göttlichen Thätigkeit unterscheiden, fand aber zwischen dem Spät und Früh nichts, was er mit der Nacht, die unsere irdischen Tage voneinander scheidet, hätte vergleichen können.

Die Eintheilung des Propheten hat eine reale Grundlage, jedoch keine besondere, sondern nur jene allgemeine, auf welcher jede Zeit beliebig theilbar ist; er fand sie in dem continuirlichen Fortschreiten des göttlichen Schöpfungswerkes. Als Theile einer realen Zeit sind die sechs Schöpfungstage zweifellos auch selbst reale Zeiten, aber die Scheidepunkte, die Grenzmarken derselben gegen einander sind ideal, nur im Geiste des Propheten, und viel bestimmter im unendlich klaren göttlichen Wissen fixiert, in dem wirklichen, objectiven Schöpfungsvorgange aber unkenntlich. Aus diesem Grunde, und weil zudem auch ihre Gesamtdauer nicht näher bekannt ist, bietet uns ihre Unterscheidung in chronologischer Hinsicht so gut wie keine Belehrung. Es läßt sich daraus nicht berechnen, wie viel Zeit das Zustandekommen des einzelnen Werkes, sei es absolut, sei es im Vergleiche mit anderen Werken in Anspruch nahm; noch auch bestimmen, ob diejenigen, welche unmittelbar nacheinander angeführt werden, zeitlich ganz oder nur zum Theile auseinander liegen, zu einem anderen Theile aber gleichzeitig sich vollzogen. — Es sei hier nochmal an die zwölf Stunden des Lebenstages Jesu erinnert (Joh. 11, 9.). Sie sind reale Zeitgrößen, und ihre Unterscheidung hatte ihren guten Zweck; die Vergleichung der ganzen Lebenszeit mit einem natürlichen Tage, dessen Dauer genau festgesetzt ist, gewann dadurch an Lebendigkeit und Nachdruck. Aber wem es darum zu thun ist, die Zeit dieser oder jener Begebenheit im Leben Jesu näher zu bestimmen, dem nützen die besagten „Stunden“ nichts, weil er ihr Verhältniß zu anderen bekannten Zeitmaßen nicht kennt, und ihre

Scheidegrenzen in der evangelischen Geschichte nicht ausgeprägt findet. Analog, wie mit den zwölf Stunden des Lebens Jesu, verhält es sich mit den sechs Tagen der Schöpfung.

Daraus erhellt, daß der Exeget die Geologen und Paläontologen völlig unbesorgt ihre wissenschaftlichen Wege verfolgen lassen kann. Mögen sie ihre Perioden der Entwicklung der Erde so oder anders festsetzen, mag es nach ihren Resultaten weniger oder mehrere erneuerte Schöpfungen von Pflanzen und Thieren gegeben haben, mag der Zeitabstand zwischen der Entstehung der ersten Pflanzen und der ersten Thiere ein größerer oder kleinerer, oder so gut wie gar keiner gewesen sein, — mit all dem stören sie den wahren und wirklichen Sinn unseres heiligen Textes nicht. Alle Schöpfungen, die sie etwa wirklich constatieren können, haben innerhalb der langen, continuierlichen Zeit des göttlichen Hexaëmerons Platz genug, und alle sind sie in den summarischen Angaben unseres Propheten eingeschlossen.

10. Ueberblicken wir noch die hauptsächlichsten religiösen Lehrpunkte, welche unsere Kosmogonie enthält.

Nach dem großen, alles umfassenden Satze: „Im Anfange schuf Gott Himmel und Erde“ geht der heilige Text auf das Besondere ein, und führt uns die Hauptstufen der Entwicklung der Erde, und einigermaßen der Welt selbst vor, dann alle Hauptgattungen der lebendigen Wesen, zunächst der Pflanzen, sodann der Wasser-, Luft- und Landthiere, und zuletzt den Menschen beiderlei Geschlechtes. Diese Ausführlichkeit hat den Zweck, uns die Wahrheit anschaulicher darzustellen und tiefer einzuprägen, daß der allmächtige Gott die erste Ursache von allem ist, was außer ihm existiert; daß alles, durchaus alles geworden ist auf seinen Befehl (Er sprach, und es ward), und daß er folglich der absolute, unbeschränkte Herr aller Dinge ist. Mitgewirkt haben übrigens zur Entwicklung der Erde, und zur Entstehung lebendiger Wesen auch untergeordnete Ursachen (*causae secundae*); sie erscheinen nicht ausgeschlossen, sondern ausdrücklich anerkannt, wo von den Pflanzen und Thieren die Rede ist. Denn da heißt es nicht, daß Gott sprach: Sie mögen werden —, sondern: Die Erde, das Wasser bringe sie hervor.

Dadurch, daß der heilige Verfasser die Phasen der Entwicklung der Erde und die Entstehung der verschiedenen Geschöpfe auf denselben in der natürlichen Stufenreihe anführt, vom minder Vollkommenen zum Vollkommeneren übergehend, deutet er uns die unendliche Weisheit Gottes an, welche alle Geschöpfe höchst zweckmäßig miteinander verbunden, eine bewunderungswürdige Ordnung unter ihnen hergestellt hat, so daß eines dem anderen, das minder vollkommene dem vollkommeneren dient. Als Herrn der übrigen Geschöpfe setzt Gott, der höchste Herr, das vernünftige Geschöpf, den Menschen ein, der die unmittelbare, erhabene Bestimmung hat, den

Schöpfer zu erkennen, zu loben, zu lieben und ihm zu dienen, und zu diesem Zwecke die ihm untergeordneten Geschöpfe zu gebrauchen.

Die ausmalenden Beschreibungen der meisten einzelnen Werke (von denen wir eine, welche die Pflanzenwelt zum Gegenstande hat, oben ausführlich verzeichnet haben) machen uns aufmerksam, wie schön die Schöpfung Gottes ist, und regen unseren Geist an, daß er erkenne und bedenke, wie unendlich schöner der Herr der Geschöpfe sein müsse, von welchem diese ihre Schönheit empfangen (Weish. 13, 3.).

Wie die Werke Gottes schön sind, so sind sie auch gut und sehr gut. Ausdrücklich anerkennt sie als solche nach dem Zeugnisse des Propheten der göttliche Werkmeister selbst. Sie sind gut in sich, und zum Guten und Besten werden sie dem Menschen gereichen, wenn er Gott lobt und liebt, und ihm dient, wie Gott dies will und erwartet, und wozu er eben durch das Lob seiner Werke ihn liebevoll einladet. Den Lobspruch „Sehr gut“ bekommt die Schöpfung erst, nachdem der Mensch da ist, in welchem sich Gott, als in seinem Ebenbilde, unvergleichlich mehr gefällt, als in den vernunft- und leblosen Dingen.

Die Zählung der „Tage“ und die Bezeichnungen der Uebergänge von einem zum anderen: „Es ward Abend und Morgen“ sind zunächst geeignet, an die Wahrheit zu erinnern, daß die Werke Gottes, wie in jeder anderen Beziehung, so namentlich auch hinsichtlich ihrer Veränderungen und ihrer Dauer durchaus vollkommen sind; daß Gott alles „nach Zahl und Maß“, wie nach „Gewicht“ geordnet (Weish. 11, 21.), daß er „die Tage der Welt“ gezählt hat (Sir. 1, 2.); daß die Veränderungen in jenen uralten und unbekannten Zeiten, wo es noch keine Menschen auf Erden gab, ebenso pünktlich und genau — gemäß den Bestimmungen des allwissenden und höchst weisen Schöpfers — vor sich giengen, wie wir gegenwärtig beobachten, daß mit der pünktlichsten Genauigkeit Tag und Nacht, Morgen und Abend abwechselnd eintreten. — In praktischer Beziehung wird hiedurch der Mensch weiter erinnert und gemahnt, hinsichtlich seiner Lebensdauer und der Zeit für seine Unternehmungen auf den Herrn zu vertrauen, und nebstbei Liebhaber einer guten Lebensordnung zu sein.

Der besondere und hauptsächlichste Zweck der Zählung der Tage aber wird durch dasjenige offenbar, was von dem siebenten Tage gesagt ist. Die sechs Tage, durch welche hindurch Gott mittelst seiner schaffenden Allmacht die Erde ordnete und einrichtete, und der siebente Tag, wo er damit aufhörte und ruhte, machen die erhabene Woche Gottes aus, nach deren Vorbild die Menschen ihre Wochenordnung halten sollen, indem sie durch sechs Tage arbeiten, am siebenten Tage aber ruhen, und sich in besonderer Weise dem Lobe und dem Dienste ihres Schöpfers hingeben. Dieser Hauptgedanke sollte im Geiste der den heiligen Gesang recitierenden Gläubigen wieder

und wiederum geweckt, und auf das tiefste eingeprägt werden, und daraus erklärt und rechtfertigt es sich, daß der heilige Verfasser nicht bloß summarisch sagen wollte: In sechs Tagen schuf Gott Himmel und Erde —, sondern die Tage nach verschiedenen Absätzen des Gesanges einzeln anführt und zählt. Seine Methode ist, wenn auch nicht ganz die gleiche, so doch verwandt mit derjenigen, der sich die Kirche in den Tagzeiten bedient, indem sie den 94. Psalm „Venite exultemus“ immer wieder mit dem Invitatorium unterbricht, und zwischen die Psalmen die Antiphonen, zwischen die Lesungen der Nocturne die Responsorien einreicht, damit der Gedanke an die Bedeutung des Festes oder einer längeren heiligen Zeit in den Recitierenden wach erhalten werde.

Indem der prophetische Gesang den Gläubigen Gottes Allmacht und höchste Oberherrschaft über alle Geschöpfe, seine Güte gegen die Menschen, und überhaupt seine unendlichen Vollkommenheiten gegenwärtigte, regte er sie zur wirklichen Uebung wahrer Religion an, zu Acten der Ehrfurcht und Anbetung, der Hingebung und Unterwürfigkeit, der Dankbarkeit und Liebe; indem er sechs Tage zählte, und die Segnung und Heiligung des siebenten Tages in Erinnerung brachte, flößte er ihnen den Vorsatz ein, die Werkstage hindurch pflichtgetreu zur Ehre Gottes zu arbeiten, und an allen kommenden Sabbaten den religiösen Sinn, damit er nicht erschlasse, wieder in besonderer Weise zu bethätigen und zu erneuern.

Der Gesang ist kein Kunstwerk im vulgären Sinne des Wortes, aber er ist ein bewundernswürdiges Kunstwerk des Geistes Gottes, der an der religiösen Erziehung der Menschen arbeitet.

Plan der lauretanischen Litanei.

Von Dr. Otto Birnbach, Pfarrer in Wartha (Schlesien).

Keine marianische Gebetsübung, sagt Kolb,¹⁾ ist wohl so vielfach in Schriften für Marienvorträge erörtert worden als gerade die Lauretanische Litanei. Und dies ist richtig. Aber trotz der großen Literatur, welche wir über dieses herrliche Gebet besitzen, wird doch der planmäßigen Gestaltung der Litanei selten eine gebührende Aufmerksamkeit geschenkt. Die meisten Erklärer, oder besser gesagt, Prediger der Lauretanischen Litanei benutzen die einzelnen Titel derselben nur als angenehme Vorprüche für irgend ein theoretisches oder praktisches Thema der Mariologie und lassen den inneren Zusammenhang der einzelnen Bitten dabei fast ganz außeracht. Dadurch werden dann aber so manche Titel ziemlich gleichbedeutend wie zum Beispiel Heilige Gottesgebärerin und Mutter Christi, oder wie Jungfrau aller Jungfrauen und allerreinste, allerkeuscheste Mutter des Herrn. Und deshalb haben denn auch schon

¹⁾ Kolb S. J. Wegweiser in die marianische Lit. S. 160.

einige dieser Erklärer vorgezogen, nicht alle Titel zu besprechen, oder sie nehmen andere Symbole Mariens zuhülfe, schweifen von der Erklärung des eigentlichen Titels auf fernliegende Themata ab und halten etwa bei Mutter der göttlichen Gnade eine Predigt über den Ablass oder bei goldenes Haus eine Rede über die Baukunst im Dienste Mariens.¹⁾

Sauren hat nun zwar im letzten Jahre eine sehr schätzenswerte historisch-kritische Untersuchung über den Ursprung der Lauretana geliefert, aber was er im zweiten Theile seiner Schrift über den Inhalt der Vitanei sagt, das sind nur einige knappe Sätze, die wohl angeben, woher die meisten der Lobpreisungen stammen, oder wo sie sich zuerst in der gegenwärtigen Fassung vorfinden, aber — gewisse einleitende Bemerkungen ausgenommen — sehr wenig über den inneren Zusammenhang der einzelnen Titel berichten. Und doch ergibt sich die ganze Schönheit und Tiefe dieses gehaltvollen Gebetes erst aus der organischen Verbindung der einzelnen Glieder untereinander. Wer die Lauretanische Vitanei so recht verstehen und genießen will, der darf die einzelnen Titel nicht aus ihrem Zusammenhange herausreißen, noch darf er vorgefaßte Meinungen in sie hineintragen; er muß vielmehr jede einzelne Bitte an der ihr zugewiesenen Stelle betrachten und so den Organismus des Ganzen zu ergründen suchen.

Und dies dürfte nicht so schwer sein, als es scheint. Denn die Lauretanische Vitanei zeigt im Anfange wie am Schluß eine auffallend klare Gliederung, und man braucht diese Art der Anordnung eben nur auf den Mittelbau, der die schwierigen bildlichen Ausdrücke liefert, sinngemäß zu übertragen, um auch hier die merkwürdigsten Aufschlüsse über das Verständnis der einzelnen Titel und über ihre besonderen Beziehungen zum Ganzen zu erhalten. Berücksichtigt man hiebei die Andeutungen, welche schon Justinus Niechoviensis, der Restor aller lauretanischen Literaten, und nach ihm zum Beispiel Ginal, Gundinger, Tapfer, Nachberger, Knoll, sowie jüngst A. Schaab gegeben, und benutzt man schließlich die herrlichen mariologischen Ausführungen des verewigten Scheeben, so dürfte sich nach meiner Ansicht etwa folgender Plan der lauretanischen Vitanei aufstellen lassen:

Sancta Maria, heilige Maria, das heißt hohe Herrin, hellstrahlende, leuchtende Frau, die du voll der Gnade und als Mutter des geistlichen himmlischen Lebens die Mittlerin des Gnadenlichtes für uns Menschen geworden bist, — bitte für uns!²⁾

Es ist das allgemeine Thema der Vitanei, welches hier bezeichnet wird. Von Maria soll die Rede sein, von Maria, von welcher geboren wurde Jesus, der genannt wird Christus. Und es ist wahrhaftig recht und billig, daß wir diejenige ehren und preisen, die Gott selbst so hoch geehrt hat; es ist recht und heilsam, daß wir

¹⁾ Predigten über d. lauret. Vit. im Dome zu St. Pölten. Regensburg, Manz. 4. Aufl. 1878. ²⁾ S. Scheeben, Dogm. III. S. 456–57. n. 1526.

liebend und vertrauend derjenigen nahen, die dem Heiland am nächsten gestanden, durch deren Willenserklärung es geschehen, daß das Wort Fleisch geworden und unter uns gewohnt hat.

An diese Einleitung schließen sich sofort harmonisch jene beiden Titel an, welche alle Herrlichkeiten Mariens zusammenfassen, — die göttliche Mutterschaft und die unvergleichliche Jungfräulichkeit. Aber nicht mit dem gewöhnlichen Namen „Muttergottes“ wird Maria hier angerufen, sondern unter dem Titel, welchen die Ephesinischen Väter wählten, — **Sancta Dei genitrix**, heilige Gottesgebärerin. Denn nicht bloß einen Menschen hat Maria geboren, nein — Gottes eingeborener Sohn selbst hat aus ihr Fleisch angenommen; nicht einem Menschen hat Maria das Leben gegeben, mit dem sich später wenn auch noch so innig die Gottheit vereinigte, sondern durch die Ueberschattung des heiligen Geistes war vom ersten Augenblicke der Empfängnis an die göttliche Natur Christi mit seiner menschlichen Natur hypostatisch verbunden, so daß das Heilige was aus Maria geboren ward, Sohn des Allerhöchsten, wahrer Gott und wahrer Mensch gewesen ist. Maria ist also nicht Mutter Gottes, wie etwa Bethsabee Mutter des Königs Salomon gewesen. Denn Bethsabee gebar den Salomon nicht als König, sie gebar nur jenen, der nachmals König wurde. Maria empfing aber vom heiligen Geiste Christum, der schon in der Empfängnis Gott war.

Und weil Maria nicht eine Mutter aus dem Willen des Mannes, sondern durch die Kraft des Allerhöchsten gewesen, darum ist sie auch keine Mutter mit dem Verlust der Jungfräulichkeit. Im Gegentheil! Durch die keusche Liebe des körperlosen heiligen Geistes erhielt die zarte Tugend der Jungfräulichkeit eine derartige Erhöhung bei Maria, daß sie die **Sancta Virgo Virginum** die Jungfrau aller Jungfrauen, die Hehrste ihres Geschlechtes, die Erstgeborene aller Derer wurde, welche dem Lamme folgten.

Man beachte hier, daß zunächst Mariens göttliche Mutterschaft gepriesen und dann erst ihre unvergleichliche Jungfräulichkeit gefeiert wird. Die göttliche Mutterschaft ist eben der Personal-Charakter Mariens, der Endzweck, um dessen willen der Allerheiligsten alle übrigen Vorzüge verliehen wurden. Denn auch die Reinheit und Sündenlosigkeit Mariens, wiewohl sie zeitlich der göttlichen Mutterwürde vorausgehen, haben in der von Ewigkeit her bestimmten göttlichen Mutterschaft ihre erste und vornehmlichste Ursache. Des weiteren aber würde auch die Jungfräulichkeit, an erster Stelle genannt, nicht die Bedeutung haben, welche sie jetzt durch den Anschluß an die göttliche Mutterschaft gewinnt. Durch diese dem gemeinen Naturlaufe ganz und gar widersprechende Umstellung soll nämlich schon hier angedeutet werden, daß Mariens Jungfräulichkeit auch in der Empfängnis Christi und trotz der Geburt des Weltheilandes fortbestanden; ja daß die göttliche Mutterschaft ohne Jungfräulichkeit

schwer gedacht werden kann, Mariens Jungfräulichkeit aber durch die göttliche Mutterwürde so recht ein unverlegbares Siegel empfangen habe.

Und diese Verklärung der göttlichen Mutterschaft durch die jungfräuliche Reinheit, sowie diese majestätische Sicherstellung der Jungfräulichkeit durch die göttliche Mutterschaft finden dann auch in den nächsten Titeln ihren weiteren beredten Ausdruck. Denn die ersten zehn derselben feiern die Gottesgebärerin, aber unter den schmückenden Beiwörtern der Jungfrau, und die darauf folgenden sechs Titel singen das Lob der Jungfrau aller Jungfrauen, aber in den hervorragenden Eigenschaften der Mutter. Wahrhaftig, wäre ein Stümper der Verfasser der lauritanischen Vitanei, er hätte uns ganz sicher mit einer weisen, ehrwürdigen und mächtigen oder mit einer gütigen und getreuen Mutter überrascht, um uns dann, eine reine, keusche und liebliche Jungfrau vorzuführen. Ganz anders aber die vom heiligen Geiste geleitete Kirche. Alle irgendwie Macht und Würde bezeichnenden Titel legt die Kirche der Jungfrau bei, alle lieblichen Eigenschaften dagegen behält sie der Mutter vor. Sie besingt eine reine, keusche, jungfräuliche Mutter und preist eine weise, mächtige und getreue Jungfrau. Es ist eben das geistige Sich-durchdringen und gegenseitige Ergänzen von Lieblichkeit und Würde, von jungfräulicher Zartheit und mütterlicher Macht, was hier gezeigt werden soll. Denn daß eine Jungfrau keusch und rein lebt, scheint ebenso natürlich wie Macht und Einfluß einer Mutter; daß aber eine Frau auch in ihrer Mutterschaft von jungfräulicher Unversehrtheit strahlt, das ist ein undurchdringliches Geheimnis, gerade wie es eine einzig dastehende Tugend ist, wenn uns eine Jungfrau mit der Weisheit und Würde einer Mutter geschmückt erscheint.

Der erste der Titel, welche die Gottesgebärerin des Näheren preisen, lautet **Mater Christi**, Mutter Christi und bedeutet soviel als Mutter des Gott-Gesandten, Mutter des Messias, der die Erwartung und Sehnsucht aller Völker ausmachte. Maria erscheint demnach hier als die Morgenröthe nach der langen finsternen Nacht, welche die Sünde Adams über die ganze Welt gebracht hatte. Maria ist das Weib der Verheißung, das der Schlange den Kopf zertreten; sie bringt das Licht Christi, das da jeden Menschen erleuchtet, der in diese Welt kommt. Mit Recht preisen daher Maria, die Mutter Christi, selig alle Geschlechter: Denn Großes hat der Herr an ihr gethan, der da mächtig ist, und diese seine Barmherzigkeit waltet von Geschlecht zu Geschlecht über alle, die ihn fürchten.

In welcher Weise aber Christus gekommen ist zu retten, was verloren war, das kündet uns der nächste Titel. Christi Reich ist nämlich nicht von dieser Welt. Und darum erscheint er auch nicht mit den Abzeichen dieser Welt, in irdischer Macht und Herrlichkeit, sondern in Niedrigkeit, in Windeln eingewickelt und in einer Krippe liegend. Nicht „Aug um Aug“, nicht „Zahn um Zahn“ lautet sein Wahlpruch, sondern: „Friede den Menschen auf Erden, die eines

guten Willens sind.“ Die Güte und Menschenfreundlichkeit Gottes, seine Gnade ist uns leibhaftig in Christo erschienen; nicht herrschen will er und verdammen, sondern verzeihen; nicht den Tod des Sünders begehrt er, sondern dass derselbe sich bekehre und lebe. Christus ist die göttliche Gnade, und darum ist auch Maria, die Mutter Christi, die **Mater divinae gratiae**, die Mutter der göttlichen Gnade. Nicht nur erbittet uns Maria Gnaden, wie dies auch andere Heilige thun, sondern Maria hat uns in ihrem Sohne den Urheber aller Gnaden geschenkt. Eine neue Eva, gebiert sie uns nicht den Tod, sondern das Leben, das übernatürliche, lichte Leben der Gnade. Sie ist also eine wahre, eine wesenhafte Gnadenmutter, eine Mutter der Barmherzigkeit, zu der wir verlassene Kinder Evas als zu unserem Leben, unserer Süßigkeit und unserer Hoffnung seufzend und weinend aufschreien, damit sie uns zeige Jesum, die gebenedeite Frucht ihres Leibes.

Hier wird also „Mutter der göttlichen Gnade“ zunächst im activen Sinne genommen als richtige und nothwendige Erklärung von „Mutter Christi“ und besagt, dass Maria die Mutter ist, die uns Christum oder die göttliche Gnade geschenkt hat. Damit wird Gott durchaus kein Abbruch gethan, da Gott immer die erste, leitende und erzeugende, das heißt die väterliche Ursache der Gnade bleibt; Maria hingegen nur die zweite, die empfangende und gebärende, das heißt die mütterliche Ursache der uns erschienenen Gnade Gottes ist.

Sodann ist „Mutter der göttlichen Gnade“ aber auch im passiven Sinne wahr: Denn Maria ist eine Mutter „voll der Gnade“. Der Herr ist ja mit ihr; sie ist ganz durchglüht von dem heiligen Feuer Gottes, ganz durchduftet von der Salbe der Gottheit. Oder wie, sollte auch der, auf dessen Schultern die Herrschaft ruht, und der die Liebe selbst ist, der also schenken kann und schenken will, seine Gnade nicht zuerst derjenigen mitgetheilt haben, die er sich zu seiner Mutter erwählt? Nein, Maria ist in der That herrlich wie die aufsteigende Morgenröthe, schön wie der Mond, auserfaren wie die Sonne und furchtbar wie ein geordnetes Heerlager.

In diesem doppelten Sinne, dem activen und passiven, bildet „Mutter der göttlichen Gnade“ das passendste Bindeglied zwischen dem vorausgehenden und dem nachfolgenden Titel. Denn activ genommen erklärt, wie bereits gezeigt, „Mutter der göttlichen Gnade“ die „Mutter Christi“ und passiv betrachtet bewirkt „Mutter der göttlichen Gnade“ die völlige Reinheit Mariens. Und diese gänzliche Makel- und Sündenlosigkeit der allerfeligsten Jungfrau, das bedeutet eben der folgende Titel: **Mater purissima**, allerreinste Mutter. Ohne Erbsünde empfangen, hat nämlich Maria nie in ihrem Leben auch nur die kleinste Sünde begangen.

Ich weiß sehr wohl, dass die Vitanei am Schlusse noch eine besondere Anrufung von der unbefleckten Empfängnis kennt; aber diese ist eine von Pius IX. decretierte Anfügung, keine Einfügung,

wie es beispielsweise der von Pius V. eingeschaltete Titel „Hilfe der Christen“ war. Die Anrufung von der unbefleckten Empfängnis steht also außerhalb des Rahmens der Litanei, und wenn diese Anrufung, wie wir sehen werden, am Schlusse der Litanei auch einen ganz vortrefflichen Sinn ergibt, so ist die Litanei doch auch ohne diesen Titel keineswegs unvollständig; der Titel „allerreinste Mutter“ schließt eben den Begriff der unbefleckten Empfängnis mit ein. Denn diejenige, welche die Tochter des ewigen Vaters heißt, welche die Braut des heiligen Geistes geworden und die Mutter des göttlichen Wortes ist, durfte natürlich keinen Augenblick unter der Herrschaft des Bösen stehen. Darum wurde sie im ersten Augenblicke ihrer Empfängnis vor aller Erbsünde bewahrt, darum hat sie unter der Fülle der ihr gewordenen Gnade nie eine Sünde begangen, und darum war in ihr auch jede unordentliche Begierlichkeit vollständig gebunden oder ausgelöscht. Und so ist Maria in der That diejenige, von der es im hohen Liede heißt: „Ganz schön bist du, meine Freundin, und kein Makel ist an dir.“

Ist aber Maria die sündenlose, die allerreinste Mutter, so muß ihr auch jene Tugend, die man vorzugsweise die heilige Reinheit nennt, in ganz außerordentlicher Weise eigen gewesen sein, — ich meine die heilige Keuschheit. Und so feiern denn auch nicht weniger als drei Anrufungen, „die Lilie unter den Dornen“. **Mater castissima**, „keuscheste Mutter“ preist Mariens Reinheit vor der Menschwerdung des göttlichen Wortes; **Mater inviolata**, „ungeschwächte Mutter“ besingt jenes Wunder, durch welches das Wort Fleisch geworden, ohne Mariens Jungfräulichkeit zu verletzen, gerade so wie Christus bei der Auferstehung ohne Verletzung des Siegels den Stein des Grabes durchdrang; und **Mater intemerata**, „unversehrte Mutter“ erinnert endlich daran, daß der Leib Mariens, dieser lebendige Tempel Gottes, auch nach der Geburt des Welt-Heilandes nie entweiht worden, sondern bis zu seiner glorreichen Aufnahme in den Himmel in jungfräulicher Schönheit gestrahlt hat, in der er nun, durch alle Ewigkeiten unverweslich, von den himmlischen Geistern als heilige Wohnung Gottes verehrt wird.

Vor, in und nach der Geburt des Heilandes ist also Maria die reinste Jungfrau geblieben. Damit besitzt sie aber eine Reinheit, welche die aller Heiligen überstrahlt und welche zugleich ihrer Mütterlichkeit jene Zartheit und jugendliche Frische, jene überirdische, engelgleiche Schönheit verleiht, die uns zwingt, Maria in einem weiteren Titel als **Mater amabilis**, als liebliche Mutter zu preisen.

Die unvergleichliche Schönheit Mariens also, die in der jungfräulichen Mutterschaft liegt, das ist nach meiner Ansicht die Veranlassung zu dem Titel „Liebliche Mutter“ gewesen, nicht, wie andere wollen, Mariens Güte gegen uns, da diese erst in dem Titel „gütige Jungfrau“ ihren ureigenen Ausdruck findet. Denn wenn auch die Güte stets eine natürliche Eigenschaft der Mutter bleiben wird,

so soll doch hier gar nicht das bloß Natürliche an Maria verehrt werden, sondern das Außergewöhnliche, Wunderbare und Uebernatürliche. Uebernatürlich ist aber der jungfräuliche Liebreiz einer Mutter und übernatürlich ist auch die mütterliche Güte einer unversehrten Jungfrau; darum hier „liebliche Mutter“ und später „gütige Jungfrau“.

Wie ein Gebild aus Himmels Höhen, aber im wahrsten Sinne des Wortes, steht also Maria im Titel der lieblichen Mutter vor uns. Allein eben deswegen, weil ihre Schönheit eine zu außergewöhnliche ist, sucht unser Geist beim Anschauen dieses lieblichen Bildes nach einem hinreichenden Erklärungsgrunde, und den kann er selbstverständlich in nichts anderem finden als in der göttlichen Mutterwürde Mariens. Hatte also der edle Schmelz jungfräulicher Schönheit auf dem Antlitz der erhabensten Mutter uns genöthigt, sie als „liebliche Mutter“ zu preisen, so drängt uns das Geheimnis der göttlichen Mutterwürde, in den Rahmen unversehrter Jungfräulichkeit gefaßt, alsbald zu dem staunenden Bekenntnis: **Mater admirabilis**. wunderbare Mutter. Und in der That ist es ja noch nie erhört worden und wird auch nie mehr erhört werden, daß eine Jungfrau empfangen und einen Sohn geboren habe, ohne ihre Jungfräulichkeit zu verlieren. Dies ist allein geschehen bei Maria, der Jungfrau aus dem Hause Davids, der wunderbaren Mutter.

Man fürchte hier keine Tautologie. Allerdings vereinigt der Ausdruck „Wunderbare Mutter“ die Titel „Heilige Gottesgebärerin“ und „Unge schwächte Mutter“ oder die Wunder der göttlichen Mutter schaft und der unbefleckten Reinheit Mariens. Aber eben deswegen ist er auch nicht überflüssig, da er einen Sinn offenbart, der streng genommen, in keinem der beiden angeführten Einzeltitel liegt. Denn „Heilige Gottesgebärerin“ betont nur die göttliche Mutter schaft, ohne die persönliche Reinheit Mariens weiter hervorzuheben, und „unge schwächte Mutter“ preist nur die durch die göttliche Mutter schaft nicht verletzte Jungfräulichkeit, ohne auf die Einzigkeit dieses Vorganges gebührend hinzuweisen. Aber „Wunderbare Mutter“ — das ist der rechte Ausdruck unseres Staunens über die in ihrer Art einzig und allein dastehende Vermischung von Mutter schaft und unversehrter Jungfräulichkeit, wie sie sich bei der Empfängnis des Gottessohnes vollzogen hat.

Ferner beachte man die historische Abfolge und allmähliche Fortentwicklung des Mutterbegriffes. Der Titel „Heilige Gottesgebärerin“ gibt mit aller dogmatischen Schärfe das Thema an, welches die übrigen Titel der Mutterwürde näher ausführen sollen. „Mutter Christi“ zeigt uns Maria als die von Israel erwartete hehre Frau, als die Mutter des Messias. „Mutter der göttlichen Gnade“ vernichtet den falschen Begriff, welchen die Juden sich von ihrem Messias gebildet hatten, indem uns der Weltheiland hier als ein Befreier nicht bloß aus leiblicher, sondern vielmehr aus

geistiger Knechtschaft gekennzeichnet wird. Seine erste Wirkung in dieser Hinsicht, allerdings noch im Verborgenen, das heißt im stillen Hause zu Nazareth, geben uns die Titel „allerreinste, allerkeuscheste, ungeschwächte und unbefleckte Mutter“, wodurch zugleich der Boden bereitet wird für das große Wunder der heiligen Weihenacht von Bethlehem, in der Maria, die allerjeligste Jungfrau vor aller Welt die Mutter unseres Herrn wurde, — die Liebliche und wunderbare Mutter.

Auch die nächsten Titel führen noch diese Entwicklung des marianischen Mutterbegriffes fort. Hatten nämlich die Ausdrücke, welche dem Titel der „wunderbaren Mutter“ vorausgehen, das Wunder der jungfräulichen Mutterschaft gefeiert, so besingen und erklären die nachfolgenden Titel das Wunder der göttlichen Mutterschaft.

Mater Creatoris, Mutter des Schöpfers, heißt Maria. Denn „der sie erschaffen, der hat in ihrer Hütte gewohnt; der sie gemacht, den hat sie geboren“. Die Allmacht ist aber eine Gott ausschließlich eigenthümliche Vollkommenheit und keiner Creatur mittheilbar weder in ihrem Umfange noch in Bezug auf das schöpferische Wirken als solches¹⁾. Wo wir daher den Namen Schöpfer hören, müssen wir an Gott denken, den Herrn des Himmels und der Erde. Demnach ergänzt der Titel „Mutter des Schöpfers“ den früheren Ausdruck „heilige Gottesgebärerin“. Denn so klar letzterer auch nachweist, wie wahrhaft und wesentlich Maria die Mutter Jesu Christi ist, so läßt doch die Bezeichnung „Gottes“ noch einen leisen Zweifel bestehen, ob nicht unter „Gott“ hier einer jener gottbegnadigten heiligen Männer zu verstehen sei, welche in der Schrift des öfteren „Götter“ genannt werden. Diesen Zweifel nun benimmt der Titel „Mutter des Schöpfers“; denn als solche ist Maria die Mutter des Lebendigen Gottes, der Himmel und Erde erschaffen hat.

Selbstverständlich ist hier nicht an die erste Person der Gottheit, an Gott-Vater, zu denken, obwohl demselben die Schöpfung speciell zugeeignet wird. Denn da alle Werke nach außen den drei göttlichen Personen an und für sich absolut gemeinsam sind, so kann unter „Schöpfer“ ebenso gut auch Gott-Sohn gedacht werden und ist derselbe, als allein hier in Betracht kommend, auch wirklich unter „Schöpfer“ zu verstehen. Ueberdies heißt es ja im Johannis-Evangelium vom Sohne als dem Worte: „Alles ist durch dasselbe gemacht worden, und ohne dasselbe ist nichts gemacht worden, was gemacht worden ist“.

Und dieser Schöpfer, von dessen Herrlichkeit die Himmel erzählen und dessen Hände Werk das Firmament verkündet, dieser selbe Schöpfer ist auch unser Retter und Erlöser. Denn ein bloßer Mensch konnte uns nicht erlösen, da er nicht imstande war, Gott für unsere Sünden

¹⁾ Schreeben, Dogm. I. S. 604 n. 359.

eine Sühne zu leisten. Aber Gott hat die Welt so sehr geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn dahingab, damit alle, die an ihn glauben, nicht verloren gehen, sondern das ewige Leben haben. Und die Mutter eben dieses göttlichen Sohnes, durch den alles Heil in die Welt gekommen, die Mutter des Erlösers, die **mater salvatoris**, ist Maria.

Doch dieser Titel ist gleich dem von der „Mutter der göttlichen Gnade“ nicht nur im passiven Sinne richtig, er ist es auch im activen, da er zugleich die subjective Mitwirkung Mariens an unserer Rettung und Heiligung in Erinnerung bringt. Maria hat nämlich wegbereitend und miterwerbend an der Neugestaltung des Gottesreiches auf Erden theilgenommen. Denn sie hat dem ewigen Worte das Fleisch gereicht, mit dem es litt und starb; sie hat, durch die süßen Bande der Mutterliebe an Jesus gefesselt, sein Leiden und Sterben geistiger Weise mitverkostet und ist so die geistige Mutter aller derer geworden, die aus dem Tode Christi das neue Leben der Gnade geschöpft haben. Ohne Maria kein Christus und darum ohne Maria auch keine Erlösung, wenigstens in der Weise nicht, wie solche thatsächlich von Gott gewollt! Maria ist also die getreue Gefährtin, die wahre Eva des neuen Adam.

Hiermit schließt die Reihe der Lobsprüche, welche die Vorzüge der göttlichen Mutterschaft Mariens preisen, und man wird sich der Wahrnehmung nicht entziehen können, daß die genannten Titel alles auf die göttliche Mutterwürde Bezügliche klar und anmuthig darlegen, das heißt Verstand und Herz in gleicher Weise befriedigen.

Ebenso sinnig sind nun auch die folgenden Titel geordnet, deren Aufgabe es ist, die „Jungfrau aller Jungfrauen“ zu verherrlichen. Und zwar zerfallen dieselben zunächst in zwei Gruppen: Die ersten drei Titel „weinste, ehrwürdige, lobwürdige Jungfrau“ bezeichnen nämlich mehr die innere Herrlichkeit Mariens, während die dann folgenden Titel „mächtige, gütige und getreue Jungfrau“ die nach außen hin wirkenden Tugenden dieser Gottesbraut feiern. Es schildern uns also diese zwei Reihen von Titeln das beschauliche und das thätige Leben der allerseiligsten Jungfrau, die ja sowohl die sinnende Maria wie die geschäftige Martha auf das Herrlichste in sich vereinigt hat.

Virgo prudentissima, weinste Jungfrau wird Maria genannt, weil sie die Klügste unter den klugen Jungfrauen gewesen ist. Mit dem Del der göttlichen Gnade vom ersten Augenblicke ihrer Empfängnis an versehen, hat sie das Licht ihrer Lampe stets brennend erhalten. Die Furcht Gottes war der Anfang ihrer Weisheit; Gott lieben und ihm allein dienen, der Ausdruck ihres ganzen Wesens. Darum sprach sie: „Siehe, ich bin eine Magd des Herrn, mir geschehe nach deinem Worte“. Und diese Demuth, diese vertrauensvolle Hingabe an die allweise Vorsehung Gottes hat ihre bescheidene Zusage gleichsam zu einem Schöpferwort gemacht, indem sich darauf-

hin die Himmel öffneten, der heilige Geist sie überschattete und den Erlöser in ihrem Schoße bildete, — den Gottessohn! Freilich war das traurige Schicksal Christi auch Mariens Los, das heißt Mühe, Arbeit und Leiden ohne Maß und ohne Zahl waren auch ihr Antheil; aber nach den Leiden auch eine ungemessene Freude, eine ewige Seligkeit, ein Königreich ohne Ende. Denn die kluge Magd des Herrn ist jetzt die Königin des Himmels und der Erde. O wie wahr hat sich an ihr das Wort bestätigt: „Maria hat den besten Theil erwählt, der nicht von ihr genommen werden wird“.

Aber nicht nur die weiseste Jungfrau ist Maria, sie ist auch die **virgo veneranda**, die verehrungswürdige Jungfrau. Denn der tiefe, sittliche Ernst, mit welchem Maria dem Erzengel Gabriel gegenüber ihre Jungfräulichkeit betonte, sowie die Bereitwilligkeit, mit der sie sich nach empfangener Belehrung dem göttlichen Heilsplane unterordnete, zeigen uns, in wie hohem Grade der Allerseeligsten die Cardinaltugend der Mäßigung eigen war, jener Mäßigung, die, ebenso entfernt von schwärmerischer Nachgiebigkeit wie von frömmelndem Eigensinn, alles in wohlüberlegter Ruhe und aufrichtiger Bescheidenheit allein zur größeren Ehre Gottes vollzieht. Eine Folge dieser Tugend ist aber die Verehrung, die ihr zutheil wird: und diese muß sich gleichsam ins Unermeßliche steigern, wenn wie hier die Züchtigkeit der Jungfrau in der göttlichen Mutterwürde nicht nur das Siegel der Unverletzlichkeit, sondern auch den Glanz der Erhabenheit erhält. Es ist somit die verehrungswürdige Jungfrau das Gegenbild zur lieblichen Mutter. Wie dort die mütterliche Würde durch die jungfräuliche Reinheit himmlisch verklärt erscheint, so erhält hier Mariens Jungfräulichkeit durch die Besonnenheit und die Würde der göttlichen Mutterschaft jenen Charakter des Gesehten, Ernstes und Feierlich-Erhabenen, der uns zwingt, Maria als die verehrungswürdige Jungfrau zu begrüßen.

Dass die Begeisterung für ein solches Ideal nicht im Schreine des Herzens verborgen gehalten werden kann, ist an sich klar. Wovon also das Herz voll ist, davon geht der Mund über, und laut und überlaut preisen alle Geschlechter Maria selig, die **virgo praedicanda**, die lobwürdige Jungfrau, an der der Herr Großes gethan, da er die Gewaltigen vom Throne gestürzt und die Demüthigen erhoben hat. Der Titel der lobwürdigen Jungfrau ist also eine naturgemäße Ergänzung des Titels der verehrungswürdigen Jungfrau.

Doch auch noch in einem anderen Sinne sind wir berechtigt, Maria als die „lobwürdige Jungfrau“ zu preisen. Offenbar weist nämlich dieser Titel zurück auf ein Vorbild Mariens im alten Bunde, auf die heldenmüthige Judith, die Besiegerin des Holofernes, von der es heißt: „Gebenedeit bist du vor allen Frauen auf Erden . . . dein Lob wird nicht schwinden aus dem Munde der Menschen . . .

in Ewigkeit.“¹⁾ Judiths Tugenden waren aber vor allem ihr Eifer für die gerechte Sache Gottes und ihr siegreicher Starkmuth. Was hindert uns bei Maria die gleichen Tugenden als Voraussetzung dieser Lobpreisung anzunehmen? Mariens Gerechtigkeitsliebe ist ohnehin außer Zweifel, und da sie der Schlange den Kopf zertreten, hat sie sicher einen viel stärkeren Feind besiegt als Judith, die dem Holofernes das Haupt abschlug. Tapferkeit aber und Gerechtigkeit pflegen nach Aristoteles am meisten gelobt zu werden.²⁾

So gestalten sich denn die drei Titel weiseste, ehrwürdige, lobwürdige Jungfrau zu einer Verherrlichung der vier Cardinaltugenden Mariens, der Klugheit, Mäßigkeit, Gerechtigkeit und Stärke. Und während hierdurch die innere Heiligkeit der Gottesbraut ins hellste Licht gesetzt wird, feiern die nächsten drei Titel, wie schon angedeutet, die nach außen hin strahlende Erhabenheit der mütterlichen, himmlischen Jungfrau.

Denn die allerweiseste, ehr- und lobwürdige Jungfrau, die mit ebensoviel Verständnis die Heiligkeit erstrebt hat, als solche in ihr durch die Gnade und das Wunder Gottes niedergelegt worden, muß folgerichtig auch bei Gott wie bei den Menschen in hohem Ansehen stehen. Sie ist die **virgo potens**, die mächtige Jungfrau: denn sie ist die Mutter des Schöpfers und Erlösers, sie nennt Christum, die göttliche Gnade selbst, ihren Sohn, der aus kindlicher Pietät den Bitten seiner Mutter nicht zu widerstehen vermag, zumal dieselben gemäß der Heiligkeit Mariens ja nur seinen eigenen Wünschen und Absichten entgegenkommen und durch die Lieblichkeit, mit der sie von der reinsten Jungfrau vorgetragen werden, sein göttliches Herz geradezu entzücken. „Du hast mein Herz verwundet, meine Schwester, meine Braut“. ³⁾

Aber nicht nur eine mächtige, sondern auch eine gütige Jungfrau, ja die **virgo clemens** im eigentlichen Sinne ist Maria. Denn Härte des Herzens ist immer ein Zeichen von Ohnmacht, die Güte aber bleibt stets ein Ausfluß innerer Stärke. Wie also Maria die mächtige Jungfrau ist wegen ihrer überirdischen Verwandtschaft, so ist sie auch die gütige Jungfrau wegen ihrer Christo ähnlichen Barmherzigkeit.

Und diese Macht und diese Güte der Allerseligsten athmen wie alles bei Maria wahre Vollkommenheit, das heißt, sie machen nicht eher Halt, als bis sie ihr Ziel erreicht haben. „Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des ewigen Lebens geben“; das war für Maria die Devise ihres Seins, und darum bleibt sie allezeit die getreue Jungfrau — die **virgo fidelis**.

Eine herrliche Illustration dieser letzten drei Titel bilden im Leben Mariens die Stationen — Bethlehem, Nazareth und

¹⁾ Judith 13, 23—25. — ²⁾ Rhetor. lib. I, 9. — St. Thom. Sum. Theol. II. 2. q. 142. — ³⁾ Hohel. 4, 9.

Golgatha. Was Maria in Bethlehem durch die göttliche Mutter-schaft an Würde und Ansehen, an Macht und Einfluß erhalten hatte, das wurde zu Nazareth durch ihre Güte ins Leben übersezt und wirkte von da an fort, ohne je aufzuhören. Denn nicht nur im stillen Hause der Heimat war Maria dem göttlichen Kinde eine treu liebende und gütige Mutter; sie begleitete den Sohn, wenn auch von fern und unbemerkt, so doch durch's ganze Leben, und in dem bittersten Augenblicke, als alle flohen, und seine Seele seufzte: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen“, da stand unter dem Kreuze neben dem Liebesjünger die getreue mütterliche Jungfrau! So vereinen sich bei Maria zu schönster Harmonie das Können (potens), das Wollen (clemens) und das Vollbringen (fidelis).

Hiermit findet der erste Theil der Litanei, welcher den Personal-Charakter Mariens, ihre göttliche Mutterschaft und stete Jungfräulichkeit feiert, seinen gebührenden Abschluß, indem wir durch die letzten Titel zu einem unbegrenzten Vertrauen an die Allerseligste aufgefordert werden. Und dies scheint mir zugleich die beste Einleitung zu dem nun folgenden zweiten Theile zu bilden, der die Beziehungen Mariens zur streitenden und leidenden Kirche feiert und nach meiner Ansicht also vom „Spiegel der Gerechtigkeit“ bis zu den königlichen Titeln Mariens reicht, welche dann ihr Verhältniß zur triumphierenden Kirche schildern.

Ueber Umfang und Sinn dieses dritten Theiles ist unter den Erklärern wohl kaum ein Streit, wie auch der erste Theil von dem Personal-Charakter Mariens eine ziemlich übereinstimmende Erklärung gefunden hat. Aber über den uns jetzt zur Besprechung vorliegenden zweiten Theil gehen die Ansichten weit auseinander, so daß man sagen kann, alle Schwierigkeiten für die Erklärung der Lauretanischen Litanei häufen sich in diesem zweiten Theile.

Man hat hier einerseits die Beziehungen Mariens zum alten und neuen Testamente unterscheiden wollen und andererseits eine Einteilung in eigentliche und metaphorische Titel erdonnen. Aber beides scheint mir eher ein Zeichen von Verlegenheit als eine sinnfördernde Gliederung zu sein. Denn wo wird mehr die Beziehung zum alten Bunde wachgerufen, als bei dem Titel „Mutter Christi“, der im ersten Theile behandelt wurde? Und die Titel „Sitz der Weisheit“ und „Ursache unserer Fröhllichkeit“, welche man zu den metaphorischen zählt, sind sie nicht noch viel mehr eigentliche Titel Mariens?

Nach meiner Ansicht muß man, um den Mittelbau der Litanei zu verstehen, eine besondere Eigenthümlichkeit der Lauretana beachten. Im ersten Theile nämlich wie im dritten Theile finden wir außer den einzelnen Titeln noch zusammenfassende Titel, und zwar im ersten Theile nach Art eines Auftactes oder Prologs und im dritten Theile nach Art eines Epilogs oder einer Schlußfadenz.

Denn die zwei Titelreihen über die göttliche Mutter und über die reinste Jungfrau werden eingeleitet durch die vorausgehenden Titel „Heilige Gottesgebärerin“ und „Jungfrau aller Jungfrauen“; die Titel: „Königin der Engel, Patriarchen, Propheten“ u. j. w. vereinigen sich aber schließlich zu der Anrufung „Königin aller Heiligen“. Es ist also wohl zu vermuthen, daß auch der Mittelbau der Vitaneifel solche zusammenfassende Titel besitzt, durch welche der Inhalt der folgenden Reihe vorherbestimmt wird. Und in der That, wer wollte leugnen, daß die Ausdrücke geistliches, ehrwürdiges und vorzügliches Gefäß der Andacht eine sehr passende Ergänzung des Titels „Spiegel der Gerechtigkeit“ sind, zumal sowohl Spiegel wie Gefäß den Begriff des In-sich-Aufnehmens darstellen? Auch dürfte Niemand bezweifeln, daß die Titel Thurm, Haus, Arche, Pforte aufs Beste den „Sitz der Weisheit“ erklären, während die „Ursache unserer Freude“ gewiß eine überaus sinngemäße Deutung in den Ausdrücken „Heil der Kranken“, „Zuflucht der Sünder“, „Trösterin der Betrübten“ und „Hilfe der Christen“ findet. Und so glaube ich mit Recht in den drei ersten Titeln des Mittelbaues — Spiegel der Gerechtigkeit, Sitz der Weisheit, Ursache unserer Freude — den Prolog oder Auftact des zweiten Theiles erkennen zu dürfen, der die Erklärung der folgenden Titel regelt. Oder stellen diese drei Titel etwa nicht in ganz vorzüglicher Weise die Beziehungen dar, in welchen Maria zur streitenden und leidenden Kirche steht, was ja nach meiner Behauptung der Inhalt des Mittelbaues der Lauretana sein soll?

Maria heißt nämlich **speculum justitiae**, der Spiegel der Gerechtigkeit, weil Gott, die Sonne der Gerechtigkeit, sich in ihr wie in dem reinsten Spiegel abgebildet hat. „Lasset uns den Menschen machen nach unserem Ebenbild und Gleichniß“, so sprach einst Gott, da er den ersten Menschen erschuf. Wahrhaftig in noch viel höherem Sinne mußte die allerheiligste Dreifaltigkeit mit sich zurathe gehen, als sie die neue Eva bildete, die voll der Gnade, mit der der Herr sein wollte, welche die Gebenedeiete unter den Weibern, die Tochter und Braut, ja der Tempel des heiligen Geistes werden sollte. Gleichwie die irdische Sonne sich spiegelt im klaren Bache und den tiefsten Grund desselben erleuchtet, so ist Mariens reinste Seele „der Glanz des ewigen Lichtes und der makellose Spiegel der Herrlichkeit Gottes und das Bild seiner Güte“ geworden; alle einzelnen Tugenden von der tiefsten Demuth bis zur höchsten Begeisterung für Gott und seine heilige Sache leuchten in Maria, sie ist die genaue Erfüllerin des Gesetzes und zugleich das vollkommenste Muster aller Gerechtigkeit für uns arme Pilger auf Erden.

Sedes sapientiae, Sitz der Weisheit aber heißt Maria zunächst und wohl auch hauptsächlich deshalb, weil in ihrem Schoße das ewige Wort, die göttliche Weisheit gewohnt hat. Aber eben

darum hat sich in ihr auch die göttliche Weisheit am herrlichsten geoffenbart, und demzufolge ist Maria das vollendetste Beispiel wahrer, übernatürlicher Weisheit geworden. Als die ganz besonders liebliche Wohnstätte Gottes verachtet Maria die Welt und allen irdischen Tand, sie weiß, daß das Himmelreich Gewalt leidet, und daß nur die es an sich reißen, welche Gewalt gebrauchen. So wird Maria das starke Weib, das uns Salomon am Schlusse seiner Weisheits-Sprüche schildert, das Weib, dessen Kleid Kraft und Anmuth, dessen Mund sich zur Weisheit öffnet, und auf dessen Zunge das Geheiß der Milde ist. Mit Recht wendet daher die Kirche auf Maria die Worte an: „Glückselig sind, die meine Wege bewahren! Glückselig der Mensch, der mich hört und der an meinen Thüren wohnet Tag für Tag, und meiner wartet an der Schwelle meiner Thüre. Denn wer mich findet, findet das Leben, und schöpft das Heil von dem Herrn!“

Demgemäß ist Maria dann aber auch die **causa nostrae laetitiae**, die Ursache unserer Fröhlichkeit. Wie sie uns nämlich den Erlöser geboren, also die frohe Botschaft des Heils vermittelt hat, so werden uns auch heute noch die meisten Gaben und Gnaden gleichsam durch Mariens Hände gereicht. War Maria wegberbereitend für das Opferleben Christi gewesen, so ist sie heute der Canal seiner Gnaden, der Hals am mystischen Leibe Christi, welcher das Haupt mit den Gliedern verbindet.

Spiegel der Gerechtigkeit, Sitz der Weisheit und Ursache unserer Fröhlichkeit stellen also Maria der Reihe nach dar als das Muster aller Tugenden, als die Lehrmeisterin der wahren Streiter Christi und als die von Gott gewollte Vermittlerin der Heilsgnaden. Und hiermit sind alle Beziehungen ausgedrückt, in welchen Maria zur streitenden und leidenden Kirche steht, ihre vorbildliche, belehrende und helfende Eigenschaft.

Daß aber eine solche Auffassung der genannten drei Titel wohl berechtigt ist, bestätigen die folgenden Anrufungen aufs Schönste. Denn da unsere Gerechtigkeit auf den drei göttlichen Tugenden wie auf drei Säulen der Wahrheit beruht, so muß auch Mariens Vollkommenheit nach Glaube, Hoffnung und Liebe bemessen werden. Und die Litanei thut das in den drei Anrufungen von dem Gefäße, „dem wunderbaren Gebilde, dem Werke des Allerhöchsten“ ¹⁾ Der „Spiegel der Gerechtigkeit“ zeigt uns ein geistliches, ehrwürdiges und auserlesenes Gefäß der Andacht.

Und zwar nennt die Litanei Maria **vas spirituale**, geistliches Gefäß ²⁾ wegen ihres hervorragenden Glaubens. Denn der Glaube vergeistigt uns, er hebt uns empor über diese irdische Welt und einigt unsere Seele mit Gott, dem Geiste der Wahr-

¹⁾ Eccles. 43, 2. — ²⁾ Ital. u. franz. „Wohnung des hl. Geistes“. Winterim 4. Bb. I. Thl. S. 599

heit. Als Maria dem Worte des Engels glaubte und sprach: „Siehe, ich bin eine Magd des Herrn, mir geschehe nach deinem Worte“, da überschattete sie der heilige Geist und Gott selbst stieg wesentlich in sie herab, machte sie zu seinem Gefäße, zum Gefäße des Geistes der Wahrheit, — zum geistlichen Gefäß. Wiewohl also jedem Menschen, der in diese Welt kommt, das wahre Licht leuchtet, und wiewohl Gott allen Gläubigen verleiht, durch seinen Geist gestärkt zu werden am inneren Menschen, auf daß Christus in ihren Herzen wohne, so ist doch Maria die gläubige Magd des Herrn, in ganz besonderer Weise sein geistliches Gefäß, das wunderbare Gebilde und Werkzeug des Allerhöchsten geworden.

Doch nicht nur das geistliche Gefäß ist Maria geworden, sie ist auch das **vas honorabile**, das ehrwürdige Gefäß¹⁾, und zwar wegen ihrer Hoffnung, wegen ihres unerschütterlichen Vertrauens auf Gott, ihren Schöpfer und Erlöser. Denn die Hoffnung auf den Herrn macht uns ehrwürdig. Das erkennen wir so recht, wenn wir den hoffnungsreichen mit dem hoffnungslosen Menschen vergleichen, den gläubigen Christen mit dem modernen Heiden. Wie erbärmlich, wie elend, ja wie verabscheuungswürdig ist nicht ein solcher Thor, der die Hilfe Gottes verschmähend, auf sein eigenes Nichts bauen will und dann jammervoll mit seinem Baue zusammenbricht! Wie edel dagegen, wie bewunderungswürdig der Mensch, der auf die Gnade seines Schöpfers vertrauend, den steilen Weg zum Himmel hinaufklimmt! Solch ein Mensch war Paulus²⁾, der Vieles um des Namens Jesu willen leiden mußte, aber eben darum auch ein ehrwürdiges Gefäß, ein auserwähltes Werkzeug Christi wurde. Der Herr war seines Erbes Antheil, . . . und ein herrliches Erbe ist ihm geworden³⁾. In noch weit höherem Maße aber ist Maria ein solches auserwähltes Werkzeug der Gnade, ein ehrwürdiges Gefäß gewesen. Denn welch' eine gottvertrauende Seele war nicht diese zarte, jungfräuliche Mutter des Erlösers! Kaum waren die ersten Strahlen seines göttlichen Lichtes in diese Welt gedrungen, da mußte Maria mit dem Kinde fliehen in ein fernes fremdes Land. Dreißig Jahre lebte sie verborgen mit dem Messias im stillen Hause zu Nazareth, und als er in die Welt zog, um die frohe Botschaft des Heils zu verkünden, da ward er alsbald erkannt, verleumdet, verspottet und verfolgt; aber Marias Seele verzagte nicht, ihre Hoffnung auf den endlichen Sieg ihres göttlichen Sohnes ließ sie selbst aufrecht stehen unter dem Kreuze, da ihr Sohn angsterbebend seine Seele in die Hände seines himmlischen Vaters empfahl. Wahrhaftig, das war eine starke, gottvertrauende Seele! Mit größerem Rechte noch als Judith verdient Maria, daß wir sie einstimmig preisen: Du bist der Ruhm Jerusalems, die Freude Israels und die Ehre unseres Volkes!⁴⁾ Erhabene Gnade hat Gott in Maria

¹⁾ Ital. u. franz. „Werkzeug der Auserwählung“. — ²⁾ Apostelgesch. 9, 15—16. — ³⁾ Pf. 15, 5—6. — ⁴⁾ Judith 15, 10.

niedergelegt, aber Maria hat auch in erhabener Weise dieses Vertrauen gerechtfertigt, indem sie selbst vertrauensvoll den göttlichen Rathschlüssen folgte und im Vertrauen auf seine Verheißungen den bitteren Kreuzweg zum Himmelfahrtsberge hinauffstieg als ein Werkzeug der Auserwählung, als ein ehrwürdiges Gefäß: Denn „selig, die Gottes Wort hören und es bewahren“.

So war also Mariens Lebenswurzel der Glaube und ihre Triebkraft die selige Hoffnung; und dementsprechend mußte sie auch in der Liebe die schönsten Früchte zeitigen, weshalb die Litanei sie als das **vas insigne devotionis**, als das ausgezeichnete Gefäß der Andacht, feiert. Denn die wahre Andacht ist Hingabe, ist Aufopferung und Liebe zu Gott. Im Schreine ihres Herzens hatte Maria alle Worte des Herrn wohlverwahrt, und nun gaben sie gleich der auserlesenen Myrrhe lieblichen Duft. Denn hatte der allmächtige Gott die Seele der reinsten Jungfrau zu einem ausgezeichneten Gefäß gemacht, und hatte er sie durch seinen Engel über ihre miterlösende Thätigkeit unterrichtet, so hieng Maria nun auch mit der ganzen Blut ihrer Liebe an dieser Aufgabe, eine dienende Magd des Herrn zu sein und die treue Gehilfin des zweiten Adam. So zu Bethlehem in ihrer Armut, so in der Wüste Egyptens durch ihre Angst, so zu Nazareth in Mühe und Arbeit, und während der Lehrthätigkeit ihres Sohnes in stiller Zurückgezogenheit, unter dem Kreuze in endloser Hingabe und am Pfingstfeste als das einigende Band der Apostel und der christlichen Gemeinde. Mariens Liebe war eben keine Liebe in trockenen Worten, sondern im Geiste und in der Wahrheit, das heißt eine Liebe des Herzens und der That.

Aus den göttlichen Tugenden erwachsen aber die moralischen Tugenden wie aus ihrer ureigensten Wurzel. Waren also in Maria Glaube, Hoffnung und Liebe zur herrlichsten Blüte gebracht, so waren selbstverständlich auch alle moralischen Tugenden bei ihr in seltener Weise entwickelt. Maria wird deshalb nicht nur verglichen mit einem fruchtbaren, immergrünen Baume (Ps. 1, 3), nicht nur mit einer Lilie unter den Dornen (Hohel. 2, 2), sondern vor allem mit der Rose, der Königin unter den Blumen, die mehr als Paradiespflanze denn als irdisches Gewächs erscheint. **Rosa mystica**, Geheimnisvolle Rose nennt die Litanei daher Maria im Anschluß an Jesus Sirachs Lobspruch: „Ich wuchs wie eine Palme zu Cades und wie eine Rosenstaude zu Jericho.“¹⁾ Die Palme zu Cades, die fruchtbareste Palmenart, deutet nämlich auf die Siege hin, die Maria feiert; die Rose aber erinnert an ihren Vorrang an Schönheit, Liebe und Ehre und an den Wohlgeruch ihrer Tugenden, woran Maria alle Heiligen übertrifft.²⁾ Und geheimnisvoll heißt diese himmlische Rose, weil Mariens ganze Schönheit von innen ist, weil ihre Tugenden in dem Geheimnis der unbefleckten Empfängnis

¹⁾ Sirach, 24, 18. — ²⁾ Vergl. B. Schäfer Off. B. M. V. II, 260.

wurzeln und hienieden nie in ihrer ganzen Fülle und Schönheit werden erkannt werden.

Und hiermit schließt die Reihe der Titel, welche den Spiegel der Gerechtigkeit als das Muster aller Tugenden erklären. Die folgenden sechs Titel aber bilden eine nähere Erläuterung des „Sitzes der Weisheit“.

Die wahre Weisheit besteht nämlich, wie schon oben ausgeführt, worden, darin, daß wir mit dem Apostel um Jesu willen auf alles verzichten, um Christum zu gewinnen. Die Weisheit ist demnach die erste Gabe des heiligen Geistes, und alle übrigen Gaben dieses Geistes sind mehr oder weniger ein Ausfluß dieser grundlegenden Triebkraft für die vollkommene Bethätigung der Tugendkräfte. Darum ist nach meiner Ansicht diese Gabe in dem Titel „Sitz der Weisheit“ gleichsam als Vorrede vorausgeschickt worden, um in den folgenden sechs Titeln, welche die übrigen Gaben des heiligen Geistes veranschaulichen, eine sinngemäße Erklärung wie sachliche Ergänzung zu finden.

Denn der **turris Davidica**, der Thurm Davids ist gewiß geeignet, uns die Gabe der Stärke plastisch zu vergegenwärtigen. War er doch die durch Natur wie durch Kunst unbezwingliche Feste Sions, hochemporragend, uneinnehmbar ein Schrecken seiner Feinde wie eine Freude und ein Stolz seiner Bewohner! Deshalb konnte sich der heilige Geist im Hohenliede, wo er die Unüberwindlichkeit und Stärke seiner Braut darthun wollte, mit Recht der Worte bedienen: „Dein Hals ist wie der Thurm Davids, der mit Schutzwehren gebaut ist; tausend Schilde hängen daran, die ganze Rüstung der Starken“. Aber mit noch viel größerem Rechte kann unsere Kirche Maria einen Thurm Davids heißen, deren Seele von den Pforten der Hölle niemals überwältigt werden konnte, die aber selbst der höllischen Schlange den Kopf zertreten hat.

Der Thurm ist jedoch nicht nur ein Sinnbild der Stärke, er gewährt als „Lug' ins Land“ auch die Voraussicht der Gefahr und wird so ein lieber Rathgeber in der Noth. Und wenn dieser Thurm den Beinamen des „elfenbeinernen“ erhält, so ist seine Beziehung zum elfenbeinernen Thron Salomons unverkennbar. Wie vor diesem Throne des weisen Königs von Israel alle Völker sich Rathes erholten, so eilen auch wir zu Maria, der Mutter vom guten Rath, wie zu einem Thurme von Elfenbein¹⁾, der in wunderbarer Lauterkeit strahlt und sich als ein erprobter Rathgeber aus diesem Thale der Thränen erhebt. **Turris eburnea**, elfenbeinerner Thurm heißt also Maria wegen ihres unschätzbaren Rathes, den sie uns zu ertheilen vermag und so gern auch allen Hilfesuchenden gewährt.

Der nächste Titel **Domus aurea**, goldenes Haus ist der beredte Ausdruck für die Gabe der Wissenschaft, welche Maria in

¹⁾ Hoesel. 7, 4.

hervorragender Weise besessen: Denn sie war die Mitwifferin vieler Geheimnisse Gottes. „Die Weisheit (Gottes) baute sich ein Haus und haute sieben Säulen aus“. Und dieses Haus, das nicht für einen Menschen sondern für Gott bereitet worden, war eben Maria, in deren Schoße Christus ruhte. Wie aber in dem steinernen Tempel Gottes auf dem Berge Moria alles von Gold schimmerte, wie die Wände und Verzierungen, die Cherubim und anderen Schnitzwerke alle mit dem feinsten Golde überzogen waren, kurz wie nichts im Tempel war, was nicht mit Gold überdeckt gewesen¹⁾, so war auch der lebendige Tempel Gottes, die jungfräuliche Mutter Maria geschmückt mit etwas, was noch viel besser als das reinste und feinste Gold, was kostbarer ist als alle Reichtümer, nämlich mit der heiligen Wissenschaft Gottes. Diese Gabe ist nicht zu verwechseln mit der oben geschilderten Weisheit, das heißt dem Geschmacke an göttlichen Dingen, noch auch mit der später zu entwickelnden Gabe des Verstandes oder der Einsicht in die Geheimnisse des Glaubens; diese Gabe der Wissenschaft besteht vielmehr in der Kenntniss der Absichten Gottes und zeitigt in dem Träger dieser Gabe die gewissenhafte Treue gegen Gott, das wahre und rechte Pflichtbewußtsein²⁾. Hierdurch wird aber der Charakter einer solchen Person gediegen, rein und lauter, das heißt er nimmt dieselben Eigenschaften an, welche wir am Golde rühmen. Nicht mit Unrecht wird also Maria wegen ihrer Gabe der Wissenschaft als das goldene Haus bezeichnet.

Mit diesem Titel verwandt, aber keineswegs gleichbedeutend ist die folgende Anrufung: **Foederis arca**, Arche des Bundes. Auch dieser Titel ist von dem Tempel hergenommen und bezeichnet das Allerheiligste, die ringsum mit Gold überzogene Bundeslade, in welcher der goldene Krug mit dem Manna, der grüne Stab Aarons und die Gesetzestafeln aufbewahrt wurden. Die Beziehungen zu Maria liegen auf der Hand, da Maria in ihrem reinen Schoße Jesum, das lebendige Brot, das vom Himmel gekommen, den Hirten und Lehrer des auserwählten Volkes getragen hat. Im Zusammenhange der Litanei aber weist die Arche des Bundes vor allem auf die Furcht Gottes hin, die uns das Gesetz halten lehrt. In ehrfurchtsvoller Scheu vor der unendlichen Majestät Gottes erkennt sich das Geschöpf als Staub, als Nichts und sieht demgemäß in der treuen Befolgung der Gebote Gottes seine eigentliche und heiligste Aufgabe. Und so wird die Bundeslade oder der Gesetzeschrein ein Bild jeder gottesfürchtigen und gottliebenden Seele, am allermeisten aber der Seele Mariens, die alle Worte des Herrn in ihrem Herzen bewahrte und in ihrem Leben befolgte.

Die Furcht Gottes mit ihrer treuen Beobachtung der Gebote zeitigt in uns aber die wahre Frömmigkeit, jene Gottinnig-

¹⁾ Siehe Schaab, lauret. Vit. S. 171. ²⁾ Siehe Scheeben, Dogm. III. S. 910.

keit des Affectes, die uns hinüber hebt über die Armseligkeit dieses Erdenlebens und uns einen Blick thun läßt durch die **porta coeli**, durch die Pforte des Himmels in die Herrlichkeit des dreieinigen Gottes selbst. Niemand aber hat mehr als Maria diese Tugend der Gottinnigkeit besessen, niemand daher klarer als sie durch das Himmelsthor geschaut, niemand fühlbarer als Maria Gottes Minne genossen. Schon in der Empfängnis geheiligt, war sie die Erstgeborene unter den Erlösten und wurde, indem der Heiland sich ihrer als Mutter bediente, selbst die allen zugängliche Pforte des Himmels,¹⁾ aus der der Welt das Licht hervorgieng,²⁾ die füße Muttergottes, die selige Himmelspforte.³⁾ So heißt Maria also die Pforte des Himmels nicht, weil sie statt Christus eine Mittlerin zwischen Gott und den Menschen gewesen, sondern weil sie uns die Gottinnigkeit, die schauende Liebe in ihrer Vollkommenheit darstellt, und weil sie wegen dieser ihrer Frömmigkeit zur Mutter Gottes erwählt, als Werkzeug des Allerhöchsten, allen Frommen den Eintritt in den Himmel ermöglicht hat.

Stella matutina, der Morgenstern endlich ist der Vorbote des Tages. Da nun Maria für uns die Morgenröthe besserer Tage war, wie das bei dem Titel „Mutter Christi“ erläutert worden, so kann sie schon deshalb sehr wohl Morgenstern genannt werden. Doch würden dann die beiden Titel „Mutter Christi“ und „Morgenstern“ identisch sein. Und dies ist nicht nothwendig. Denn wie der Morgenstern mit seinem hellglänzenden Lichte uns eine Vorstellung, eine Ahnung von der Herrlichkeit des Sonnenlichtes gibt, so vermittelt uns die göttliche Gabe des Verstandes eine Einsicht in die Geheimnisse des Glaubens, die voll und ganz sich erst im Jenseits, in der Anschauung Gottes von Angesicht zu Angesicht erschließen werden. Der Morgenstern ist also ein Bild der gläubigen Erkenntnis auf Erden, und da Maria diese Erkenntnis in hervorragendem Grade besessen, ja da in ihr sich die erhabensten Geheimnisse Gottes gleichsam verkörperten, so ist Maria nicht bloß selbst himmlisch erleuchtet gewesen, sondern sie wirkte auch und wirkt jetzt noch himmlisch erleuchtend, vorleuchtend wie der Morgenstern in den hellen Tag der ewigen unmittelbaren Anschauung Gottes.

Damit sind wir am Ende der Titel, welche uns den Sitz der Weisheit des Näheren beschreiben, das heißt Maria auf Grund der sieben Gaben des heiligen Geistes als die Lehrmeisterin der wahren Streiter Christi schildern, und es beginnen nun die Anrufungen, welche sich mit Maria als der von Gott gewollten Vermittlerin der Heilsgnaden unseres Erlösers beschäftigen, das heißt den früheren Titel von der Ursache unserer Fröhlichkeit des weiteren ausführen.

¹⁾ Alma Redemptoris mater. — ²⁾ Ave Regina coelorum. — ³⁾ Ave maris stella.

Da dem sinnlichen Menschen die leibliche Noth meist am schwersten fällt, so beginnt auch die Litanei damit, Maria als das **salus infirmorum**, als das Heil der Kranken, als die Helferin in allen Nöthen unserer leiblichen Natur zu preisen. Und einer näheren Begründung bedarf dieser Titel fürwahr nicht. Denn unzählige Krankenhäuser sind zum Dank für die durch Maria wiedererlangte Gesundheit errichtet worden; an den Wallfahrtsorten der lieben Muttergottes sehen wir eine Menge von Krücken niedergelegt, mit denen die Kranken hin- und ohne welche sie weggegangen, und die zahllosen Weihgeschenke aus Wachs oder Edelmetallen in Gestalt von Händen, Füßen, Armen u. s. f. sind gewiß ebensovielen Zeichen von der wunderbaren Hilfe, die Maria den armen Kranken gebracht hat.¹⁾ Und endlich — wie viele barmherzige Schwestern gehen nicht umher und üben unter dem Schutze Mariens ihr mühseliges Samariterwerk?

Von der leiblichen Noth steigt die Litanei zum geistlichen Elend auf und preist hier Maria zunächst als **refugium peccatorum**, als die Zuflucht der Sünder. Denn die Sünde ist das erste und einzig wahre Uebel in der Welt, die Ursache aller Leiden und jeden Wehes. Wie aber Eva durch ihren Hochmuth den Adam zur Sünde verführte, so vermittelte Maria durch ihre Demuth dem Sünder die Erlösung. Und was Maria damals im stillen Kämmerlein zu Nazareth der ganzen Menschheit leistete, das leistet sie auch heute noch jedem einzelnen aus uns, wenn er zu ihr seine Zuflucht nimmt, sie um ihre mächtige Fürsprache anfleht. Denn der Sohn erhört die Mutter, wie der Vater den Sohn erhört hat.

Das zweite geistliche Elend in der Welt, und zwar ein Elend, welches Sünder wie Gerechte zu tragen haben, das ist die Versuchung, ist der Kampf mit unserem dreifachen Feinde, mit dem Fleische, mit der Welt und mit dem Satan. Und auch in diesem Kampfe steht uns Maria mütterlich bei, sie -- das Weib des Protoevangeliums, welches der Schlange den Kopf zertreten hat. **Consolatrix afflictorum**, Trösterin der Betrübten heißt daher soviel als „Trösterin aller Heimgesuchten“, von denen schon der Heiland sagt: selig die Trauernden; denn sie werden getröstet werden.

Der letzte Titel dieser Reihe — **auxilium christianorum**, Hilfe der Christen -- hat zunächst eine zusammenfassende Natur. Denn an und für sich bezeichnen die drei vorausgehenden Titel alle Beziehungen, in denen Maria uns Gnaden vermitteln kann, nämlich in leiblicher Beziehung und in geistlicher Beziehung und das letztere nach dem Falle, das heißt in Sünden und vor dem Falle, das heißt in Versuchungen. Aber immerhin ist dieser von Pius V. eingeschaltete Titel „Hilfe der Christen“ nicht überflüssig. Er warnt uns zunächst, die vorausgehenden Titel nicht allzu enge zu fassen; also bei „Heil der Kranken“ nicht bloß an Krankheiten, sondern auch

¹⁾ Siehe Schaab, laure. Lit. S. 199.

an Hunger, Durst und Kälte, sowie an alle Gefahren für das Leben unseres Leibes zu denken. Dann aber zeigt uns dieser Titel, daß Maria, so besorgt sie auch für alle Menschen ist, doch ganz besonders eine Helferin der Christen sein will: denn sie ist ja vor allem die neue Eva, die Mutter der Lebendigen, das heißt der durch die Taufe zum ewigen Leben Wiedergeborenen. Und dabei eröffnet sich uns auch ein Durchblick in das Jenseits. Maria ist die Hilfe aller Christen, die ihren Schutz und ihre Fürbitte beanspruchen und beanspruchen können, also nicht bloß der Christen auf Erden, sondern auch der armen Seelen im Fegefeuer.

So schließt der zweite Haupttheil der Litanei, der schwierige Mittelbau, in welchem uns die Beziehungen Mariens zur streitenden und leidenden Kirche dargestellt wurden, allseitig befriedigend ab. Ihm folgt unmittelbar der Schlußtheil, der die Verherrlichung Mariens im Himmel besingt.

Maria wird in den Titeln dieses Theils durchgehends Königin genannt, aber nicht so sehr deswegen, weil sie aus königlichem Geschlechte entsprossen, aus Abrahams Samen, dem Stamme Juda und aus dem Hause Davids hervorgegangen, sondern weil sie als Mutter des Königs der Ewigkeiten theilnimmt an seiner Würde, weil sie vermöge ihrer ausgezeichneten Tugenden die Krone des Lebens erlangt hat¹⁾ und in dieser Würde und Heiligkeit alle Engel und seligen Geister überragt. Ja, da es der Himmelsbewohner Lohn und Aufgabe ist, mit Christo zu herrschen, so muß vor allem der seligsten Jungfrau es zukommen, königliche Macht auszuüben; sie muß darin allen anderen Heiligen vorangehen, sie muß deren Führerin, Herrin und Königin sein.

Die Personen, welchen Maria als Königin vorgesetzt wird, zeigen eine stufenmäßige wie historische Abfolge. Allen voran stehen die Engel, als die erstgeborenen Kinder Gottes; dann folgt das alte Testament mit den Patriarchen und Propheten und dann erst der neue Bund. In ihm eröffnen den Reigen die Apostel: denn sie sind die Säulen und Grundvesten der Wahrheit; ihnen folgen die Märtyrer, welche die junge Glaubenssaat mit ihrem Blute getränkt haben; diesen folgen die Bekenner, welche Christum durch Wort und That vor den Menschen bekannt, und endlich die Jungfrauen, die in ihrem reinen Herzen dem himmlischen Bräutigam eine liebliche Wohnstätte bereitet haben.

Regina Angelorum, Königin der Engel heißt Maria, weil sie — die heilige Menschheit Christi ausgenommen — alles Geschaffene, auch die Cherubim und Seraphim, an Herrlichkeit überstrahlt. Denn es ist eine Person um so herrlicher und schöner, je gottähnlicher sie ist. Niemand ist aber so gottähnlich wie Maria. Denn ist ihre Natur auch nicht die der reinen Geister, sondern eine

¹⁾ Ginal, lauret. Lit. S. 171.

menschliche, so ist dieselbe doch wegen der göttlichen Mutterchaft derartig von der Gottheit durchglüht, daß selbst die Engelsnatur vor ihr erblaßt, und die himmlischen Geister sich ehrfurchtsvoll vor Maria als ihrer Herrin und Gebieterin neigen.

Regina Patriarcharum, Königin der Patriarchen und **Regina Prophetarum**, Königin der Propheten heißt Maria, weil sie der Inbegriff der Sehnsucht aller Patriarchen und das immer wiederkehrende Thema der Weissagungen der Propheten gewesen. Das ganze Denken, Dichten und Trachten des jüdischen Volkes concentrierte sich ja auf das Erscheinen des protoevangelischen Weibes, aus dessen Samen der Erlöser seinem Volke hervorgehen sollte.

Des Apostels Aufgabe war die Predigt des Evangeliums. Diese Aufgabe hat Maria freilich nicht erfüllt. Sie kann also auch nicht **Regina Apostolorum**, Königin der Apostel heißen, weil sie etwa allen Aposteln voran Christi Lehre gepredigt hätte. Wie aber die Predigt der Apostel vergeblich gewesen wäre, wenn Christus nicht von den Todten auferstanden, so wäre auch diese Auferstehung unmöglich gewesen, wenn Christus nicht aus Maria der Jungfrau Fleisch angenommen und Mensch geworden wäre. Die Zusage Mariens: „mir geschehe nach Deinem Worte“ war die erste „frohe Botschaft“ an die erlösungsbedürftige Welt, jene Botschaft, die den heiligen Geist herabzog, daß er Maria überschattete und den Erlöser in ihrem Schoße bildete. Während also die Apostel der Welt das Wort Gottes verkündeten, hat Maria der Welt das Wort Gottes geschenkt! Maria überragt demnach die Apostel, wie die That überragt den Rath. Deshalb verharrten auch die Apostel einmüthig im Gebete mit Maria, der Mutter Jesu, da sie die Herabkunft des heiligen Geistes erwarteten, der sie alle Wahrheit lehren sollte.

Regina Martyrum, Königin der Märtyrer, wird Maria genannt, obwohl sie das leibliche Martyrium nicht erduldet hat. Denn ein geistiges Schwert durchdrang ihre Seele, wie ihr vom greisen Simeon vorherverkündet worden. Nach den kurzen Freuden der heiligen Weihnacht auf den Fluren von Bethlehem ist Marias Leben mit Leiden aller Art bezeichnet, bis daß sie stand die Schmerzensreiche, Thränenbleiche unter dem Kreuze ihres heißgeliebten einzigen Sohnes. Mit Recht wendet daher die Kirche auf Maria die Klageworte Jeremia an: „O ihr alle, die ihr vorübergeht, gebet Acht und schauet, ob ein Schmerz dem meinen gleicht!“

Aber nicht nur schmerzvoll war Mariens liebevolles Stehen unter dem Kreuze, es war auch ein furchtloses Bekenntnis ihres Glaubens an den Gottessohn; als alle Apostel flohen, - da stand Maria die Mutter allein mit dem Liebesjünger unter dem Kreuze! Aus dem Glauben lebt aber der Gerechte, und die Frucht dieses Geistes ist die ganze schöne Tugendreihe. War nun in Maria der Glaube der stärkste, der innerlich überzeugteste, so mußte auch

sie vor allem im Tugendglanze strahlen, mußte mit Recht die **regina confessorum**, die Königin der Bekenner sein.

Daß Maria endlich auch die **regina virginum**, die Königin der Jungfrauen ist, geht schon aus unserer früheren Betrachtung über „die Jungfrau aller Jungfrauen“ hervor. Als die Erstgeborene unter denen, die sich mit ihrer Jungfräulichkeit dem Herrn weihen, ist sie auch als die Königin dieser reinen Seelen zu betrachten: denn jene folgen dem Lamm, Maria aber trug es unter ihrem Herzen.

Und so ist Maria denn die **regina omnium sanctorum**, die Königin aller Heiligen, d. h. es gibt keine Diener und Dienerinnen Gottes, deren Heiligkeit nicht von Marias Tugenden übertroffen würde, die nicht in Maria ihre Herrin und Königin verehren. „In der Mitte ihres Volkes wird sie erhoben und in der Versammlung der Heiligen bewundert; unter der Schar der Auserwählten erhält sie Lob und unter den Gesegneten wird sie gesegnet.“

Hier schloß in früheren Zeiten die Lauretanische Litanei. Und in der That alle Gesichtspunkte, unter denen Maria betrachtet werden kann, sind bereits erörtert worden: Marias Personalcharakter, ihre Beziehung zur streitenden und leidenden Kirche und ihr Verhältnis zur triumphierenden Kirche der Heiligen. Somit könnten die beiden in neuerer Zeit angefügten Titel von der unbefleckten Empfängnis und von der Königin des Rosenkranzes überflüssig erscheinen. Und doch sind sie es nicht, sondern bilden vielmehr einen herrlichen und nützlichen Abgesang.

Regina sine labe originali concepta, „Königin ohne Makel der Erbsünde empfangen“ faßt nämlich alles, was wir Gutes, Schönes und Erhabenes von Maria zu berichten hatten, noch einmal zusammen, wie der Brennspiegel die einzelnen Strahlen des Sonnenlichtes sammelt. Die unbefleckte Empfängnis ist Mariens Prærogative, sie ist der Grund ihrer Heiligkeit und die Folge ihrer ewigen Auserwählung. Weil Maria zur Muttergottes vorher bestimmt worden, darum wurde sie unbefleckt empfangen, und weil sie unbefleckt empfangen, darum strahlt sie in der Schönheit jeder übernatürlichen Tugend. Will also jemand Marias gesammte Herrlichkeit mit einem einzigen Worte feiern, so rufe er sie an als „Königin ohne Makel der Erbsünde empfangen“.

Die **regina sacratissimi Rosarii**, die Königin des hochheiligen Rosenkranzes aber zeigt uns in ihrem Leben den Weg durch Freud und Leid in die glückselige Ewigkeit. War uns Maria in den letzten Titeln gleichsam in die Sterne entrückt worden, so daß wir nur ihre Erhabenheit bewundern konnten, um unser eigenes Elend dann um so drückender zu empfinden, so wird Maria in gegenwärtigem Titel gleichsam der Erde wieder geschenkt und uns als vollkommenstes Muster in der Nachfolge Christi aufgestellt. In der Betrachtung ihres Lebens durch den Rosenkranz baut sich uns eine

Jakobsleiter auf, die von der Erde zum Himmel reicht, und deren Sprossen wir nur ähnlich wie Maria zu erklimmen brauchen, um auch in ähnlicher Weise wie sie bei Gott verherrlicht zu werden.

Mit dem Namen Maria begann die lauretanische Vitanei und, nachdem sie uns alle Herrlichkeiten dieser Gottesbraut gezeigt, uns bis in die höchsten Himmel der Himmel geführt, stellt sie uns im Rosenkranze wieder die demüthige Magd des Herrn vor, damit wir nicht ob ihrer Heiligkeit erschrecken, sondern mit Vertrauen uns ihr nahen: denn die Himmelskönigin ist unsere Mutter, — ist nur Maria!

Dies nach meiner Ansicht der Plan der Lauretanischen Vitanei. Ich bin weit davon entfernt, ihn für den einzig möglichen oder absolut richtigen zu halten, wenngleich ich mir anzunehmen getraue, daß man wesentliche Unrichtigkeiten mir schwerlich wird nachweisen können. Wie dem aber auch sei, soviel wird man aus dieser Betrachtung ersehen haben, daß die Lauretanische Vitanei ein Kunstwerk ist und eine dogmatisch richtige Gliederung aufweist, sowie daß die Verehrung Mariens auf das Innigste mit der ihres Sohnes verknüpft ist. Denn wie Christus nicht denkbar ohne Maria, so ist Maria nicht denkbar ohne Christus. Alle und jede Verehrung, die wir der Muttergottes zollen, ergießt sich daher schließlich in eine Anbetung ihres Sohnes. Das ist die katholische Auffassung der Marienverehrung, und diese müssen wir wahren trotz aller protestantisirenden Einflüsse, die sich in unseren Tagen selbst unter guter Maske so oft geltend zu machen versuchen. Dahin gehört z. B. die heute ziemlich weit verbreitete Ansicht, als sei es nur deshalb zulässig, die lauretanische Vitanei vor ausgesetztem hochwürdigsten Gute zu beten, weil ja jede Vitanei mit einer directen Anrufung Gottes beginne, und man bei den folgenden Lobpreisungen immer denken könne, die also Gepriesene möge den auf dem Altare gegenwärtigen Gott für uns bitten. Demgegenüber erlaube ich mir zum Schluß eine Stelle des unvergeßlichen Scheeben anzuführen, die eine solche oberflächliche Auffassung der Marienverehrung in gehöriger Weise geißelt, zugleich aber auch nachweist, wie die lauretanische Vitanei und jede andere in der Kirche gebräuchliche Marienverehrung gerade in der Absicht geübt wird, um in ihr und durch sie, also nicht nur anhängselweise Christus und Gott desto vollkommener zu verehren, ganz ähnlich wie die latrentische Verehrung der Menschheit Christi uns zur vollkommenen Anbetung seiner Gottheit dient. Die betreffende Stelle (Dogm. III. S. 515 Nr. 1634) lautet wörtlich:

„Hinsichtlich des Verhältnisses der Verehrung Mariens zur Verehrung Christi machen wir namentlich auf einen Ritus aufmerksam, der nicht bloß den Protestanten, sondern auch manchen Katholiken bei oberflächlicher Betrachtung befremdlich vorkommt. Nach römischer Sitte wird bei den gewöhnlichen Aussetzungen des allerheiligsten Sacramentes die lauretanische Vitanei gesungen. Bei der Strenge, womit Rom darauf sieht, daß bei der Aussetzung des Allerheiligsten

die ganze Andacht sich auf dieses concentrirte, kann darin nicht nur nicht eine Verdunkelung der Verehrung Christi durch die Verehrung Mariens gefunden werden; vielmehr muß man annehmen, daß die lauretanische Vitanei hier geradezu den Charakter einer sacramentalischen, d. h. direct auf die Verehrung des heiligen Sacramentes bezüglichen Andacht haben solle. Und dazu ist sie in der That vorzüglich geeignet, wenn sie im Geiste der Kirche aufgefaßt wird. Denn wie wir Gott in sich gerade dadurch am vollkommensten ehren, daß wir im heiligen Wessopfer Christum seiner Menschheit nach zugleich zum nächsten Gegenstand, sowie zum Vorbild, Mittel und Träger unserer Andacht machen: so ehren wir hier Christum in seiner Menschheit am vollkommensten dadurch, daß wir diejenige Person, die seiner Menschheit am nächsten steht und der Thron derselben ist, in unsere Verehrung hineinziehen, um sie zum Vorbild, zum Mittel und zur Trägerin unserer Anbetung zu machen. Beiderseits wird auf diese Weise sowohl subjectiv die Andachtsgefönnung mächtiger angeregt und höher gehoben, als objectiv ein wertvoller Ehrentribut geleistet."

So weit Scheeben. Möge die vorliegende Arbeit ebenfalls dazu beitragen, die katholische, d. h. die echte und rechte Marienverehrung zu stärken.

Die Bergpredigt nach Matthäus (Cap. 5, 6, 7).

Von Pfarrer A. Rießlerer, in Müllen, Baden.

Siebenter Artikel.

γ. Zweite Bitte.

„Dein Reich komme!"

Da der Messias es ist, der uns so beten lehrt, so kann bezüglich des „Reiches" kein Zweifel sein. Das Kind des Vaters im Himmel kennt nur ein Reich, dasjenige, welches der vom Vater gesandte Sohn gestiftet, in welchem die Heiligung des göttlichen Namens in allen Beziehungen stattfindet. Dieses messianische Reich soll sich nun intensiv und extensiv ausdehnen, gemäß den Gleichnissen vom Sauerteig und Senfkorn (Matth. 13), bis Ein Hirte und Eine Herde ist. Diese Ausdehnung geschieht gleicherweise durch die Gnade Gottes und den freien Willen der Menschen. Weil nun aber das Reich des Fürsten der Welt, die Herrschaft der Sünde, die durch die Herrschaft Gottes zerstört werden soll, in erster Linie als eine innere erscheint und erst aus dem verderbten Herzen heraus entheiligend, verderbend zutage tritt, so sucht auch das Reich Gottes zuerst im Herzen des Menschen, den dort thätigen Feind bekämpfend, seine Herrschaft aufzurichten, damit Gott im neugeheiligten, von der Sünde erlösten Herzen herrlich throne, geheiligt werde. So entwickelt sich also das Reich Gottes zunächst als ein inneres, weshalb auch der Herr jagt „das Reich Gottes ist in euch" (Luk. 17, 21). Und diese Gestalt

desselben schwebt vor allem dem Kinde vor, wenn es zum Vater betet „Dein Reich komme!“ Wie aber der Betende dieses Ziel, daß also das Reich des Vaters in unsere Herzen sich einbaue, ersehnt und erfleht, so gewiß auch alle Mittel, die zur Erreichung dieses Zieles nothwendig sind. Alle Gnaden von der allerersten bis zur Gabe der Beharrlichkeit, welche im Tode die Herrschaft Gottes besiegelt, faßt sehnsüchtig der Betende zusammen. So gilt seine Bitte jeder Hilfe, Stärkung und Nahrung der Seele, besonders auch der kräftigsten, dem sacramentalen Seelenbrote. Ist ja doch jede Communion von Seite des Vaters nichts anderes als eine erneute Besitznahme seines Reiches im Innern des Menschen (Grimm).

In innigster Wechselbeziehung mit diesem innern Reiche Gottes steht das äußere. Beide bedingen sich, helfen sich gegenseitig erbauen. Auch an dieses äußere Reich denkt das vom Herrn belehrte betende Kind Gottes. Es bittet, daß der Baum, den der Herr als Senfskörnlein (13, 31) gepflanzt, immer mehr Aeste und Zweige treibe, daß seine Kirche sich weiter und weiter über die Welt verbreite, ihre Gottes Namen verherrlichende und den Menschen heiligende Macht und Herrschaft immer vielfältiger, unwiderstehlicher entwickle, bis sie mit der Wiederkunft ihres Herrn die Vollendung gewinnt. „Wenn der Menschensohn richtend dem Vater einerseits seine Auserwählten, die getreuen Träger seines unsichtbaren Reiches zur Belohnung, andererseits die trotzigten Rebellen, die Feinde seiner Herrschaft zur Strafe präsentiert, da, in der seligen Verklärung der Einen und in der endgiltigen Vernichtung der Anderen erkennt der Glaube die Vollendung des Gottesreiches, das Ziel aller Schöpfung, den Vater durch die Vermittlung seines Sohnes herrlich thronend in der Herrschaft, die ihm niemand mehr bestreitet“ (Grimm).

An das vollendete Reich Gottes denken bei unserer Bitte wohl zu enge manche ältere Erklärer ausschließlich und erklären deshalb die Bitte rein eschatologisch von der letzten jenseitigen Entfaltung, vom Paradiese, das Christus dem büßenden Schwächer versprochen (Luk. 23, 42), vom Reiche der Verklärung, wie es den Gesegneten des Vaters bereitet ist (Matth. 25, 34).

Bis zur Wiederkunft des Herrn ist das Reich in der doppelten Beziehung unvollkommen, weil es als äußere Gemeinschaft noch nicht allgemein und glorreich und als inneres erst mit dem Tode des Menschen zur ganzen Entfaltung kommt. Der Einzelne und das Ganze befinden sich noch auf dem Wege der Vorbereitung (Matth. 13, 31 ff; 24, 14). Die Vollendung ist da, wenn die Herrschaft des Teufels vollständig zerstört ist und in Allen Gott allein herrscht.

Auch die Juden beteten um das Kommen des Reiches. Ihre Bitte klingt an die christliche an, wie auch eine andere jüdische mit unserer ersten Aehnlichkeit hat, weshalb Einige (Wetstein u. A.) das ganze Vaterunser nur als eine Compilation aus hebräischen Formeln ansehen wollen. Allein formelle Anklänge sind bei der Wahl eines

verwandten Gebetsgegenstandes leicht erklärlich und der Herr hatte wohl auch keinen Grund Anklänge an bereits bekannte Gebete (vgl. Lev. 10, 3; Sir. 36, 4) zu vermeiden. Uebrigens sind diese jüdischen Ableitungen (von den persischen gar nicht zu reden) mit aller Vorsicht aufzunehmen, weil es noch gar nicht feststeht, ob nicht die angezogenen jüdischen Gebete jünger sind als das Vaterunser. Die ähnliche jüdische Bitte: Es herrsche dein Reich; bald komme die Erlösung! wäre keinesfalls mit unserer Bitte identisch, denn die Synagoge betete mit diesen Worten um etwas, was verheißen aber noch nicht irgendwie in Wirklichkeit getreten. Der Christ dagegen betet um das Reich als schon vorhandenes, das aber mehr und mehr sich entfalten möge.

8. Dritte Bitte:

„Es geschehe dein Wille, wie im Himmel, so auch auf Erden“.

In dieser Bitte ist gezeigt, sowohl wodurch der Name Gottes aufs vollkommenste geheiligt oder verherrlicht, als auch das Kommen des Reiches gesichert wird, weshalb durch sie die beiden ersten einen schönen Abschluß erhalten. Unter dem Willen Gottes haben wir hier sowohl den ursächlichen als den regel- und maßgebenden Willen zu verstehen. Jener offenbart sich in Gottes Wirkungen und Fügungen und geschieht allzeit, fordert aber von uns Anerkennung und Ergebung, obschon das Widerstreben ganz unwirksam wäre. Der regel- und maßgebende Wille Gottes, der sich in seinen Geboten kundgibt, erfordert von uns Einwilligung und Mitwirkung, soll von uns und durch uns erfüllt werden und so uns heiligen.

Wir bitten also, daß der Wille und das Wohlgefallen Gottes wie immer er sich offenbart, sei es in Geboten, Einsprechungen, Anordnungen oder Zulassungen von uns, an uns und in uns in allen Fällen vollzogen werde, daß dagegen der Eigenwille, der durch die Sünde verderbten Natur mehr und mehr aufgehoben, Gottes Wille der Inhalt unseres Willens werden möge.

Je mehr wir uns bemühen, unseren Willen dem göttlichen gleichzugestalten, desto mehr verherrlichen wir den göttlichen „Namen“ (vgl. Mark. 3, 35; Joh. 14, 21) und desto mehr wird das Reich Gottes, die Herrschaft Gottes in uns gefestigt, desto sicherer ist uns die himmlische Glorie.

Im zweiten Theile „wie im Himmel, so auch auf Erden“ ist zunächst die Art und Weise der Vollziehung des göttlichen Willens angegeben. Die Gläubigen auf Erden sollen ihn vollziehen, wie die Engel und Heiligen im Himmel. Die Engel und Heiligen hängen mit der höchsten Freude Gott an. Wie sie sollen wir mit völliger Uebereinstimmung des Verstandes und Willens uns in den Willen Gottes geben und denselben vollziehen in aller Ehrfurcht und Unterwürfigkeit, mit aller Lust und Liebe. Dazu erfliehen wir Gottes Gnade.

„Wie im Himmel, so auch auf Erden“ geht aber auch auf den Erfolg der Erfüllung des göttlichen Willens. Wie der Himmel der Ort der Seligkeit ist eben durch die volle Harmonie des creatürlichen Willens mit dem göttlichen, wie die seligen Geister, in der Gnade gefestigt, einzig im Dienste ihres Gottes, dessen heiligen Willen erfüllend, ihr ganzes Glück erkennen und genießen, so soll auch die Erde durch die Erfüllung des göttlichen Willens in den Himmel verwandelt werden. Daß also die Erde hinter dem Himmel nicht zurückbleibe, wir auf Erden mit den Engeln wetteifernd einzig dem Willen des Vaters leben und die Erde so schon zum Himmel verklären, auch das ist unser heißer Wunsch, indem wir beten, daß Gottes Wille geschehe „wie im Himmel, so auch auf Erden“.

e. Vierte Bitte:

„Gib uns heute unser tägliches Brot“.

Nachdem wir gelehrt worden, um das zu bitten, was Gottes ist, lehrt der Herr uns jetzt herabsteigen zu unserem Bedürfen, so aber, daß immer noch eine indirecte Beziehung zu dem im ersten Theile des Gebetes Ersuchten besteht. Und da die Gnade die Natur voraussetzt, sollen wir zuerst um das beten, was zum leiblichen Leben nothwendig ist. Der Herr folgt damit nicht der Ordnung der Würde, sondern der unserer Natur und Schwachheit. Die Natur will ja überhaupt erst leben, bevor sie gut leben kann (Maldonat). Es ist ein Zeichen großer Liebe, daß der Herr auch diese Bitte uns gelehrt hat.

Das Leben, die Lebenskraft ist die nothwendigste Voraussetzung, soll der Mensch durch Heiligung des Namens Gottes und Erfüllung seines Willens Theil haben am Reiche Gottes. Darum hat er auch die Pflicht, sein Leben zu schützen und zu bewahren mit den Gütern der Erde, welche dazu dienlich sind. Ueber diese Güter verfügt aber der himmlische Vater, der Herr der Erde, als über sein Eigenthum. Er gibt und nimmt der Erde Früchte als seinen Segen nach freiestem Belieben. Dieses königliche Recht sollen alle anerkennen, anerkennen, daß alles von Gott kommt, dem Vater, dessen abhängige, bedürftige Kinder alle sind, daß ohne seinen Segen alles menschliche Sinnen und Mühen wirkungs- und fruchtlos bleibt. Darum sollen alle beten: „Gib uns heute unser tägliches Brot“, das ist die für den heutigen Tag zur Erhaltung des Lebens erforderliche Nahrung.

„Brot“ wird im neuen Testamente, wie im alten, weil das Hauptnahrungsmittel, von jeder Speise gebraucht (Gen. 18, 5; Epr. 30, 8; Sir. 10, 26; Wsht. 16, 20; 2 Thess. 3, 12). Alle, Reiche und Arme, sollen beten um das tägliche Brot, die, welche es nicht haben, daß sie es erhalten und die, welche es schon haben, daß sie es behalten; demüthig sollen alle appellieren an die Güte des allmächtigen Gottes, der ja stets geneigt ist, allen Speise zu geben zur rechten Zeit (ff. 144, 15; 145, 7). Und nicht bloß ein jeder

für sich soll um das tägliche Brot bitten, nein, ein jeder für alle; bittend soll er sagen „Gib uns“. Auch in dieser Beziehung soll Gemeinssinn walten, dieses umsomehr, wenn wir bedenken wie viele Nothleidende es in der Welt gibt; wir unterstützen sie so wenigstens mit unserem Gebete.

Aber nur um das „Brot“, um das Nothwendige, zum Unterhalte des Lebens Unerläßliche lehrt der Herr uns beten, wie auch der Apostel lehrt: Haben wir aber Nahrung und Bedeckung, so sind wir mit diesem zufrieden (Tim. 6, 8). Nicht um Glücksgüter, um Nahrungsfülle, Kleiderüberfluß oder sonst etwas bitten wir, sondern um das Nothwendige (Chrys.). Ebenso lehrt er uns nur um das „heute“, das täglich Nothwendige beten, da er will, daß wir stets wie zum Fluge bereit seien und der Natur nur so viel nachgeben als der Bedürfniszwang erheischt (Chrys.). Bedeutungsvoll ist es auch, daß wir beten sollen um „unser“ tägliches Brot, das ist nicht nur um jenes Brot, das wir nöthig haben, sondern das wir auch, so weit es in unseren Kräften und Verhältnissen liegt, uns selbst erworben haben (vgl. 1 Cor. 9, 11 ff.; 1 Theß. 2, 7; 2 Theß. 3, 8).

Dieses Bitten aber um das tägliche Brot ist nicht im Widerspruche mit der Mahnung: Seid nicht besorgt für euer Leben, was ihr esset oder trinket (B. 25). Denn das Bitten ist das Gegentheil von Sorgen, wie Jesus es meint. Bitten ist der Ausdruck des Vertrauens auf Gott, Sorgen Ausdruck des Mangels an Gottvertrauen. Unsere Bitte ist somit nicht ein Widerspruch mit dem Gebote des Herrn, sondern dessen vollkommenste Erfüllung (Schegg). Der Herr ermahnt uns das zum täglichen Leben Nothwendige vom Vater zu erbitten, nicht mehr und nicht weniger, weil Reichtum sowohl als Armut ihre eigenen Gefahren haben. „Armut und Reichtum gib mir nicht; verleihe mir nur, was nöthig ist zu meinem Lebensunterhalte, daß ich nicht etwa übersättigt und verlockt werde zur Verleugnung und sage: Wer ist der Herr? oder daß ich nicht durch Armut zum Stehlen genöthigt werde und falsch schwöre bei dem Namen unseres Gottes“ (Spr. 30, 8 f.). Dieser unserer Bitte um das Nöthige ist Erhörung sicher, wenn, was wir bedürfen, in der rechten Unterordnung unter die höchsten Güter des Reiches Gottes und seiner Gerechtigkeit erbeten wird, gleichsam als Zugabe (32 f.). Kann ja auch im gewöhnlichen Leben die Zugabe nicht für sich allein, sondern nur im Anschluß an etwas anderes Wertvolleres in Empfang genommen werden.

Die vierte Bitte ist von den Vätern vielfach geistlich verstanden worden vom übernatürlichen Brote, indem sie darunter das Wort Gottes oder die heilige Eucharistie oder beide zugleich verstanden. Die Deutung von der heiligen Eucharistie legte sich den Alten umso näher, als dieselbe damals vielfach täglich empfangen wurde. Aber alle diese Beziehungen können nur als fromme Anwendung in Betracht kommen, da Wortsinne und Zusammenhang auf die natürliche Speise hinweist.

7. Fünfte Bitte:

„Und vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern“.

Das Gebet geht zu der geistlichen Noth über, welche nicht minder groß ist als die leibliche und ungleich mehr als diese den Aufschwung des Menschen zur Verherrlichung Gottes und Erfüllung des göttlichen Willens behindert. Sie hat ihren Grund in der Schuldhastigkeit und der beständigen Gefährdung durch die Macht des Bösen. Durch Vergebung, Gnadenführung und Erlösung vom Bösen muß ihr abgeholfen werden, wenn das, womit das Gebet angefangen, verwirklicht werden soll. Zuerst lehrt uns der Herr der uns anhaftenden Schuld innwerden und deshalb um Erlass derselben bitten. Jesus setzt mit Recht voraus, daß wir, so wir zu Gott um Schuldenerlass beten, bereits denen, welche sich an uns verschuldet, verziehen haben oder gleichzeitig verzeihen (Luk.).

Wir bitten also um Erlass unserer Schulden, das heißt, unserer Sünden und der Strafe für dieselben. Beides, sowohl Sünde als Strafe ist eine Schuld, in der wir bei der göttlichen Gerechtigkeit stehen (Luk. 11, 4). Die lässliche Sündenschuld wird bei guter Willensverfassung durch die bußfertige Bitte einfach nachgelassen. Die schwere Sündenschuld dagegen wird, abgesehen von einer actuellen vollkommenen Reue, bloß mittelbar vergeben, indem das Gebet uns die Gnade der Bekehrung erwirkt. Die zeitliche Strassschuld wird zum Theil wenigstens ebenfalls vergeben, weil ja das Gebet selbst ein Werk der Genugthuung ist.

Wir alle, auch die Gerechten haben Ursache, Gott diese Bitte vorzutragen. Jeder, der sich selbst kennt und nicht selbst betrügt, muß sich als Sünder bekennen und kann mit Grund fürchten, daß ihm noch nicht alles vergeben ist (Eccli. 5, 5).

Und der Vater verzeiht uns, aber nur so „wie auch wir verzeihen (verziehen haben) unsern Schuldigern“. Das vergleichende „Wie“ gibt den Maßstab an, welcher von Gott der Verzeihung zugrunde gelegt wird (2 Tim. 1, 3; Gal. 6, 10). Das ist fast allgemeine Ansicht der Väter, welche hierin eine Art Gesetz oder Vertrag erkennen, „der nur insofern einseitig genannt werden könnte, als Gott kein Interesse hat, der Sünder aber ein sehr großes“. Aber nicht den Maßstab der Zahl, sondern der Art und Weise, der Gleichförmigkeit bezeichnet dieses „Wie“. Vergib mir, wie ich vergebe, heißt nicht: Vergib mir soviel, als ich vergebe, sondern wie ich vollkommen, ganz und ohne Rückhalt vergebe. Wenn du, sagt Chrysostomus, deinem Mittnechte verzeihst, wirst du von Gott dieselbe Gnade empfangen, obgleich jenes diesem nicht gleich ist. Denn du lässest in eigener Bedürftigkeit die Schuld nach, Gott aber bedarf niemand, du dem Mittnechte, Gott dem Knechte, du, während un-

zählige Vergehen auf dir lasten, Gott aber, indem er frei von jeder Sündenmakel ist.

Wir sollen auch im Vergeben der Schuld Gott ähnlich sein, vergeben großmüthig, rückhaltlos, so vollkommen als menschenmöglich ist. Je vollkommener deine Vergebung, desto vollkommener auch die, welche du von Gott zu hoffen hast. Der Mensch wird mit demselben Maße gemessen, mit welchem er selbst mißt, ist also gewissermaßen sein eigener Richter. In unserer Hand steht das Gericht, sagt Chrysostomus, das über uns stattfinden wird. Damit Keiner, wenn er gerichtet wird, weder eine schwere, noch eine leichte Klage erheben könne, macht Gott ihn zum Herrn des Richterspruches, der seiner harret: Wie du selbst dich gerichtet haben wirst, so werde auch ich dich richten. Wie thöricht und strafbar wäre es nun, wenn wir, da wir solche Macht besitzen, dennoch Verräther unseres eigenen Heiles würden. Mit welcher Hoffnung betet der, so gegen seinen Nächsten, von dem er beleidigt wurde, die Feindschaft nicht aufhebt? Denn, wie er selbst im Gebete lügt, indem er sagt, „Ich vergebe“ und vergibt nicht, so bittet er Gott um Vergebung und erlangt sie nicht.

Salmeron sagt gut, daß dieser Zusatz zu unserem Troste hinzugefügt ist, damit wir nämlich mit Wahrscheinlichkeit erkennen und vertrauen können, daß unsere Sünden uns vergeben sind, wenn wir diese Bedingung erfüllt und das Uebrige, was noch nothwendig ist, nicht vernachlässigt haben.

Anderer nehmen das „Wie“ kausativ gleich unserem „wie denn“, als das „Wie“ der begründenden Vergleichung, eine Fassung, die mehr dem Wortlaute bei Lukas (11, 4) entspricht, als dem bei Matthäus: Jedenfalls ist festzuhalten, daß niemand die Verzeihung seiner Sünden im eigentlichen Sinne verdienen kann, denn aus Gnade werden wir gerettet, nicht aus Werken, damit niemand sich rühme (Ephes. 2, 8 f.; Röm. 11, 6). Da auch unser Entschluß und Wille, dem Nächsten seine Schuld zu vergeben, eine Frucht der zuvorkommenden Gnade ist, welche die Vergebung unserer Schuld bezweckt, so fängt im Grunde die Schuldvergebung doch immer bei Gott an und ist unsere Vergebung eigentlich mehr Folge und Wirkung als Vorgang und Bedingung der seinigen.

Wie ernstlich aber der Herr die Bereitwilligkeit zu vergeben verlangt, kann daraus erkannt werden, daß er sie nochmals feierlich einschärft 14. 15. Vergl. auch Matth. 18, 23 ff. u. Eccli. 28, 3 ff. Ob aber der Mensch ganz und vollkommen vergeben kann? Ja, denn Jesus verlangt nichts Unmögliches. Und was der menschlichen Natur fast unmöglich ist, wird möglich durch die Gnade Gottes.

n. Sechste Bitte:

„Und führe uns nicht in Versuchung“.

Nicht bloß der Vergangenheit sollen wir gedenken. Wir haben allen Grund, auch die Zukunft ins Auge zu fassen. Wenn auch die

alten Schulden von Gott erlassen sind, so müssen wir doch im Hinblick auf unsere Schwachheit ängstlich sein, daß wir uns alsbald wieder mit neuen belasten. Darum diese weitere Bitte.

Die richtige Erklärung ist bedingt durch die genaue Bestimmung des Begriffes „Versuchung“. Von der inneren Versuchung, welche ein directer Reiz zur Sünde ist, kann unsere Bitte nicht verstanden werden. So versucht der Teufel, aber nicht Gott. Von Gott gilt, was Jakobus 1, 13 sagt: Gott ist unversuchbar und versucht selbst keinen. Unsere Bitte bezieht sich auf die äußere Versuchung, das ist auf die äußeren Umstände, welche eine Geneigtheit zur Sünde veranlassen, aber ebenjowohl zum Guten, als zum Bösen dienen können. Den dadurch im Menschen hervorgerufenen Reiz zum Bösen will Gott nicht, wohl aber die Ansechtung, doch auch diese nur, insofern als sie eine Gelegenheit zu Kampf, Sieg und Himmelslohn ist (Röm. 8, 18). Daß Gott solche äußere, versuchliche Anlässe nicht bloß zuläßt, sondern herbeiführt, wird durch die heilige Schrift aufs bestimmteste bezeugt. Gen. 22, 1 heißt es: Gott versuchte den Abraham und sprach zu ihm 2c. Exod. 15, 25: Dort gab er ihm (dem Volke) Sakung und dort versuchte er es. Deut. 13, 4: Gib nicht Gehör den Worten dieses (falschen) Propheten oder desjenigen, der Träume hat, denn der Herr will euch versuchen. 2 Sam. 24, 1: Und nochmals entbrannte der Zorn des Herrn über Israel und er verleitete den David wider sie also: Gehe, zähle Israel und Juda!

Durch dieses nicht bloß permissive Verhältnis Gottes zur Versuchung wird aber weder der menschlichen Freiheit, noch der göttlichen Heiligkeit zu nahe getreten, denn die Versuchung ist kein Zwang und Gott will nicht die Sünde, sondern die Bewährung. Wir brauchen also nicht „führen“ zu einem „zulassen“ abzuschwächen oder „Versuchung“ als „nicht zu schwere“ oder „in“ („nicht zu tief“) emphatisch zu erklären, was alles dem einfachen Wortlaute entgegen ist. Der Sinn unserer Bitte ist also: Halte alle verführerische Gelegenheit von unserer Schwachheit ferne. Wohl wissen wir, daß Versuchungen unvermeidlich sind, daß wir durch sie wie durch Feuer geprüft werden müssen, daß sie uns ein Mittel der Bewährung sind (Röm. 5, 3; Jak. 1, 2 ff.; 1 Petr. 1, 6) und also eigentlich Gegenstand der Freude sein sollen. Aber trotzdem lehrt uns Demuth und Liebe beten: „Führe uns nicht in Versuchung!“ Die Liebe zittert beim bloßen Gedanken an die Möglichkeit einer Trennung von Gott; die Demuth weiß, wie leicht aus dieser Möglichkeit traurige Wirklichkeit wird. Wir kennen ja nur zu gut aus den Kämpfen mit dem eigenen verderbten Herzen die drohende Gefahr, im eigenen Innern den Verräther, den Zunder der Sünde, die böse Begierlichkeit, die zugunsten des Bösen ruhelos schafft und uns den Sieg so sehr erschwert. Darum zittern wir vor jeder Probe und beten demüthig „führe uns nicht in Versuchung“.

3. Siebente Bitte.

„Sondern erlöse uns von dem Uebel“.

Einen letzten Hemmschuh bei Verfolgung unserer höchsten übernatürlichen Ziele berücksichtigt diese siebente Bitte. Wenn uns auch, sagt H. Weiß, die Sorge um das tägliche Brot nicht drückte und Sünde und Versuchung nicht beschwerte, so sehen wir uns doch in unsern auf das Ewige gerichteten idealen Bestrebungen gehemmt durch ein ganzes Heer von Uebeln, welche theils unwillkürlich aus der menschlichen Unvollkommenheit und Sündhaftigkeit, theils aus directem Anstiften des bösen Feindes hervorgehen. Ja mancherlei, was augenblicklich erhebt, Ehre, Ansehen, Reichthum, trägt doch den Keim des Bösen in sich und wird uns insbesondere durch die Neze des Teufels zum Steine des Anstoßes, so daß wir hienieden sowohl mit wie ohne unser Wissen von Uebeln umgeben sind, welche unser Heil gefährden. Alles dieses Widrige, was der Feind gegen uns ins Werk zu setzen sucht, fassen wir auf Geheiß des Herrn in der letzten Bitte zusammen, indem wir beten: „Sondern erlöse uns von dem Uebel“. Diese Bitte besagt nicht etwa bloß positiv, was die vorige negativ ausdrückte und erklärt dasselbe nicht bloß, denn „Uebel“ hat eine viel weitergehende Bedeutung als „Versuchung“ und „befreien“ besagt mehr als „nicht hineinführen“. Wir haben einen Fortschritt über die vorige Bitte hinaus. Die Verbindung mit „sondern“ (ἀλλὰ) ist nicht dagegen, denn damit wird nicht immer ein eigentlicher und scharfer Gegensatz ausgedrückt; oft, besonders nach einer Negation führt es, eben Ausgesprochenes bestätigend, etwas Neues, Steigerndes ein (Matth. 10, 20; Marc. 9, 37; Joh. 12, 44; 1. Cor. 15, 10). Wir fügen also mit dieser letzten Bitte etwas hinzu, was das Vorhergehende steigert, überholt. Es ist überhaupt nicht glaublich, daß der Herr in einem so kurzgefaßten Gebete, in welchem der reichste Inhalt in die wenigsten Worte gegossen ist, tautologisch rede. Hiernach kann dieser Halbvers ganz wohl als siebente Bitte gezählt werden. Nicht nur bitten wir Gott, uns nicht in Versuchung zu führen, sondern auch das uns zu gewähren, mit dessen Erlangung die Versuchung von selbst aufhört, die Befreiung von dem Uebel.

Man kann auch übersetzen „von dem Teufel“. Viele Väter und Erklärer denken denn auch direct an den Teufel. Der biblische Sprachgebrauch ist dem nicht entgegen (vergl. 13, 19. 38; Joh. 17, 15; 1 Joh. 2, 13; 3, 12; Ephef. 6, 16). Am Sinne ändert die verschiedene Auffassung wenig. Wenn wir allgemein bitten um Erlösung vom Uebel, so bitten wir gewiß auch um Befreiung vom Urheber allen Uebels. Das Uebel ist ja die ganze Wirkksamkeit und das ganze Reich des Teufels. Alles, was in seinem Bereiche liegt und mit ihm zusammenhängt ist vom Uebel. Soweit wir dieser

Welt angehören, soweit der Fürst der Finsternis Gewalt hat über uns, sind wir im Uebel, bedürfen wir der Erlösung vom Uebel und bitten wir darum. Damit, sagt S. Cyprian, fassen wir alles Widrige zusammen, was der Feind gegen uns in dieser Welt ins Werk zu setzen sucht und wovor wir sichern und zuverlässigen Schutz haben möchten. — Wenn uns Gott erhört, so bleibt uns nichts übrig, was wir noch weiter zu erbitten hätten, dann ist für uns das Höchste da, die Vollendung, die Befeligung. So erhebt sich mit dieser letzten Bitte das Gebet wieder zum Höchsten und gewinnt damit einen kraftvollen feierlichen Schluß. Es führt also gewissermaßen wie in einem Kreislaufe am Schlusse wieder zum Anfange zurück. Freigeworden von allen geistigen und materiellen Hemmnissen ist der Betende imstande, den göttlichen Willen zu erfüllen, hiedurch den Namen Gottes zu heiligen und so der Seligkeit des Reiches beim Vater im Himmel theilhaftig zu werden.

Der Zusatz der Katholiken: denn dein ist das Reich und die Macht und die Herrlichkeit in Ewigkeit — ist, wie jetzt von allen Kritikern zugegeben wird, da er in den besten Handschriften und bei den ältesten Vätern fehlt, unecht, ein verschieden variiertes liturgisches Einschießel, welches den Zusammenhang unterbricht. Die Griechen liebten solche wohl dem Spruchgebete 1. Cor. 29, 11 und den paulinischen nachgebildete Doxologien, wie sie sich denn auch regelmäßig am Schlusse der Homilien finden.

Das ist das Gebet des Herrn, der wunderbar einfache und schlichte und doch so volle Erguß und Ausdruck unserer Pflicht und Sehnsucht dem dreieinigen Gott gegenüber, unseres Bedürfnisses für Leib und Seele. Darin, daß Gott auch in seiner vernünftigen Schöpfung seine Herrlichkeit genieße, mit der Verwirklichung seines Reiches auch auf Erden seinen Willen erfüllt sehe, daß er seine Kinder das tägliche Brot, Verzeihung ihrer Sünden, wirksamen Schutz gegen die Macht des Teufels und endlich das höchste Gut, die Seligkeit finden lasse, erscheint Alles zusammengefaßt, was der Mensch für seine sittliche Vollendung, seine Heiligung, sein wahres Heil zu erfliehen hat. Andere specielle Anliegen ordnen sich naturgemäß diesem vornehmsten vom Herrn gelehrten Gebete unter, gliedern sich in dessen einzelne Bitten wie Theile in das Ganze ein. Du findest nichts, was in diesem Gebete nicht enthalten ist oder Platz fände; denn, wer betet, was sich auf dieses Gebet nicht beziehen kann, betet fleischlich nicht geistlich wie es Wiedergeborenen geziemt (Aug.). Kein Wunder also, daß der christliche Beter auch in seinen besondern Nothen, in seinem persönlichsten Anliegen mit Vorliebe in der allgemeinen Form des Vaterunsers sich bewegt. Schon in den ältesten Zeiten, in den Tagen Tertullians war das Vaterunser nicht bloß in die Liturgie aufgenommen, sondern auch für den einzelnen Gläubigen das gewöhnlichste, mehrmals des Tages verrichtete Gebet. In der

neuaufgefundenen *Doctrina duodecim apostolorum* heißt es (c. 8): dreimal des Tages sollt ihr also beten! — So gerne man aber auch dieses Gebetes sich bediente, so wagte man es doch zugleich nur mit der größten Ehrfurcht zu sprechen, wegen der großen Geheimnisse, die in demselben verborgen sind (Hier. *adv Pelag.* 3, 3). Daher auch die bekannte Einleitung in unserer Messliturgie. So lange die *Disciplina arcani* bestand, gehörte auch das Vaterunser zu den Gegenständen derselben. Am Schlusse des *Katechumenates* fand die *traditio* des apostolischen *Symbolums* wie des Vaterunsers durch den Bischof und bei der Taufe die feierliche *redditio* beider durch die *Katechumenen* statt. Erst der Getaufte kann, wie S. Chrysostomus bemerkt, mit vollem Rechte sprechen: „Vater unser“.

Nach dem Berichte des hl. Lukas (11, 1) hat der Herr lange Zeit nach der Bergpredigt auf Bitten eines Jüngers das Vaterunser gelehrt. Jenes Formular ist aber wesentlich verkürzt; es enthält nur fünf Bitten. Manche Exegeten sind nun der Meinung, Matthäus habe in seiner Bergpredigt das Vaterunser (wie noch andere Aussprüche des Herrn) anticipiert, die von Jesus später bei anderer Gelegenheit vorgetragene Gebetsformel mit den übrigen Belehrungen Christi über das rechte Beten in unserer Rede zusammengestellt und in einer nachträglich erweiterten Form gegeben. Das scheint uns aber wenig wahrscheinlich; wir glauben vielmehr, daß der Herr selbst unser Gebet in seiner Bergpredigt in unserem Zusammenhange vorgetragen und zwar in der Form und Gestalt, wie es hier bei Matthäus vorliegt. Das Vaterunser bildet in unserm Zusammenhange das natürliche, fast nothwendige Gegenbild zu der verurtheilten jüdischen und heidnischen Gebetsweise; auch entspricht es in der vollständigen Form des ersten Evangeliums viel besser den jüdischen Gegensätzen, auf welche Jesus überall Rücksicht nehmen mußte. Zwar könnte man aus der schönen Eintheilung und dem genauen und vollständigen Gedankengang auf eine absichtliche und nachträgliche Ergänzung schließen. Aber es ist doch gewiß auch wahrscheinlich, daß der Herr in einem Mustergebete selbst schon darauf Bedacht nahm. Wir nehmen darum an, daß der Bericht des hl. Lukas sich auf eine wiederholte Unterweisung über dieses Gebet bezieht und das dortige Formular vom Evangelisten so gestaltet worden. Für die Ursprünglichkeit des Gebets bei Matthäus darf wohl auch der Umstand geltend gemacht werden, daß es in dieser Form liturgisch geworden ist, wie noch die Interpolationen im Texte des Lukas beweisen. Uebrigens macht Jansenius mit Recht aufmerksam, daß sich aus dieser Differenz deutlich zeige, *quam evangelistae de verbis non fuerint superstitiosi*.

Die priesterlichen Gewänder.

Von P. Beda Kleinschmidt O. S. F. in Wiedenbrück (Westfalen).

Dritter Artikel.

7. Technik und Ornamentik.

Ueber Technik und Ornamentik der altchristlichen liturgischen Gewänder im einzelnen herrschte bis in neuere Zeit ein scheinbar undurchdringliches Dunkel, da uns die wenigen schriftlichen Nachrichten über einzelne Gewänder und die alten Abbildungen hierüber keinen genauen Aufschluss geben. Da brachten die letzten Jahre ganz unerwartete, aber um so erfreulichere Kunde. Schon im Anfange dieses Jahrhunderts hatte man nämlich in Gräbern zu Sakkarah in Aegypten eine alte Tunika und andere Textilfragmente gefunden, die zwar publiciert wurden, aber wegen der Unsicherheit ihrer Entstehungszeit wenig beachtet blieben, bis in neuester Zeit abermals in denselben Gräbern eine reiche Ausbeute an alten Gewandresten gemacht wurde, die durch den Wiener Kaufmann Th. Graf zum großen Theile an das k. k. Oesterreichische Museum gelangten und an Professor Karabacek einen fähigen Bearbeiter fanden.¹⁾ Weniger aus wissenschaftlichen, als aus mercantilen Interessen wurde die Forschung nach solchen Costümresten fortgesetzt, und es wurden namentlich bei dem alten Panopolis, dem heutigen Achmim in Ober-Aegypten viele alte Textilien und andere christliche Alterthümer gefunden, die theils in öffentliche Museen, theils in Privat-Sammlungen gelangten. Fehlt es bisher auch noch an einer vollständigen, zusammenfassenden Würdigung dieser Textilien, so ist es doch wohl außer Frage, daß sie für die Geschichte der liturgischen Gewänder von hervorragendem Interesse sind. Es sei uns daher gestattet, bevor wir zu den einzelnen priesterlichen Gewändern übergehen, hier nach den vorhandenen Bearbeitungen, namentlich aus der gründlichen Einleitung, welche Alois Riegl²⁾ seinem Kataloge über die im Oesterreichischen Museum befindlichen Funde vorausschickt, und aus den diesbezüglichen Arbeiten des Straßburger Antiquars R. Forrer³⁾, der sich seit längerer Zeit mit der Sammlung christlicher Alterthümer befaßt, einige Angaben über diese Funde folgen zu lassen.

Was zunächst das Alter der ägyptischen Textilfunde angeht, so war man früher geneigt, ihr Entstehen in die pharaonische Zeit zurückzuversetzen, ohne diese Angabe allerdings genügend beweisen zu können; man gieng jedoch später nach den gründlichen Untersuchungen

¹⁾ Karabacek, Katalog der Th. Graf'schen Funde in Aegypten, Wien 1883; ders. Die Th. Graf'schen Funde in Aegypten, Wien 1883. — ²⁾ Alois Riegl, Die ägyptischen Textilfunde im k. k. Oesterr. Museum. Allgemeine Charakteristik und Katalog. Wien 1889. — ³⁾ R. Forrer, Die frühchristlichen Alterthümer aus dem Gräberfelde von Achmim-Panopolis (nebst analogen medievren Funden aus Köln u. s. w.). Straßburg 1893. Römische und byzantinische Seiden-Textilien aus dem Gräberfelde von Achmim-Panopolis. Straßburg 1891.

von S. Birch¹⁾ und Karabaček auf die Zeit der römisch-griechischen Herrschaft zurück. Forrer glaubt mit ziemlicher Sicherheit annehmen zu können, daß die Nekropole von Achmim schon im Laufe der drei ersten Jahrhunderte nach Christus ihre Benützung erhielt, dann durch die Zeit der byzantinischen Herrschaft ausgedehnte Verwendung fand und nach der eingetretenen Occupation Aegyptens durch die Araber (641) allmählich in Vergessenheit gerieth. Kiegl ist geneigt, wenngleich ihm eine genaue Zeitbestimmung zur Zeit wegen Mangel datierter Stücke unmöglich scheint, als Entstehungszeit das vierte Jahrhundert anzunehmen, begnügt sich jedoch, da der Aegyptiologe Krall die Inschrift auf einer in Sakkarah gefundenen Bordüre eines Langtuches dem 7. Jahrhundert zuschreiben zu müssen glaubt, mit der weiten Grenze vom 4.—7. Jahrhundert, in denen auch nach Forrer die Mehrzahl dieser Gewandstücke entstanden ist.

Die meisten der aufgefundenen Textilien sind Costümreste und zwar vorzüglich kurze und lange, in mannigfacher Weise verzierte Tuniken, befranste Langtücher mit Borten, die entweder als Kopfbinden oder als Claven zur Ausschmückung der Gewänder dienten, ovale und sternförmige, aufgenähte oder eingewirkte Medaillons; ferner lieferten die Gräber eine große Anzahl kleiner Tüchlein, Hüllen, Spitzengeflechte, Mützen und andere untergeordnete Gewandreste. Der Stoff der bei weitem größeren Anzahl dieser Gewänder ist Leinwand, einige sind aus Schafswolle angefertigt, während halb oder ganz seidene Stoffe nur sehr selten vertreten sind. Geschah die Färbung der Stoffe, namentlich der Wolle durch Pflanzenfarben, vorzüglich durch Krapp und Indigo, so wurde weiße Zeichnung auf andersfarbigem Grunde durch naturfarbige Linnenfäden erzielt. — Fragt man, durch welche Technik die Stoffe hergestellt wurden, so begegnet man fast ausschließlich der Weberei und zwar meistens der einfachen Leinwandbindung, wiewohl complicirtere Bindungen nicht unbekannt waren, auch der Lancierung bei schmalen Borten und der Brochierung bei Musterung größerer Flächen.

Die Verzierung geschah meistens durch Wirkerei, manchmal auch durch Stickerei, seltener durch Posamenterie, Zeugdruck und Strickerei. Die durch die Wirkerei hervorgebrachten Ornamente verdienen besondere Beachtung nicht nur wegen des großen Reichthums ihrer Formen, sondern vorzüglich, weil sie allein uns Aufschluß über das Alter der Textilsunde geben. Alles, was der damaligen Kunst darstellungswürdig erschien, ist durch Wirkerei dargestellt. Als ornamentale Verzierung begegnet uns das einfache Kreuz, Buchstaben als H, I, T, Z, das Hakenkreuz und das Zickzack, Rhomben, Quadrate u. s. w. Auch der gebrochenen Welle, die mit dem Mäander nahe verwandt ist, der Spirale, der einfachen Wellenlinie begegnen wir nicht selten, wie auch dem Binnenfrieß und dem Bogenjaume,

¹⁾ Birch-Wilkinson, Ancient Egyptians, II, 176.

dessen Arkaduren mit den Füßen nach außen gekehrt sind, wie er sich in den Katakomben und in St. Vitale zu Ravenna findet, ferner der Bandverschlingung, wie sie uns schon in Pompeji entgegentritt. — Dem vegetabilischen Leben sind die Pflanze und das Blatt und kandelaberartig aufsteigende Bäumchen entnommen. Die Musterung der Blätter ist gewöhnlich bunt, häufig sind sie mit einer Mittelrippe versehen, von der sich seitwärts gehende Seitenrippen abzweigen. Werden Thiere und Menschen zur Verzierung der Gewänder benutzt, so werden sie naturalistisch wiedergegeben mit vollständiger Unterordnung unter die ornamentale Raumeintheilung; sie haben nur eine decorative, nicht eine selbständige Bedeutung, ein Princip, dem sich auch die historischen Darstellungen unterordnen müssen, was sich namentlich in der absoluten Symmetrie äußert, welche die beiden Hälften einer Darstellung rechts und links von einer idealen Mittellinie absolut gleich bildet, wie wir es in der gesammten frühmittelalterlichen Kunst beobachten können. Sehr zahlreich sind Motive aus dem animalischen Leben vertreten: Männer und Frauen, meist unbekleidet, Genien, schwebend oder kniend mit einem Vogel in den Händen, Centauren und Victorien, Bacchanten, Krieger und Jäger; endlich Löwen, Panther, Hasen, Hirsche, Enten, Pfauen.

Von christlichen Thiersymbolen begegnen uns auf den Gewändern von Achmim: Der Fisch, die Taube, das Lamm, der Hirsch, Hase, Hahn und Pfau, ferner Adler und Wolf, letztere im Kampfe miteinander. Größeres Interesse beanspruchen schon die auf Gewandverzierungen angebrachten Christus=Monogramme χ mit dem Buchstaben Alpha und Omega, die Kreuze, die alttestamentlichen Personen Josef (als Reiter hoch zu Roß), der Prophet Elias auf feurigem Wagen gen Himmel fahrend, die Männer mit den Weintrauben aus dem gelobten Lande, Daniel in der Löwengrube, das Opfer Abrahams; ferner die Dranten und Heiligen, jodann Apostelfiguren, durch Inschriften als solche bezeugt. Am meisten verdienen jedoch unsere Beachtung jene Gewänder, auf denen Christus selbst, sei es allein, sei es in Verbindung mit seiner heiligsten Mutter, abgebildet ist. Da finden wir Mariä Verkündigung und Heimsuchung, Maria mit dem Christuskinde, die Anbetung der drei Weisen, die Flucht nach Aegypten. Auch das öffentliche Leben und sein bitteres Leiden ist auf diesen alten Stoffresten mehrfach vertreten; so die Heilung des Blindgeborenen, die Auferweckung des Lazarus, Christi Einzug in Jerusalem, Kreuzigung (zweimal in sehr roher Form, Forrer Taf. XVIII, ², ³), Himmelfahrt; ferner ist Christus auch als Lehrer und Weltenrichter dargestellt. Auf Claven fand Forrer Christus zweimal als ‚Pastor bonus‘, wie er einer anderen Person, dem hl. Petrus, ein Lamm überreicht, und wie dieser es annimmt.

Forrer bemerkt, daß diese christlichen Dessins im allgemeinen mit den Bildern der römischen Katakombenmalereien übereinstimmen.

„Da wie dort sehen wir die alten Compositionen durchaus im Stile der heidnisch=classischen, römisch=griechischen Kunst vor uns treten. Beiderseits beobachteten wir sodann einen allmählichen Verfall der Formen und ein Ueberhandnehmen der christlichen Gestalten. Beiderseits sieht man dann das Christenthum immer mehr das Heidnische abstreifen und eine völlig neue Kunstära antreten. Die classischen Amoretten und Genien verschwinden, und an ihre Stelle treten Engel und nimbierte Heiligengestalten. Maria und Jesus erscheinen in den verschiedensten Scenen. Die immer wuchtiger hervortretende orientalische Farbenpracht erdrückt die Liebe zur Zeichnung. Die Linien verlieren ihre Freiheit und werden steif. Die römische Kunst hat der byzantinischen Platz gemacht“. Der Hauptunterschied soll darin obwalten, daß die römischen Katakombenbilder eine weit idealere Auffassung und eine correctere Ausführung zeigen. Riegl faßt das Resultat seiner Untersuchung in folgenden Sätzen zusammen: erstens, die Profankunst des früheren Mittelalters, welche uns hier in ihren intimsten Aeußerungen entgegentritt, hängt mit der späteren Antike aufs innigste zusammen; zweitens in der Zeit vom 4. bis 8. Jahrhundert bereitete sich vor und vollzog sich jener Umschwung in der Geschichte der Textilkunst, der vom Wirkereistile des Alterthums zum Seidenstil führte, und diese Entwicklung in der Textilkunst muß auch auf die übrigen Kunstgebiete den entschiedensten Einfluß gehabt haben. — Aus diesen wenigen Andeutungen ist ersichtlich, welche große Bedeutung die genannten Textilsunde für die gesammte christliche Kunst, speciell für die Geschichte der liturgischen Gewänder haben. Da ja, wie früher gezeigt worden ist, in den fünf ersten Jahrhunderten die liturgischen Gewänder sich von den profanen wesentlich nicht unterschieden, so kann man wohl nicht mit Unrecht annehmen, daß vorstehende Bemerkungen über die Technik und Ornamentik der alten Costümreste ohne essentielle Aenderung auch auf die altchristlichen liturgischen Gewänder passen.

Im Abendlande kommt diesen Gewändern an Alter wohl nur gleich (worauf zuerst Bock hinwies), eine merkwürdige Aurisfrisia im städtischen Museum zu Ravenna, welche wahrscheinlich in einem der zahlreichen alten Sarkophage dieser Stadt gefunden wurde und welche nach dem genannten Gelehrten die älteste Nadelarbeit Italiens ist; sie zeigt auf dunklem, phönizischen Purpur in gezogenen Goldfäden gestickte Brustbilder von vierzehn Bischöfen (der ravennatischen Kirche?)¹⁾. — Auf Stoff und Ornamentik der liturgischen Gewänder des Mittelalters hier näher einzugehen, würde uns zu weit führen; doch werden wir später Veranlassung nehmen, hierüber einiges nachzuholen.

Nach diesen allgemeinen Angaben über die liturgischen Kleider gehen wir nunmehr zu den einzelnen priesterlichen Gewändern über,

¹⁾ Vergl. Allgemeine Zeitung 1883, Nr. 355, Beil. (Eine Woche in Ravenna von Franz Bock.)

und zwar behandeln wir sie in der Reihenfolge, in der sie vom Priester zur Feier der heiligen Messe angelegt werden.

Die priesterlichen Gewänder im besondern.

1. Der Amistus.

1. Das erste liturgische Gewand, welches der Priester zur Feier der heiligen Opferhandlung und überhaupt, so oft er die Albe gebraucht, anlegt, ist der Amikt. Mit dem Worte amictus bezeichneten die alten Römer kein bestimmtes Kleidungsstück, sondern ein jedes Umfchlagetuch, das man zum Schutze gegen die Unbilden der Witterung oder als Ehrenkleid trug. Daher erklärt sich auch der Name, welcher von ἀμψι-jacere abgeleitet wird. Eine aus dem Griechischen stammende Bezeichnung, die uns in den römischen Ordines und bei den mittelalterlichen Liturgikern öfters begegnet, ist anaboladium oder (verderbt) anabolagium und anagolagium von ἀνὰ βολή (Umwurf) aus ἀναβάλειν = umwerfen. Sowohl Männer- wie Frauenkleider wurden mit letzterem Worte bezeichnet; so kommen in einem Edikte des Kaisers Diokletian als Umwurf für beide Geschlechter vor ἀνὰ βολαῖς = palliola.¹⁾ Isidor von Sevilla versteht unter anaboladium nur ein Frauengewand, womit man die Schultern bedeckte. „Anaboladium est amictorium lineum feminarum, quo humeri operiuntur, quod Graeci et Latini sindonem vocant.“²⁾ Eine fernere, nicht häufige Bezeichnung des Amiktus bei den alten Liturgikern ist humerale oder superhumerales, womit man gewöhnlich das levitische Ephod, das Rationale oder auch das Pallium bezeichnete.³⁾

Ueber die Zeit, wann und den Grund, weshalb der Amikt unter die liturgischen Kleider aufgenommen wurde, weichen die Ansichten der Archäologen und Liturgen von einander ab. Zum erstenmale wird er erwähnt von dem ersten römischen Ordo, der jedenfalls noch vor dem Jahre 800 entstanden ist, dessen Alter aber von anderen bis zur Zeit Gregors des Großen hinaufgerückt wird. Es heißt in diesem Ordo: *„Alius subdiaconus accipit lineam, alius cingulum, alius anagolagium id est amictum . . . et sic per ordinem induunt Pontificem“*.¹⁾ Allgemein wurde er wahrscheinlich erst um das Jahr 800 eingeführt. Allerdings wird der hl. Firminus schon auf einem Bilde zu Amiens, das aus dem siebenten Jahrhundert stammen soll, mit dem Amikt bekleidet dargestellt.²⁾ Wenn dieses Bild wirklich aus dem siebenten Jahrhundert herrührt, so kann man doch aus dem Fehlen anderer Nachrichten schließen, daß der Amikt in jener Zeit auch in der französischen Kirche noch nicht allgemein im Gebrauche war. So bemerkt denn auch Mabillon in seinem Werke über die gallicanische Liturgie, daß der Amikt vor den Zeiten Karls des Großen nur selten oder vielleicht gar nicht erwähnt wird. *„De amictu (quem vocamus) rara, si tamen ulla mentio apud auctores nostros ante Caroli Magni aetatem“*.³⁾ Nach dem französischen Archäologen Bocquillot thut kein französischer Schriftsteller des Amiktes vor dem achten Jahrhundert Erwähnung, und man kann glauben, daß er erst mit Einführung des römischen Ritus in Frankreich Eingang ge-

oder eine Art Brustpanzer, das aus zwei aus weißen, purpurnen, carmoisin, blauen und goldenen Fäden gewebten Stoffstücken zusammengesetzt war, welche Brust und Rücken des Trägers bedeckten und oben durch zwei Schulterstücke zusammengehalten wurde, worauf zwei Onyxsteine mit den Namen der zwölf Söhne Jakobs angebracht waren. 7) *Thosen* (rationale), bei dessen Beschreibung die heilige Schrift am längsten verweilt, war äußerst kostbar und von der größten Wichtigkeit. Das Rationale war kein eigentliches Gewand, sondern ein quadratförmiger doppelter Brustschild in Form und von der Größe einer Messbursa; es wurde immer in Verbindung mit dem Ephod getragen, an dessen Onyxsteinen es mit feinen Ketten befestigt wurde. Vorn war es mit zwölf kostbaren, von Moses genau bezeichneten Edelsteinen fast vollständig bedeckt, in welche die Namen der zwölf Stämme eingraviert waren. Auf diesem Brustschilde befand sich auch jenes geheimnisvolle Urim und Thummim, über dessen Beschaffenheit die heilige Schrift keinen Aufschluß gibt, wodurch der Herr wiederholt, wie die heilige Schrift erzählt, in schwierigen und zweifelhaften Fällen dem Hohenpriester, wenn er seinen priesterlichen Schmuck anlegte, Rath erteilte. Ueber das Wesen dieses Urim und Thummim, welches die Vulgata mit *Doctrina et Veritas* übersetzt, gehen die Ansichten der älteren wie neueren Gelehrten sehr auseinander; einige halten es für zwei kostbare Edelsteine, andere für kleine geschnitzte Bildwerke, andere für einzelne Gedankworte. 8) *Mignephet* (tiara), eine turbanähnliche Kopfbedeckung aus Wollstreifen, der mehrfach um das Haupt gewunden wurde. Außerdem trug der Hohenpriester ein goldenes Stirnband, auf dem die Worte standen: *Kadesch hajehovah*. Vgl. Bock I, 323—393, woselbst auch Abbildungen der levitischen Kleidung.

¹⁾ Museum Ital. II, 7. — ²⁾ Gerbert, Liturg. Aleman. I, 235. —

³⁾ Liturg. Gallic. l. I c. VII, ed. Paris. 1729, p. 62.

funden hat.¹⁾ Bock ist allerdings geneigt, dem Amikt ein höheres Alter zu vindicieren, da man kaum annehmen könne, daß bei der decenten Kleidung, die bei der Feier des eucharistischen Opfers die ersten Priester und Vorsteher der Kirche umgab, infolge des tiefen Einschnittes der ‚paenula‘ (Casel) der Hals der Presbyter und Diaconen nackt und unbekleidet gewesen sein sollte“ (I, 446). Indes geht aus den Abbildungen der Katakomben unzweifelhaft hervor, daß die Priester in früheren Zeiten mit unbedecktem Halse celebrierten; auch die Cleriker auf dem schon erwähnten Mosaikbilde zu St. Vitale in Ravenna aus dem sechsten Jahrhundert und auf manchen anderen Abbildungen bis zum zehnten Jahrhundert tragen noch keinen Amikt.

Im Anfange des neunten Jahrhunderts wird der Amikt häufiger genannt. Amalar von Metz (820) bezeichnet ihn ausdrücklich als erstes Gewand: ‚Amictus est primum vestimentum nostrum, quo collum undique cingimus‘.²⁾ Fast gleichzeitig erwähnt Hrabanus Maurus denselben,³⁾ auch in der Missa des Flaktus Illyrikus wird ein Gebet angeführt ‚ad induendum ephod vel amictum‘;⁴⁾ merkwürdig ist, daß Walafridus denselben unter den liturgischen Kleidern nicht aufzählt, da er doch zu seiner Zeit wohl schon fast allgemein im Gebrauche war.

2. Seine Entstehung verdankt er nach manchen, zum Beispiel Kræzer und Winterim, dem Umstande, daß, als man anfieng, den Ausschnitt der Casel zur größeren Bequemlichkeit beim Anziehen zu erweitern, wodurch der bloße Hals des Priesters sichtbar wurde, man zur Vermeidung dieser Entblößung über die Tunika ein weißes Tuch legte, mit dem man den Hals bedeckte. Demnach wäre der Amikt ursprünglich das dritte liturgische Gewand gewesen, wie man auch jetzt noch in der Kirche von Mailand nach ambrosianischem und in der von Lyon nach irenäischem Ritus (und nach Benedict XIV. bei den Maroniten) bei feierlichen Pontificalmessen den Amikt in Form eines steifen Kragens aus reichem Goldstoff über die Albe anlegt. Jedoch steht derselbe nicht mehr mit dem Leinwandstoffe des Humeralis wie ehemals in Verbindung, sondern derselbe wird für sich allein bestehend als Kragen angebunden, wenn sämtliche Obergewänder angelegt worden sind.⁵⁾ Daß dieser Gebrauch ursprünglich auch in der römischen Kirche herrschte, geht aus den oben angeführten Worten des ältesten römischen Ordo hervor. Nach dem gelehrten Liturgiker Georgi⁶⁾ hat sich dieser Gebrauch in Rom bis ins erste Jahrhundert erhalten, wofür er sich auf ein altes Missale aus dieser Zeit beruft; einen weiteren Beweis liefern dafür der fünfte Ordo Romanus (erstes Jahrhundert) und der neunte,⁷⁾ in welchem

¹⁾ Traité historique de la liturgie sacrée ou de la messe, Paris. 1701, p. 142. — ²⁾ De eccles. offic. I. II. c. 17., Migne P. L. CV, 1094. — ³⁾ De cleric. instit. I. I. c. 15. — ⁴⁾ Bei Bona, Rerum liturg. libri duo, ed. Colon. 1673, p. 175. — ⁵⁾ In Frankreich und Italien haben sich einige solcher Amikte erhalten. Vgl. Fleury, La Messe, Paris 1883—1889, VIII, 517 s. — ⁶⁾ Liturg. Rom. Pontif. tom. I. c. 15. — ⁷⁾ Museum Ital. II, 64, 91.

eine Rubrik lautet: „Induunt eum (Pontificem) vestimenta pontificalia, in primis linea et cingulo, deinde analogium grande“. Uns scheint, daß wohl nicht in allen Kirchen der gleiche Brauch geherrscht habe; denn die germanischen Liturgiker nennen denselben ausdrücklich das erste Gewand, so Amalar von Metz, Hrabanus Maurus, Pseudo-Alcuin. Auch Martigny ist geneigt, dem Amikt ein sehr hohes Alter zuzuschreiben, indem er ihn in Verbindung bringen möchte mit einer Art Schleier oder Mantel, welchen die alten Christen während des Gebetes häufig trugen, wie man auf den Bildern der Katakomben häufig sehen kann; „auch in dem Gebete, welches der Priester beim Anlegen des Amiktes sprechen muß, wird derselbe ein Helm genannt. Man kann ohne Unwahrscheinlichkeit annehmen, daß dieser metaphorische, kriegerische Ausdruck veranlaßt ist durch die Worte Tertullians: „Pura virginitas confugit ad velamen capitis quasi ad galeam contra tentationes“. ¹⁾ Gegen diese Ansicht spricht der schon oben gegen Bock geltend gemachte Grund. ²⁾

Krieg stellt bezüglich des Ursprunges des Amiktes die Vermuthung auf, daß derselbe ursprünglich „nur für den Priester bestimmt war, und ihm das sein und symbolisieren sollte, was das bischöfliche Pallium: ein Insigne und Symbol des Hirtenamtes“. Die mittelalterlichen Liturgiker wiederum erklärten in ihrem Bestreben, die neutestamentlichen Cultkleider mit den alttestamentlichen in Verbindung zu bringen, vielfach den Amikt für eine Nachbildung des levitischen Ephod, mit dem er aber ganz und gar keine Ähnlichkeit hat ³⁾ und benennen ihn auch Ephod. Hrabanus Maurus schreibt: „Primum indumentum est ephod bad, quod interpretatur super-humerale lineum“. ⁴⁾

3. Ursprünglich wurde er nur um Hals und Schulter gelegt, woher auch der Name humerale, später jedoch legte man ihn zunächst auf den Kopf und bediente sich seiner während des Ganges zum Altare als Kopfbedeckung und erst am Altare wurde er gleichsam wie ein Kranz als ein passender Abschluß der Paramente über die Kasse um den Hals gelegt. Zahlreiche Abbildungen aus der zweiten Hälfte des Mittelalters bestätigen die Worte des Abtes Rupert von Deuz († 1135): „Sacerdos amictu caput suum obnubit, donec super os illum revolvat et velut caput aut coronam illi coaptet“. ⁵⁾ Ähnlich schreibt der Bischof Stephanus von Autun (um 1140): „Amictus ad decorem super casulam replicatur, quia Filii Dei humanitate omnis ecclesia decoratur“. ⁶⁾ Dieser Gebrauch, sich des Amiktes als Kopfbedeckung zu bedienen, hat sich bis zum Ausgange des Mittelalters erhalten, wo er durch das Birett verdrängt wurde, welches erst seit dieser Zeit als feststehende liturgische Kopfbedeckung erscheint, wenngleich es uns schon seit dem 12. Jahrhundert als Kopf-

¹⁾ De velandis virgin. c. 15. — ²⁾ Martigny, Dictionnaire p. 782. —

³⁾ Vergl. Weiß, Handbuch der Costümkunde I, 344. — ⁴⁾ l. c. p. 306. — ⁵⁾ De divin. offic. l. I. c. 19. — ⁶⁾ De sacram. altaris, Migne P. L. CLXII, 1282.

bedeckung der Päpste, Bischöfe, Canoniker und Doctoren begegnet.¹⁾ „In manchen Kirchen Frankreichs, schreibt Abbe Migne,²⁾ wird der Amikt auf den Kopf gelegt und hängt nach Art eines Schleiers über die Schultern herab. Bei der Prästation wird er auf die Schultern gelegt und nach der Communion von da wieder auf den Kopf. Zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts bestand dieser Gebrauch noch in der Cathedralkirche zu Paris, und es ist zu bedauern (?), daß er daselbst völlig abgeschafft ist“. Denselben Gebrauch bezeugt Krazer für La Rochelle.³⁾

4. Bekanntlich hat sich der ursprüngliche Brauch bei manchen Ordensleuten erhalten, die den Amikt um die Kapuze anlegen und ihn erst am Altare auf die Kasel herablassen. Weil auf diese Weise ein Theil des Amikts sichtbar ist, schmücken sie ihn oft mit Sprüchen und kostbaren Stickereien, die sich malerisch an die Stickereien des Messgewandes anschließen, auch hierin treu bleibend dem Gebrauche des Mittelalters, wo man den sichtbaren Theil des Amikts oft mit verschwenderischer Pracht aufs kostbarste mit Gold und Seide verzierte. So vermachte Riculph, Bischof von Soissons († 915) testamentarisch seiner Kirche, „amictus cum auro quatuor“. Man nannte einen solchen Schmuck paratura oder parura und ein mit demselben versehenes Schultertuch amictus paratus. Solche Humeralien, die oft reicher wie die Kasel selbst ausgestattet waren, hielten sich im deutschen Nordosten bis ins siebzehnte Jahrhundert.⁴⁾ Die einfachsten dieser Humeralien waren die „aus grünem Tuch mit goldenen Leisten“, aus Seidenstoff in Roth, Blau, Schwarz, Grün; es werden in den alten Inventarien ferner erwähnt „gefpangte“ das heißt, mit Blättchen von Silber oder vergoldetem Silber oder Kupfer besetzte Humeralien. Manche waren mit solchen Blättchen vollständig besetzt, da auf denselben manchmal 100 Spangen angebracht waren, welche entweder frei hingen oder angeheftet waren. Außer den Spangen wurden auch Perlen und Edelsteine zum Schmucke des Amikts angewendet; zwischen diesen Zieraten befand sich meistens ein Kreuz von Silber oder Perlmutter, ein Agnus Dei, ein Heiligenbild. Ein altes Inventarium der Kirche von St. Veit zu Prag zählt z. B. auf: „Tres albae cum tribus humeralibus donatae per dominum Benessium de Cravar, quorum humerale est de perlis magnis habens istas litteras: Maria Virgo . . . et tria humeralia de perlis donata per dominam Imperatricem, quodlibet continet tres infulas imperiales, et IV litteras K. E. K. B“. Dieselbe Kirche besitzt eine andere parura, auf welcher sich, auf Goldgrund gestickt, drei Figuren befinden: Christus im Brustbilde dargestellt, zur Rechten der hl. Sigismund,

¹⁾ Abbildung eines solchen Amikts siehe z. B. bei Lübke, Vorschule (6. Aufl.) S. 179, 252; Bock, das hl. Köln (Taf. X, 42) bringt eine Abbildung eines Brustbildes des hl. Martyrers Gregorius (aus dem 15. Jahrhundert) mit sehr schönem Amikt. — ²⁾ Handbuch der kath. Liturgie S. 68. Deutsche Ausgabe, Gießen 1846. — ³⁾ l. c. p. 285. — ⁴⁾ Vergl. „Die innere Ausstattung der Kirchen des ausgehenden Mittelalters im deutschen Nordosten“ in der Zeitschrift für christl. Kunst, Jahrg. 1890, Sp. 244 ff. Düsseldorf.

zur Linken der hl. Wenzeslaus.¹⁾ Es gab sogar Humeralien aus purem Silberblech oder vergoldetem Silber, welche ebenfalls mit Figuren geschmückt waren. So besaß die Nikolaikirche in Elbing silberne, übergoldete und gefaltete Humeralien, von denen eins 10, zwei 11 „Glieder“ hatten, die Kirche von Allenstein ein silbervergoldetes im Gewichte von $\frac{3}{4}$ Pfd. Besonders waren die Kathedralkirchen überaus reich an kostbaren Humeralien. Nach Bock hat sich an Stifts- und Kathedralkirchen der Gebrauch dieser mit kostbaren Paruren gestickten Amikta auch am Rheine und im südlichen Deutschland während des ganzen sechszehnten Jahrhunderts erhalten. — Kaum ein anderes liturgisches Gewand hat eine radicalere Umwandlung erfahren als der Amiktus. Aus einem einfachen Linnentuche wurde er zu einem kostbaren Ornamentstück und hielt sich als solches mehrere Jahrhunderte lang, bis man ihm an einigen Orten früher, an andern später seine ursprüngliche Gestalt und Form wiedergab.

5. Jetzt wird der Amikt nach den Rubriken des Missale (Rit. celebr. I. n. 3.) vom Priester zunächst auf das Haupt gelegt, dann herabgelassen und so um den Hals gelegt, daß er das Collar vollständig bedeckt und mit den Bändern, die sich auf dem Rücken kreuzen, auf der Brust (nicht auf dem Rücken) festgebunden. In der Mitte (in medio sagt das Missale) soll er ein genähtes oder gesticktes Kreuz haben, welches vor dem Anlegen sowie nach dem Ablegen geküßt werden muß. Darum wird es sich empfehlen, dieses Kreuz nicht zu sehr am oberen Saume anbringen zu lassen, weil es dort wegen der unmittelbaren Berührung mit dem Halse durch den Schweiß leicht verunreinigt werden kann und darum Ekel beim Küssen erregt. Um das Humerale länger rein zu erhalten, sollen an den vier Enden Löcher gemacht und ausgenäht und in je zwei derselben die Bänder gefnüpft und nach einiger Zeit damit gewechselt werden, wodurch der rein gebliebene Theil stets nach oben gelegt werden kann. Schon im Mittelalter wurde der Amikt ganz aus Leinen angefertigt (post sandalias sequitur superhumerales, quod fit ex lino purissimo);²⁾ jetzt ist Leinen oder Hanf nach wiederholter Entscheidung der Ritencongregation ausdrücklich vorgeschrieben.³⁾ Auch muß er vom Bischöfe oder einem bevollmächtigten Priester vor dem Gebrauche benediciert werden. (Rit. celebr. I. n. 1.). Die unter Karl Borromäus abgehaltene dritte Mailänder Synode bestimmt, das Humerale sei aus feiner Leinwand, 3 Schuh (2 cub.) lang und 2 Schuh 3 Zoll ($1\frac{1}{2}$ cub.) breit; an den beiden Ecken seien Bänder angenäht, die so lang sind, daß sie wieder zur Brust vorgezogen und gebunden werden können. In der Mitte des oberen Theiles sei ein Kreuz eingenäht $1\frac{1}{2}$ Zoll (2 unc.) groß, und zwar zwei Finger breit vom Saume entfernt. Der Saum kann mit Ausnahme des Theiles, der um den Hals ge-

¹⁾ Abbild. bei Bock I, Fig. XI, S. 239. — ²⁾ Pseudo-Alcuin, De divina offic. c. 39. — ³⁾ S. R. C. 15. März 1664; 15. Mai 1819.

legt wird, mit einer bescheidenen Stickerei versehen werden.¹⁾ — Die Griechen celebrieren ohne Amikt, der bei ihnen überhaupt nicht im Gebrauch ist. „Amictus in Orientali Ecclesia usus nullus est,“ schreibt Renaudot, der gelehrte Kenner orientalischer Riten.²⁾

6. Im allegorischen Sinne oder auf das Leiden Christi bezogen bedeutet das Humerale nach Durandus jenes schmachvolle Kleid, womit die Schergen bei den Verspottungen unter Gotteslästerung das Antlitz des göttlichen Heilandes verhüllten, „Und die Männer, die ihn gefangen hielten, verhöhten und schlugen ihn. Und sie verhüllten ihn und schlugen in sein Angesicht und fragten ihn: Prophezeie, wer ist's, der dich geschlagen?“³⁾ Schon im alten Bunde war es Sitte, den zum Tode Verurtheilten vor der Hinrichtung die Augen zu verhüllen. So geschah es bei Aman, als er beim Könige in Ungnade gefallen war. (Esther, 7, 8.) Dasselbe geschieht noch jetzt bei Verbrechern, die den Todesstreich empfangen sollen. Christus stirbt wie ein Verbrecher, er ist das auserkorene Schlachtopfer für die Sünden der Welt. — Auf den Gottmenschen überhaupt bezogen oder, wie der alte Rubricist Savantus sich ausdrückt, im anagogischen Sinne bezeichnet der Amikt nach Innocenz III. (Myst. Miss. l. I. c. 35.), Rupert von Deutz (De offic. divin. l. I. c. 19.) und nach dem heiligen Bonaventura (Exposit. Miss.) die Menschheit Christi. Des Letzteren Worte sind: „Humerale caput cooperiens significat, quod Christus, qui est caput ecclesiae, divinitatem in humanitatem abscondit.“ — Da das Humerale ursprünglich dazu diente, die Blöße des Halses zu bedecken, in dem die Stimme gebildet wird, so sah die älteste moralisch-ascetische Deutung darin eine Mahnung für den Priester, die Zunge, „eine Welt von Ungerechtigkeit“, wohl zu bezähmen, eine Bedeutung, welche die Kirche selbst seit alters dem Amikte beilegt, wie dies erhellt aus den Worten, welche der Bischof bei der Subdiaconatsweihe zu dem Ordinanden sprechen muß: „Nimm hin den Amikt, durch welchen die Bezähmung der Zunge (castigatio vocis) bezeichnet wird.“⁴⁾ — Wie oben gezeigt, wurde später der Amikt erst auf das Haupt gelegt, und jetzt muß der Priester denselben vor dem Anlegen über das Haupt halten. Aus diesem Gebrauche leitet sich eine zweite ascetische Bedeutung des Amiktes her, die wir ebenfalls schon bei den alten Liturgikern antreffen, und welche die Kirche deutlich mit den Worten erklärt, die der Priester beim Anlegen desselben beten muß: „Setze, o Herr, auf mein Haupt den Helm des Heiles, damit ich die teuflischen Anfälle überwinde“. Was ist unter dem Ausdrucke „Helm des Heiles“, der bekanntlich dem Briefe des hl. Paulus an die Epheser entnommen

¹⁾ Vergl. Geiger, Notizen über Stoff, Gestalt und Größe der heiligen Geräthe und Gewänder, München 1858. — ²⁾ Liturg. Orient. collectio. ed. Frankf. II, 55. — ³⁾ Luc. 22, 63 f. — ⁴⁾ Pontific. Rom. de ordin. Subd. Bei der Degradation desselben muß er sprechen: Quia vocem tuam non castigasti, ideo amictum a te auferimus.

ist (6, 17), zu verstehen? Gemäß den ganz ähnlichen Worten desselben Apostels an die Thessalonicher (1, 58) nüchtern zu sein, angethan mit dem Panzer des Glaubens und der Liebe und mit dem Helme der Hoffnung des Heiles erklärt Cornelius a Lapide: „Galea est salus allata a Christo et sperata a christianis: hoc est spes salutis“. Der Amikt ist demnach zweitens ein Sinnbild der übernatürlichen Hoffnung, des lebendigen Gottvertrauens, eine Deutung, die schon fast in allen, in alten Missalen enthaltenen Gebeten ausgedrückt ist.

Das Velocipedfahren der Geistlichen.¹⁾

Von Ludwig Heumann, Expositus in Feucht (bei Nürnberg).

Die Fortschritte und Erfindungen der Neuzeit tangieren gar oft auch den Clerus. Dieser ist seinem ganzen Wesen nach wohl der conservativste Stand unter allen anderen Ständen, und darum bürgert sich bei ihm eine Neuerung sehr schwer ein, ja es wird eine solche nicht selten als mit dem Geiste des Priesterthums in Widerspruch stehend verurtheilt, aber nach Ablauf einer gewissen Zeit erscheint selbst der strengsten Kirchlichkeit ein solches Urtheil zu hart. So wurde in früheren Zeiten den Geistlichen das Rauchen und Schnupfen unter strengen Strafen verboten, sogar die Benützung der Eisenbahn wurde in den ersten Zeiten ihres Entstehens von manchen Bischöfen dem Clerus untersagt; und welch ein erbitterter Kampf war es nicht, den das lange und das kurze Beinkleid miteinander ausgefochten haben, um von anderen Dingen zu schweigen!

Ähnlich wie mit der Eisenbahn geht es in der Jetztzeit mit dem Velocipede. Darf und soll ein Geistlicher das Fahrrad benützen oder nicht? Diese Frage legen sich Bischöfe, Ordinariate, die einzelnen Geistlichen vor. Da es sich um eine an sich nicht böse Neuerung handelt, so sind selbstverständlich die Ansichten getheilt, je nachdem bei dem einen oder andern die befürwortenden oder die verwerfenden Gründe den Ausschlag geben. In England fährt schon ein sehr großer Theil des Clerus mit dem Rad. Selbst Bischöfe verschmähen es nicht, sich dieser praktischen Erfindung der Neuzeit zu bedienen, so der Erzbischof von Dublin, Dr. Wilhelm Walsh, der auf Unordnung des Arztes fährt, und dessen Secretär ebenfalls radfährt. Der Cardinal Richard von Paris hat seinem untergebenen Clerus die Benützung des Fahrrades im Allgemeinen verboten, aber für weit ausgedehnte Pfarreien empfohlen. Andere Bischöfe urtheilen anders. So hat der Bischof von Szathmar und in neuester Zeit

¹⁾ Ueber diesen Gegenstand liegen Anschauungen pro et contra vor. Die Frage muß sich also erst klären. Das Thema ist jedenfalls zeitgemäß, daher bringen wir diesen Aufsatz, jedoch salvo in omnibus iudicio auctoritatis ecclesiasticae. Die Red.

verschiedene bayerische Bischöfe, wie der von Eichstätt, Regensburg, Bamberg, dem untergebenen Clerus das Radfahren verboten. Ersterer wandte sich an die Congr. Episc. et Regul., um sein Verbot approbieren zu lassen, und erhielt unter dem 28. September 1894 folgendes Decret: Haec S. Congregatio Episc. et Reg. maturo examini subiecit, quae Amplitudo tua retulit circa Sacerdotes utentes rota dicta Velocipede, Itaque S. eadem Congr. zelum et prudentiam Amplitudinis Tuae collaudat atque commendat; nam prohibitio huiusmodi non solum liberat a corporis periculis sacerdotes ipsos, sed scandala avertit a fidelibus et irrisiorem ipsorum Sacerdotum. Diese Anerkennung der localen Verhältnisse und Auffassungen, respective der daraus gezogenen Consequenzen in einer bestimmten Diöcese will offenbar nicht eine endgiltige Entscheidung der Velociped-Frage für den ganzen Clerus der katholischen Kirche sein, wie auch das sehr divergierende Verhalten der einzelnen Ordinariate der Sache gegenüber beweist, so daß von Seite der Kirche eine freie Erörterung über das Für und Wider der neuen Erscheinung völlig unbehindert stattfinden kann.

Es ist nicht zu leugnen, daß das Publicum anfänglich einigermaßen betroffen und wie verwundert den Geistlichen auf dem Rade fahren sieht, es ist ihm ein ungewohnter Anblick. Aber ist es ein Aergernis? Was thut denn der Priester eigentlich Unerlaubtes und Anstößiges, wenn er das Velociped benützt? So wenig Reiten, Schwimmen, Turnen, Bergsteigen oder andere körperliche Uebungen etwas für den Priester Compromittierendes an sich haben, wenn sie mit Beachtung gewisser Grenzen geübt werden, ebenso wenig nimmt das Volk einen Anstoß am Velocipedfahren der Geistlichen, wenn nur der erste ungewohnte Anblick die Neugierde befriedigt hat. Das Auslachen braucht der velocipedfahrende Geistliche auch nicht zu fürchten, wenn anders er nicht vorüberbeugt wie ein Affe auf seinem Behikel hockt und wie besessen dahinrennt. Die Sportfahrrerei wird darum mit Recht verboten. Wir hatten Gelegenheit sehr hochgestellte Beamte, ja selbst fürstliche Personen auf dem Rade fahren zu sehen: wir können uns nicht erinnern, daß auch nur ein einziger Mensch gefühlt oder gesagt hätte, diese Personen vergäben ihrer hohen Stellung etwas dadurch, daß sie mit dem Rade fahren. Nachdem sich das Radfahren so eingebürgert hat, daß Angehörige der hohen und höchsten Stände (und sogar Damen) ihm huldigen, ist wohl in den meisten Gegenden nicht mehr zu fürchten, daß ein Geistlicher sich dem Spotte aussetzt, wenn er sich ebenfalls des so beliebt gewordenen Verkehrsmittels bedient.

Aber die gesundheitlichen Gefahren! Hören wir hierüber einen Fachmann, Dr. Martin Siegfried (Berlin-Bad Nauheim), der sich kürzlich in der „Deutschen medicinischen Wochenschrift“ also äußerte: „Die Zahl der Gegner des Radfahrens unter den ärztlichen Kritikern ist nicht klein, sie überwiegt derzeit sogar diejenige seiner Befürworter. Wägt man jedoch die Aeußerungen der Gegner, so macht man,

sofern man Arzt und Radfahrer zugleich ist, die überraschende Wahrnehmung, daß dieselben, soweit sie sich nicht auf mißbräuchliche Uebertreibungen und dadurch hervorgerufene Schädigungen der Gesundheit beziehen, durchweg auf theoretischen Speculationen beruhen, deren Verfechter niemals auf einem Rade gesessen haben. Diejenigen Ärzte, die ihr Urtheil auf Beobachtungen und Erfahrungen gründen, die sie an sich selbst gemacht haben, stellen fest, daß wir in der Cyclistik eine Gymnastik besitzen, die zunächst wie jede andere geeignet ist, Körper und Geist in günstigster Weise zu beeinflussen, vor allen aber den Vorzug hat, bei hoher Ausbildung körperlicher Geschicklichkeit und ausgezeichnete Förderung aller vegetativen Functionen (Athmung, Kreislauf, Verdauung, Stoffwechsel), seinen Haupteinfluß auf die Entwicklung geistiger Eigenschaften auszuüben: der Geistesgegenwart, des ruhigen, aber schnellen Entschlusses, der unmittelbaren Willensübertragung auf das fast dem Gedanken folgende Werkzeug, der Selbstbeherrschung und zugleich des Bewußtseins activer Individualität und Unabhängigkeit.“ In den „Rneipp-Blättern“ (Nr. 13, Jg. 1897) äußert sich Dr. Otto Gotthilf folgendermaßen: „Die Gesundheitschädlichkeiten, welche beim Radfahren entstehen können, sind bei einiger Vorsicht und gutem Willen leicht zu vermeiden. Geschieht dies, dann ist das Radfahren ein sehr schöner, gesundheitsgemäßer Sport.“

Die beim Radfahren von außen drohenden Unfälle sind bei einem mittleren Maß von Vorsicht sicher nicht mehr zu fürchten als Unfälle beim Fahren mit einem Fuhrwerk oder mit der Eisenbahn. Leichtsinns kann überall verhängnisvoll werden, und bei der größten Vorsicht können auch beim Fahren mit Fuhrwerken und mit der Eisenbahn die größten Unglücksfälle geschehen.

Es möchte daher folgendes zu beherzigen sein: In Nr. 7, pag. 510, der „theol.-prakt. Monatschrift“ (Passau) Jahrg. 97, hat ein Herr Confrater einige Andeutungen gegeben, die sehr beachtenswert sind. „Schneller Tod, Priestertod: ein erschreckend Wort. Ob ihm aber nicht eine Reihe Thatfachen zugrunde liegen? Bei einer Anzahl Todesfälle trägt auch die Lebensweise mit die Schuld: Saftige Kost, kräftiges Bier — und unzureichende Verarbeitung des Genossenen, mangelhafte Bewegung und mangelnde körperliche Thätigkeit. Hämorrhoiden und Hypochondrie hängen oft mit gerügtem Mißstand zusammen, — und wie hemmend sind solche Zustände für eine wirksame Seelsorge.“ Ganz wahr! Spaziergänge allein sind zu wenig Bewegung für die zu solchen Leiden Disponierten. Wieviele Seelsorger werden untüchtig und leisten nicht mehr viel, wenn sie die 50er Jahre erreicht haben! Warum? Sie haben zu wenig körperliche Bewegung gemacht, nun drücken sie die Folgen dieser Lebensweise körperlich und geistig nieder, ihre Wirksamkeit läßt nach. Um solchen Zuständen vorzubeugen, gibt es für den Geistlichen kein besseres Mittel als Radfahren. Gerade

auch um die Geistlichen gesund und agil zu erhalten, verdient das Radfahren ganz besonders, soweit es sich schon für den Beruf als nöthig erweist, alle Nachsicht und sogar Sympathie. Oder ist es besser, wenn der Geistliche, um sich Bewegung zu machen, mit seinen Knechten auf dem Felde arbeitet? Ferner: wieviele Geistliche sitzen einsam und verlassen auf ihren Dörfern, kein Mitbruder weit und breit. Er hat keine geistig anregende Gesellschaft. Es mag einer fleißig studieren, eine Nebenbeschäftigung (Blumenzucht, Bienenzucht) als Liebhaberei treiben; von Zeit zu Zeit fühlt er doch das Bedürfnis nach einer anregenden geistigen Gesellschaft. Mangelt ihm diese und kann er sich dieselbe wegen weiter Entfernungen der Amtsbrüder nicht leicht verschaffen, so sucht er einen Ersatz dafür; er geht ins Dorf- wirthshaus, taroßt oder schaffopft den halben Tag und die halbe Nacht. Dann sagt man mit Recht von ihm: er ist ganz verbauert und ver- fauert. Wahr — aber erklärlich. Es ist gewiß das kleinere Uebel, wenn ein solcher Herr ab und zu einmal sein Rad besteigt, einen Confrater zu besuchen oder zu einer Versammlung mehrerer Confratres zu fahren, dort sich geistige Anregung zu holen und dann wieder heimfährt, das Wirthshausgehen aber bleiben läßt, sondern sich an- nehmen und nützlich in seiner Klausen beschäftigt, bis ihn wieder das geflügelte Rad zu einem Confrater trägt, wo er neue Gedanken, neue Erfahrungen, Anregungen u. austauschen kann. Der Clerus, besonders auf dem Lande, trägt der Entbehrungen und Opfer viele; und wenn einem im übrigen sehr opferwilligen Priester das unschuldige Radfahren Vergnügen macht, ist er dankbar, es beibehalten zu dürfen.

Endlich kann man das Rad, wie ja selbst von dessen Gegnern anerkannt wird, auch für die Seelsorge brauchen. Es sind schon Fälle constatirt, in welchen nur der Gebrauch eines Rades Sterben- den noch zum Empfang der heiligen Sterbesacramente verholfen hat. Welch ein Trost für den Sterbenden, die Hinterbliebenen und nicht zuletzt für den Priester!

Aus all diesen Erwägungen geht hervor, daß das Radfahren für den Geistlichen doch nicht a limine abzuweisen sei. Es ist gewiß weise und dankenswert, daß Einzelnen, die Mißbrauch treiben, ihre Residenzpflicht vernachlässigen u. s. w., das Radfahren verboten wird; daß es aber im allgemeinen allenthalben toleriert wird, hat nicht minder seine Berechtigung.

Ueber den gleichen Gegenstand schreibt in der Beilage zur Augsburger Postzeitung Nr. 58 Dr. Ernest Furtner, päpstlicher Hausprälat, Domcapitular und Director des erzbischöflichen geistlichen Rathes in München:

„Das Velociped

im Gebrauche der Geistlichen vom theologischen und canonistischen Standpunkt aus betrachtet.

1. Das Velociped ist ohne Zweifel an sich etwas Gutes. Es verdankt seine Existenz dem Scharfsinn und Nachsinnen, sowie der

Handfertigkeit des Menschen. Es ist ein Glied an der langen Reihe der Erfindungen, welche die Menschen gemacht haben, seitdem den ersten Menschen der Auftrag geworden ist: *Reptete terram et subiecit eam*. Gen. 1, 28. Auch im Velociped haben die Menschen einen Theil der Erde, einen Theil der Naturkräfte sich unterworfen und dienstbar gemacht, wie in unzähligen anderen Maschinen. Das Velociped ist eine Fortbewegungsmaschine, wodurch dem Menschen viel Zeit und Kraft erspart wird. Letzteres, die Ersparung der Kraft, gilt namentlich gegenüber dem beschwerlichen und mühevollen Verkehr zu Fuß. Was die Eisenbahn und das Dampfschiff für die Menschheit im großen sind, das ist das Velociped für dieselbe im kleinen. Erstere wie letzteres haben ihre Schattenseiten und Nachtheile für die Menschheit; aber im ganzen und großen dürfen wir in beiden eine große Wohlthat erkennen.

2. Das Fahren mit dem Velociped ist an sich eine indifferente Handlung, welche durch Absicht, Zweck und Umstände sittlich gut oder sittlich schlecht werden kann. Unerlaubt kann es werden für kränkliche, besonders brustleidende Menschen, welche diese Art von Bewegung nicht ertragen können; ferner durch das Uebermaß, durch die übertriebene Schnelligkeit im Fahren oder die zu lange Dauer desselben, wodurch auch kräftige Naturen ihre Gesundheit ruinieren können, während der mäßige und vernünftige Gebrauch des Fahrrades die Gesundheit ebenso stärken und kräftigen kann, wie Turnen und andere Leibesübungen. Was den Sport mit dem Fahrrad betrifft, so mag er ja für Laien, die auch durch andere Schaustellungen den Beifall und die Bewunderung ihrer Mitmenschen suchen und sich erringen mögen, nicht geradezu unerlaubt und direct sündhaft sein, wenn er nur nicht in einer offenbar lebens- und gesundheitsgefährdenden Weise betrieben wird; für Geistliche wäre er sicher unerlaubt.

3. Ist das Radfahren, abgesehen von den oben angedeuteten Fällen, in welchen es für alle Menschen unerlaubt wird, und abgesehen von den ausdrücklichen Verboten, welche in mehreren Diöcesen bereits ergangen sind, ganz allgemein für die Geistlichen unstatthaft und moralisch unzulässig? Vorhin ist schon kurz angedeutet, daß jedenfalls der sportmäßige Betrieb des Radfahrens für die Geistlichen unerlaubt ist. Der Priester darf nicht theilnehmen an Velocipedrennen, an Distanzfahren u. dgl. Ebenso darf er sich auch sonst nicht durch allerlei Kunststücke auf dem Velociped vor dem Publicum producieren. Die Canones haben den Geistlichen die Regel gegeben: *Mimis, jocularibus et histrionibus ne intersint*. Umsoweniger darf der Priester selbst gewissermaßen zum Schauspieler werden. Uebrigens soll er, wenn er das Velociped überhaupt benützen will, auch nicht durch Ungeschicklichkeit und Unbehilflichkeit zum Schauspiel und Gespött für das Volk werden, sondern das Fahren ordentlich erlernen, was schon im Interesse der Sicherheit vor Unglücksfällen gelegen ist.

4. Eine andere Klippe, welche die Erlaubtheit des Radfahrens für den Geistlichen zum Scheitern bringen kann, ist die Kleidung. Manche Geistliche glauben, beim Radfahren nach der Art der Sportsmänner sich costümieren zu dürfen oder zu sollen. Daran thun sie gewiß unrecht, und die kirchliche Auctorität ist berechtigt und verpflichtet, sowohl gegen den Sport als auch gegen die uncanonische Kleidung der geistlichen Radfahrer einzuschreiten. Es besteht indes gar keine Nothwendigkeit, daß der Geistliche auf dem Fahrrad sich unclericalisch kleidet. So gut die radfahrenden Damen sich ganz decent zu kleiden verstehen, ebenso gut kann auch für die Geistlichen ein Anzug hergestellt werden, der in Bezug auf Form und Farbe den Normen der kirchlichen Gesetzgebung entspricht und auch auf dem Fahrrad den Geistlichen sofort unzweideutig erkennen läßt. So viel ist gewiß: Der Geistliche darf sich, wenn er das Velociped erlaubterweise benützen will, über die kirchlichen Vorschriften bezüglich der clericalen Kleidung nicht hinwegsetzen.

5. Wenn die den kirchlichen Gesetzen widersprechenden Mißbräuche beim Radfahren der Geistlichen, wovon der Sport und die ungeistliche Kleidung die wichtigsten und hauptsächlichsten sind, beseitigt und ferngehalten werden, ist die Benützung des Velocipeds gleichwohl auch da noch für den Priester durchaus unstatthaft, weil der Verkehr auf dem Fahrrad mit der Würde und dem Ernste, womit ein Priester überall auftreten soll, durchaus unvereinbar ist, und weil ein Priester auf dem Rade dem gläubigen Volk zum Aergernis gereichen muß?

Richtig ist, alles Neue fällt auf; so erregte auch das Velocipedfahren, als es aufkam, Bewunderung und Staunen. Als auch Geistliche anfangen, dieses praktischen Verkehrsmittels sich zu bedienen, war das Aufsehen noch größer, und es ist wohl auch vorgekommen, daß gute und fromme Seelen in ihrem Conservatismus daran wirklich Anstoß nahmen in dem Gedanken, es wäre doch nicht angezeigt, daß die Geistlichen jede Neuerung mitmachen. So ergeht es in der Regel allem Neuen. Wenn es länger in Uebung ist und alltäglich wird, verliert es das Auffällige mehr und mehr; man gewöhnt sich daran. Auch an das Radfahren der Geistlichen hat man sich mehr gewöhnt, namentlich seitdem alle Stände, alle Berufszweige, Hohe und Niedere, Aerzte, Beamte, Officiere, alle Kategorien von Bediensteten in allen möglichen Lebensstellungen theils zum Vergnügen, theils zur Erleichterung ihrer Berufsarbeit dieses Verkehrsmittels sich bemächtigt haben und stets fort bedienen. Soll in der That der Priesterstand allein von der Benützung dieses Behelfs ausgeschlossen sein? Wenn das Radfahren unter allen Umständen für den Priester indecent und mit dem Ernst und der Würde des Priesterthums durchaus nicht vereinbart werden kann, dann soll es dem Priester, auch wenn er der einzige wäre, versagt sein; er hat ja mehrere sehr wichtige Pflichten auf sich, die nur dem Priester auferlegt sind. Wenn jedoch das Radfahren

in den durch die Priesterwürde und die kirchlichen Vorschriften de vita et honestate clericorum gebotenen Schranken betrieben wird — daß solches geschehen könne, läßt sich kaum leugnen —, dann hört es auf, den Gläubigen zum Anstoß zu dienen, zudem dieselben einer Belehrung über den Nutzen und die Vortheile des Velocipeds auch bei Ausübung der Seelsorge leicht zugänglich sein werden. Das Radfahren ist eine Neuerung; die Kirche thut wohl daran, wenn sie sich einer solchen Neuerung gegenüber vorsichtig prüfend verhält. Die Kirche muß aber nicht jede Neuerung ablehnen; es könnte sich sonst, wie schon öfter, ereignen, daß übergroßer Eifer gegen eine Neuerung nach wenigen Jahren oder Jahrzehnten belächelt wird.

6. In den großen Städten, z. B. in München, bedarf der Seelsorger zur Erleichterung seines Berufes des Fahrrades nicht. Er hat zwar dort auch häufig weite Wege zurückzulegen, z. B. zu den Friedhöfen; aber es gibt in den Städten andere billige Communicationsmittel, und es entspricht sicher einem allgemeinen Gefühle, daß der Priester in den auf den Straßen der Großstädte herrschenden Trubel von männlichen und weiblichen Radfahrern sich nicht mische. In den Städten soll den Geistlichen das Radfahren im allgemeinen untersagt und verboten bleiben.

In Seelsorgegemeinden von geringem Umfange ist das Bedürfnis nach dem Velociped ebenfalls kein vordringliches. Der Priester wird darum in solchen Gemeinden des Fahrrades sich enthalten und höchstens ausnahmsweise desselben sich bedienen, wenn er nämlich an einen entfernteren Ort, zu dem weder eine Eisenbahn noch eine andere Fahrgelegenheit führt, aus guten Gründen sich begeben soll.

7. In ausgedehnten Pfarreien, deren wir namentlich in Altbayern eine große Anzahl haben, kann das Radfahren für die Geistlichen eine große Wohlthat, ja eine Art Nothwendigkeit werden. Es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß durch das Fahrrad viel Zeit und Kraft erspart werden kann. Diese Wahrheit läßt sich nicht durch oberflächlichen Witz und Spott aus der Welt schaffen.

Ich kenne einen Pfarrer, einen durchaus ernsten und musterhaften Priester, der zur Zeit der ärgsten Priesternoth seine große Pfarrei mit vielen weit entlegenen Ortschaften mehrere Jahre allein pastorieren mußte. „Gott sei Dank“, sagte er öfter, „daß mir meine körperliche Rüstigkeit das Radfahren gestattet. Mein Velociped muß mir den Cooperator ersetzen. Ich könnte fast unmöglich die Filialschule versehen und die Kranken besuchen.“ Als ihm wieder ein Hilfspriester zugetheilt wurde, verschenkte er sein Velociped, weil er es jetzt, wie er sagte, nicht mehr brauche. Niemand aus der ganzen Pfarrei verübelte dem würdigen Seelsorger das Radfahren; im Gegentheil, alles vergönnte ihm von Herzen die Unterstützung, welche die neue Erfindung ihrem Pfarrherrn brachte und die Verseeing und Beibehaltung der Pfarrei ihm ermöglichte.

8. Häufiger und noch in höherem Maße erfahren unsere Hilfsgeistlichen (Cooperatoren) die Vortheile und Wohlthaten des Fahrrades. Viele Pfarreien haben 1—1½ Stunden vom Pfarrsitz entfernte Filialen, nach welchen die Cooperatoren täglich oder doch mehreremale in der Woche der Gottesdienste und der Schulen wegen excurririeren müssen. Nicht selten liegen die Filialen in direct entgegengesetzter Richtung und müssen, so lange der Priester-mangel nicht vollständig gehoben ist, häufig von Einem Priester versehen werden. Da kann es sich ereignen, daß ein solcher Priester an manchen Tagen wegen des Besuchs der Kranken, wegen einfallender Provisuren nach verschiedenen Richtungen stundenlange Wege zurückzulegen hat. Wäre es nicht eine Härte, dem Geistlichen in dieser Lage den Gebrauch des Fahrrades, das ihm zwei Drittel der auf so weite Gänge zu verwendenden Zeit und Kraft erspart, gänzlich zu untersagen?

9. Bei plötzlich eintretender Todesgefahr infolge von Unglücksfällen und acuten Krankheiten gewährt es großen Trost, wenn der Priester schnell erscheinen kann, um die Tröstungen der heiligen Religion zu spenden, und niemand wird daran Anstoß nehmen, wenn er auf dem Fahrrad noch rechtzeitig ankommt. Es sind bereits öfter solche Fälle vorgekommen, in welchen es nur das Velociped möglich machte, einem Sterbenden die heiligen Sacramente zu reichen. Im Interesse der Sache ist zu wünschen, daß die Seelsorger derartige Fälle ihren hochwürdigsten Ordinarien berichten. Dabei wäre auch die Frage zu erörtern, ob es angänglich wäre, daß ein Priester, wenn er das Allerheiligste nicht aus einer Kirche in der Nähe des Verunglückten oder Schwerkranken herbeibringen könnte, mit Chorrock und Stola bekleidet und mit einem Lichte versehen, selbst auf einem Fahrrad die heilige Wegzehrung aus der Pfarrkirche überbringe. Bei der großen Liebe Jesu zu den Kranken und seinem heißen Verlangen nach Vereinigung mit den im Tode Ringenden möchte ich diese Frage nicht ohne weiters verneinen, und wenn ein Priester seinem Ordinarius nachträglich berichtete, er hätte es so, wie beschrieben, gemacht und dadurch einen Sterbenden noch mit der heiligen Communion beglückt, so möchte ich bezweifeln, ob er wegen vorschriftswidriger und unwürdiger Behandlung des Allerheiligsten bestraft werden solle.

10. Ein Priester hat öfter das Bedürfnis, andere Priester zu besuchen, z. B. um in schwierigen Fällen sich Rath zu erholen, um zu beichten, um den vorgeschriebenen Pastoralconferenzen beizuwohnen, um die Freundschaft zu pflegen und über seelsorgliche Angelegenheiten oder auch wissenschaftliche Gegenstände sich zu besprechen und zu unterhalten. Alle diese gewiß lobenswerten Zwecke werden durch das Radfahren wesentlich gefördert.

11. Der Vergnügungssucht darf das Velociped von Priestern niemals dienstbar gemacht werden. Der Wirtshausbesuch der Geistlichen darf durch dasselbe nicht vermehrt werden. Es darf nicht dazu benützt werden, um an jedem Tag anderswohin einen Ausflug zu

machen. Uebrigens muß das Radfahren doch auch nicht allzu rigoros auf die seelsorglichen Zwecke eingeschränkt werden. Wenn es einem Herrn Freude macht, wenn er auf dem Rade eine seiner Gesundheit förderliche Bewegung zu finden glaubt, so mag er auf Wegen und Straßen, die keinen allzu frequenten Verkehr aufweisen, mit Maß und Ziel auf dem Fahrrad sich vergnügen. Solches erscheint auch deshalb als zulässig, weil das Radfahren auch erlernt sein will. Diesen Zweck wird man nicht erreichen, wenn man nicht auch außer den durch die Seelsorge veranlaßten Touren auf dem Rade sich übt. Nicht alle jungen Priester können diese Kunst sich schon vor der Ordination aneignen, weil ihnen in den Studentenjahre die Gelegenheit dazu, namentlich der Besitz eines Fahrrades mangelt. Es ist auch kaum in der Ordnung, daß unsere meist armen Aspiranten des geistlichen Standes, die in den Seminarien Freiplätze genießen, für die Ferien kostspielige Fahrräder sich anschaffen, und sind Vorkommnisse dieser Art nicht mit Unrecht mißliebig aufgenommen worden. Darum kann das Radfahren der Geistlichen zum Zwecke der Uebung, wenn es nicht überhaupt gänzlich verboten werden soll, kaum unterjagt werden.

12. Nach dieser Darlegung ist für die kirchliche Auctorität reichlicher Anlaß gegeben, um bezüglich des Radfahrens der Geistlichen ordnend, leitend, verbiethend einzugreifen. Es wird dies nicht in allen Diöcesen in gleicher Weise geschehen können, da die Verhältnisse in den einzelnen Kirchenprengeln sehr verschieden sind. Die hochwürdigsten Oberhirten werden es sich, wenn auch einige allgemeine Grundsätze überall Geltung haben werden, jeder für sich überlegen müssen, wie sie den mit dem Radfahren der Priester leicht verbundenen Mißständen und Gefahren am besten begegnen werden. Eine oberhirtliche Instruction über das Radfahren der Geistlichen dürfte sich allenthalben als unentbehrlich herausstellen. Wo man den Priestern den Gebrauch des Fahrrades gänzlich verbieten zu müssen glaubte, werden die kirchlichen Oberen kaum umhin können, in manchen Fällen Dispensation eintreten zu lassen. Möge die Sache geordnet werden wie immer, — jedenfalls ist der Wunsch gerechtfertigt: Möge es den hochwürdigsten Ordinarien erspart bleiben, wegen Ungehorsams gegen ihre diesbezüglichen Verordnungen von ihrer Strafgewalt Gebrauch machen zu müssen! Dies gebe Gott!.

Ernstes und Heiteres für die Dilettanten-Bühne.

Von Johann Langthaler, reg. Chorherr und Stifftshofmeister in St. Florian, Oberösterreich. (Nachdruck verboten.)

Dritter Artikel.

Jugend- und Schul-Theater. Von Wilhelm Kammerer
G. J. Manz in Regensburg, 8°. Preis jedes Bändchens (7.—12.) à M. 1.20
= fl. —.72.

Neuntes Bändchen: ¹⁾ 1. „**Tom**“. Trauerspiel in drei Aufzügen nach der Erzählung von Harriet Beecher Stowe. Eine männliche und vier weibliche Rollen. 37 Seiten. Läßt sich ohne große Schwierigkeiten aufführen, dürfte aber weniger Interesse bei den meisten Zuschauern erregen.

Es schildert die Lebensschicksale eines exemplarisch frommen, nach Amerika verkauften schwarzen, christlichen Sklaven Tom, dem es bei einem guten Herrn die erste Zeit recht gut mit seiner Familie geht — aber, da er schon frei werden soll, stirbt unvorhergesehen der gute Herr, er wird aufs neue verkauft und zwar, einem grausamen, gewissenlosen Pflanzer. Auch in den größten Leiden verliert der Arme Geduld und Gottvertrauen nicht und als Held der Pflicht und Tugend stirbt er endlich an den unschuldig erlittenen Mißhandlungen.

2. „**Das stumme Kind**“. Schauspiel in zwei Aufzügen. Nach der Erzählung vom Verfasser der Oftereier. 22 Seiten. kl. 8^o; drei männliche und drei weibliche Rollen.

Dieses schöne, auch mit geringen Kräften und Mitteln überall leicht aufzuführende Stück, dessen Hauptinhalt mit dem der bekannten Schmid'schen Erzählung identisch ist, zeigt, wie Gott über die Seinigen wacht und ihnen das scheinbar Böse zum Guten zu lenken weiß.

Meline, die brave Tochter der frommen, verwitweten Frau von Grünau wird auf Anstiften eines habgierigen Verwandten von Räubern entführt, in eine Waldkneipe, den Schlupfwinkel der Räuber gebracht, dort jahrelang gefangen gehalten unter dem Namen Ursula und von ihren Pflegeeltern hart gehalten und gezwungen, allen Gästen gegenüber sich stumm zu stellen, damit sie das verbrecherische Treiben der gottlosen Wirtsleute und ihrer raub- und mordlustigen Helfershelfer nicht verrathe. Sie bleibt brav in der Räuberhöhle. In diese Mörderhöhle verirrt sich nun auch der lange ob des Krieges verschollen gewesene einzige Bruder der Frau von Grünau, als er mit seinem Diener seine Schwester, die ihn längst als todt beweinte, auffuchen wollte, und er wäre auch wirklich dort ermordet worden, wenn ihm nicht beim Essen das stumme Kind Ursula rechte Meline, seine Nichte, einen Warnungszettel zugeschoben hätte. Hierdurch aber vorsichtig gemacht, entgeht er glücklich dem Tode, nimmt Wirt und Wirtin gefangen, und durch seine nachrückenden Soldaten auch vier Helfershelfer derselben, erkennt und befreit seine Nichte und führt sie freudig in die Arme ihrer schwergeprüften, aber durch die Leidenschule gläuterten Mutter zurück: Scenerie: Eine Schänke; ein vornehmer Salon.

3. „**Die feindlichen Brüder**“. Schauspiel in vier Aufzügen, 18 Seiten. kl. 8^o; vier männliche und eine weibliche Rolle.

Das kurze Stück ist für gewöhnliche Zuschauer etwas schwer verständlich und dürfte schwerlich den rechten Effect hervorbringen.

Der Gutsbesitzer Simon Körner hat zwei Söhne, die beide ihren Vater lieben, durch Haß und Eifersucht verfolgen sich aber die Beiden und machen dem liebenden Vater so viel Schmerz und Kummer, daß er endlich darüber tödtlich erkrankt. Eine Kräutersammlerin und Heilküsterin erklärt nun, der Vater könne nur genesen, wenn man ihm vom Bergesgipfel zwei bestimmte, seltene Kräuter verschaffe. In ihrer liebenden Besorgnis um das Leben des Vaters gehen nun beide Brüder getrennt auf die Suche; können lange keines der beiden bestimmten Kräuter finden, beten, ohne sich oben zu treffen und von einander zu wissen, in ihrer Herzensangst für das Leben des Vaters herzinnig nacheinander auf dem Berge vor demselben Marienbild — aber jeder findet dann nur je eines der verlangten Kräuter, mit dem er beim Naken des Aelterns bekümmert heimkeilt. Am Krankenbette des Vaters sieht dann jeder in der Hand des anderen das ihm fehlende Blümchen und gerührt reichen sich nun beide Brüder endlich die Hand der Versöhnung zur größten Freude des Vaters, in dessen Liebe sich die Herzen beider Brüder endlich gefunden haben. Scenerie: Ein hübsches Zimmer; ein freier Waldplatz.

¹⁾ Siehe Quartalschrift 1897, p. 856.

Zehntes Bändchen: 1. „**Das Glöckchen**“. Schauspiel in fünf Aufzügen. 34 Seiten. H. 8°.; vier männliche Rollen.

Ein gutes, nicht schwer ausführbares Stück, das in ergreifender Weise die Macht der Gewissensstimme, dieses mahnenden, warnenden, lobenden und tadelnden Glöckleins in jedes Menschen Brust zur Anschauung bringt und zeigt, daß glücklich jeder, der dem Klange dieses Glöckleins folgt, und der in Versuchung und Leiden erprobten Tugend oft auch schon hienieden der wohlverdiente Lohn zutheil wird.

Theobald, der brave Sohn des alten, kranken, blutarmen Jakob Moll sucht, aus der Fabrik entlassen, vergebens in der durch Brand und Hagelschlag zc. verarmten heimatlichen Gegend um Arbeit, um für sich und den armen Vater das Nothwendigste zu verdienen. Da naht sich ihm der Versucher in der Gestalt eines Wilddiebes und Strauchritters, namens Thomas Streicher, dem es bald gelungen wäre, den halb schon verzweifelnden Theobald aus Liebe zu dem hungernden armen Vater auf dunkle Pfade zu locken. Aber die Stimme des Gewissens, verstärkt durch das plötzliche Läuten des Glöckleins in der nahen verlassen Waldkapelle hält ihn noch im letzten Augenblicke zurück vor der Einwilligung in das böse Ansinnen des Versuchers — und zum Vater zurückgekehrt wird er durch diesen noch mehr bestärkt, der Tugend treu zu bleiben. Aber die Noth steigt aufs höchste und wiederum naht der Versucher und hätte ihn schon bald verleitet zu einem Raubmorde an einem im Walde schlafenden Reisenden mit diamantenem Ringe am Finger, — doch da ertönt wieder das warnende Glöcklein und im selben Augenblicke erwacht der Schläfer und murmelt halbwach das dem Theobald bekannte Liedlein vom Glöcklein. — Der Versucher flieht — und der Fremde ist der lange verschollene gewesene, reich aus Amerika zurückgekehrte, brave Onkel Theobalds, der nun seinen Vater und ihn reich und glücklich macht. — Aber auch Thomas Streicher ist von dem Gewissensglöcklein zum Verlassen seiner dunklen Wege gebracht worden, und hat nach Jahren als frommer, bußfertiger Klausner bei der Waldkapelle seine Hütte errichtet, wo ihn nach zehn Jahren der edle Theobald, der durch seinen Onkel ein vornehmer Gutsbesitzer geworden, findet. Scenerie: Wald; ein ärmliches Zimmer.

2. „**Das große Los**.“ Schauspiel in zwei Aufzügen. 24 Seiten. H. 8°. Fünf männliche Rollen.

Dieses leicht ausführbare, besonders für Gesellen empfehlenswerte kurze Stück hat die gute Tendenz, zu zeigen, daß brave Aufführung, Fleiß und Sparsamkeit das beste Los, der größte Gewinn ist.

Der brave Schreinermeister Gottlieb Stark hat drei Gesellen: Valentin, Paul und Peter. Nur der erstere ist brav, treu und fleißig und hängt mit kindlicher Liebe an seinem Meister; die beiden letzteren sind leichtsinnig, genussüchtig, verschwenderisch. Alle drei Gesellen haben sich mitsammen heimlich ein Los gekauft, das Valentin in Verwahr genommen hat. Am Geburtstage des Meisters, den Valentin daheim zubringt, während die beiden anderen die ihnen gegebene Freiheit zum Kneipen benützen, kommt nach den Zeitungsberichten das Los der drei Gesellen mit einem Treffer von 1500 Mark heraus. Großer Jubel besonders bei Peter und Paul, die nun jeder mit den 500 Mark Gewinn in die weite Welt hinaus wollen, um lustig und flott ihr Geld zu verprassen; Valentin aber will seinen Gewinn anlegen. Nun aber fann Valentin das Los, das er verlegt hat, nicht finden, großer Zorn bei Peter und Paul, die nun jeder von ihm 500 Mark fordern. Den Streit ein scheidet der Meister dahin, daß sie nach einem Jahre bei ihm die 500 Mark abholen können, und sie reisen nun beide hinaus in die Welt. Valentin bleibt und soll durch verdoppelten Fleiß die 1000 Mark abverdienen und wirklich spart er so schon im ersten Jahre 500 Mark, wozu der Meister 500 legt. Nach Jahresfrist kehren Peter und Paul zerlumpt zurück, um das Geld zu holen. Das verlegte Los wird gerade an diesem Tage wieder aufgefunden. Der brave Valentin wird vom alten Meister adoptiert, und die durch Erfahrung gewitzigten und gebesserten Mitgesellen Paul und Peter treten nun bei ihm in Dienst. Als Scenerie ist nur eine Tischlerwerkstätte erforderlich.

Elftes Bändchen. 1. „**Der Geizhals**“. Schauspiel in vier Aufzügen. 45 Seiten. Kl. 8°. Acht männliche Rollen.

Ziemlich leicht aufzuführen und ergreifend. Hauptinhalt: Gesündigt durch Geiz — gebüßt und gesühnt durch Geiz gegen sich selbst und durch heimliche Werke der Barmherzigkeit gegen Andere.

Hartig, der Sohn eines verarmten Kaufmannes, hat, vom Geldteufel erfaßt, nach dem Tode des Vaters seine ihn sehr liebende, brave Mutter, obwohl er durch Fleiß, Handel und Sparsamkeit schon hinlänglich Vermögen sich erworben hatte, aus Geiz und Habucht langsam verhungern lassen. Bald aber nach dem Tode der Mutter erwacht furchtbar sein Gewissen, und um seine Sünde zu sühnen, führt er jetzt für sich selbst das Leben eines echten Geizhalses, arbeitet, handelt, erwirbt Geld, wird immer reicher, spart, hungert, dürstet, geht schäbig gekleidet, läßt sich von Allen als Geizhals verschreien, verspotten, mißhandeln, bleibt aber immer ehrlich und verwendet sein Geld, um heimlich Andern Gutes zu thun. Viele Bedrängte haben ihm ihre Rettung zu verdanken, dürfen aber nie ihren Wohlthäter nennen, und sterbend testamentarisch er sein ganzes Vermögen zur Eristung eines Waisenhauses und zu anderen guten Zwecken. Die Scenerie ist sehr leicht, es sind nothwendig: Ein Vorzimmer, eine ärmliche Stube, ein besseres Wohnzimmer.

2. „**Die Wallfahrt**“. Schauspiel in zwei Aufzügen. 46 Seiten. Kl. 8°. Sechs männliche Rollen.

Ein schönes, erbauliches, lehrreiches Stück, das, gut aufgeführt, bei einfachen, gläubigen Zuschauern großen Effect erzielen kann, und dessen Aufführung auch größeren Schulfraßen nicht zu schwer fallen dürfte. Es zeigt, daß „Nichts geschieht von ungefähr — Von Gottes Hand kommt Alles her“ und daß man auch in Unglück und Trübsal nicht aufhören soll zu beten und kindlich auf Gott zu vertrauen.

Silverbauer, ein reich gewordener, braver, frommer Wirt, der ein braves Weib und einen einzigen, etwas verzärtelten und deshalb leichtsinnigen Sohn hat, hat Gott zu Ehren auf einem nahen hohen Bergesgipfel eine Kapelle erbaut, die seine ganze Freude ist. Nun erkrankt das geliebte Weib. Der bekümmerte Vater schickt den Sohn zur Kapelle; durch dessen Unvorsichtigkeit und Leichtsinn lobert die Kapelle in Flammen auf. Aus Furcht vor dem Vater ergreift der Sohn die Flucht und kehrt nicht mehr heim; die Mutter stirbt in der Stunde, wo die Kapelle abbrennt. Nun habet der so schwer heimgesuchte Wirt lange mit Gott, hängt Gebet und alle Religion an den Nagel und will sich nicht belehren und trösten lassen, bis es einem armen, braven, gottvertrauenden, gelähmten Holzhacker, der auf seiner Wallfahrt nach Altötting bei ihm einkehrt, gelingt, ihn zum Gebete und Gottvertrauen und zur Ergebung in Gottes wunderbare und weise Vorsehung zurückzuführen — so zwar, daß der Wirt die Wallfahrt mitmacht, in Altötting mit Reue und Vertrauen betet und das Gelübde macht, die Kapelle wieder aufzubauen. Am Tage ihrer Einweihung erblickt sie auch der geflohene Sohn, der in fremdem Dienste eine harte, aber ihm heilsame Schule durchgemacht hat und nun drängt es ihn zur Heimkehr. Von dem braven Holzhacker, bei dem er in der ersten Nacht nach seiner Flucht übernachtet, wird er nun gebessert seinem Vater in der neuen Kapelle zugeführt, und dieser nimmt den armen, gelähmten Holzhacker, der in Altötting zwar keine Heilung, aber vermehrte Ergebung und größeres Gottvertrauen gefunden, sammt dessen Familie in sein Haus auf und sorgt für sie. Scenerie: Wirtsstube und ein feier Platz, im Hintergrunde ein Berg mit der Kapelle.

Zwölftes Bändchen. „**Vater und Söhne**“. Schauspiel in vier Aufzügen. 41 Seiten. Fünf männliche Rollen. Eine ländliche Stube, ein Garten ist für die Scenerie erforderlich.

Das Stück halten wir in jeder Beziehung für brauchbar: Es ist volksthümlich, frisch geschrieben, bietet spannende Momente und hat eine gesunde Moral: Der Wert des Menschen liegt nicht in seiner körperlichen Kraft und Größe, sondern vielmehr in der Kraft des Geistes, der eifrig gebraucht, den Menschen

öfter aus den niederen Volkschichten zu höheren Stellungen erhebt und zu einem nützlichen Mitgliede der menschlichen Gesellschaft macht. Ein Beweis ist der körperlich schwächliche Müllersohn Fritz, der, ob seiner unscheinbaren Körpergestalt sogar vom Vater verachtet, durch rastloses Streben es zum hochangesehenen Arzte bringt und als solcher der Schutzhengel seines Vaters wird.

„Jugend- und Schul-Theater“. Von dem Verfasser der „Uhrenhändler vom Schwarzwalde“. Regensburg. 1883. Manz. Preis jedes Bändchens M. 1.20 = fl. —.72.

Erstes Bändchen: 1. **„Fernando“.** Schauspiel in fünf Aufzügen. 52 S. Neun männliche und drei weibliche Rollen. Nach der gleichnamigen Erzählung von Chr. von Schmid.

Dieses auch mit geringen Mitteln und Kräften ziemlich leicht ausführbare, lehrreiche und auch ziemlich interessante Schauspiel zeigt, wie tief der stolze und dabei genussüchtige und leichtfertige Mensch sinken kann, wie ihm aber auch aus Sünde und Unrecht keine Rosen wahren Glückes, sondern nur stehende Dornen innerer Unruhe und Gewissensqual entsprossen, die so lange sein Inneres zerreißten und marterten, bis er demüthig und reuevoll zu Gott zurückkehrt.

Von Alfonso, der stolze, genussüchtige, tief in Schulden steckende Graf von Alvarez, will durch seinen leichtsinnigen, vermögenslosen und genussüchtigen Freund Pedro seinen Mündel und Kassen Fernando beiseite schaffen, um dessen reiches Erbe sich aneignen zu können. Der Mordplan wird durch die Dazwischenkunft des edlen Ritters Bernardo von Rio vereitelt, der Fernando entführt und fromm-christlich erzieht. Pedro lässt Alfonso in der Meinung, sein Neffe sei wirklich durch ihn ermordet worden. Bei all seinem nunmehrigen Reichthum und Glanz hat aber Alfonso kein Glück und keine frohe Stunde mehr und er erlangt erst wieder Ruhe und Frieden, da er von Pedro nach langen 20 Jahren endlich erfährt, daß Fernando noch lebe und glücklicher Schlossverwalter in Böhmen sei, und er nun mit dem bekehrten Pedro diesen aufsucht und, sich verdemüthigend, das gegen ihn verübte Unrecht wieder gut macht. Scenerie: Ein Schlosszimmer; ein zweites vornehmes Zimmer; ein Garten.

2. **„Tief verschuldet“.** Sittenbild in vier Aufzügen. 20 Seiten. Sechs männliche und eine weibliche Rolle.

Ein schönes, auch von größeren Schulkindern leicht ausführbares, durch rasche, lebhafte Handlung ausgezeichnetes Stück, das uns schlichte, brave Eltern und einen braven, dankbaren Sohn vorführt, welcher Vater und Mutter, die ihn unter den größten Mühen und Entbehrungen und Opfern haben studieren lassen, später, als er fürstlicher Hof- und Leibarzt geworden, ihre ihm gebrachten Opfer dankbarst vergilt, weil er, wie er zum Fürsten sagt, den Eltern gegenüber „tief in Schulden stecke“, die abzutragen seine heiligste Pflicht sei. Scenerie: Ein ärmliches, ein besser ausgestattetes, ein vornehmes Zimmer.

3. **„Heinrich von Eichenfels“.** Schauspiel nach der gleichnamigen Erzählung von Chr. von Schmid in sechs Aufzügen. 36 Seiten. Vier männliche, 3 weibliche Rollen und mehrere Zigeuner und Diener. Ein fromm-erbauliches, rührendes und für einfache, gläubige Leute auch recht interessantes und effectvolles Schauspiel, das auch größere Schulkinder, unter denen aber einige mit besonders gutem Gedächtnisse und mit guten Einstimmen begabt sein müssen, aufführen können. — Der Inhalt ist bekannt: Heinrich von Eichenfels wird in Abwesenheit seiner Eltern in Folge der Nachlässigkeit seiner schau- und tanzlustigen Wärterin durch eine Zigeunerin aus der Wiege geraubt, in eine Höhle entführt und wächst dort ohne alle Gotteserkenntnis auf; nach acht Jahren gelingt es ihm, aus der Höhle zu entfliehen. Er kommt auf der Flucht zu einem frommen Einsiedler Meinrad, der ihn Gott kennen und lieben lehrt, ihn überhaupt vortrefflich erzieht und ihn endlich in die Arme seiner schwergeprüften und erst spät entdeckten Eltern zurückführt. Scenerie: Ein Schlosszimmer; eine Höhle; eine Klause.

Zweites Bändchen: 1. **„Die verkaufte Tochter“.** Ein Schauspiel in fünf Aufzügen. 40 Seiten. Vier männliche, vier weibliche Rollen; Kinder und ein Gärtner.

Etwas gar zu lehrhaft und trocken. Aufführung nicht schwer.

Marie, die eigengeartete, in sich gekehrte, stille und stets thätige Tochter des leichtsinnig auf großem Fuße lebenden Kaufmanns Bröner wird von diesem ihrem Vater und noch mehr von ihrer eiteln, hochfahrenden Mutter wegen ihrer Eingezogenheit, Einfachheit, ihres in sich gekehrten ernstern Wesens und besonders wegen ihrer großen Sparsamkeit ihrer leichtfertigen und puzsüchtigen Schwester Rosa immer weit nachgesetzt, zuletzt sogar förmlich als menschenfeindlich und geizig gehaßt und selbst des Diebstahles verdächtigt, und man ist froh, sie einem Schwager, der allein ihren verborgenen Wert erkannt, als Wirtschafterin überlassen zu können; — sie aber ist nur deshalb so einfach, sparsam und ernst, weil sie, den nabenden Bankrott ihrer Eltern voraussehend, immer daran denkt, dieselben gegen Armut und Schande in ihren alten Tagen schützen zu können — was ihr auch gelingt — wo dann alle Welt ihr edles Kindesherz erkennt. Scenerie: Ein nobles Zimmer, ein zweites ebenfalls elegantes Zimmer, ein Garten.

2. **„Der Alchymist“**. Schauspiel in drei Aufzügen. 18 Seiten. Vier männliche und zwei weibliche Rollen.

Robert, ein früher begüterter Juwelier, verlegt sich auf Alchymie, wird dadurch mit seiner braven Tochter blutarm, meint aber noch immer aus gestohlenen Diamanten machen zu können; sein Bruder wirft nun, um seiner Noth abzuhelpen, zwei echte Diamanten heimlich in den Schmelztiegel; der vernarrte Alchymist meint nun, er selbst habe sie gemacht, ist überglücklich, will sie verkaufen, kommt in Verdacht, sie gestohlen zu haben, soll verhaftet werden. — Da kommt der Bruder dazu, klärt die Sache auf — und der arme Alchymist stirbt aus Schmerz darüber, daß sein thörichter Wahn zerstört ist. Scenerie: Ein Zimmer mit vielen Tiegeln, Phiolen, einem Schmelzofen; ein Juwelierladen.

3. **„Des Vaters Bild“**. Schauspiel in zwei Aufzügen. 11 Seiten. Drei männliche und eine weibliche Rolle:

Eine rührende Geschichte: Der Frau Treuberg verunglückt ihr Mann auf der Jagd. Witwe und Tochter kommen in größte Noth. Alles wird hingegeben, um nur das Leben zu fristen, nur nicht das Porträt des Vaters; und als die Noth am größten, fällt das Bild von der Wand und aus dem Rahmen, und die frommen, gottvertrauenden Leute finden hinter demselben Wertpapiere, Lebensversicherung u. d. Die Scenerie erfordert nur ein einfaches Zimmer.

Drittes Bändchen: 1. **„Der stumme Zeuge“**. Schauspiel in fünf Aufzügen. Acht männliche Personen. Als Scenerie fordert es: einen Speis Salon, ein Gefängnis und ein einfaches Zimmer.

Ein durch die Schurkerei eines betrügerischen Commerzienrathes unschuldig verurtheilter Cassier wird wieder befreit durch ein Bild, welches dem Commerzienrath unwillkürlich das Geständnis seiner Schuld entlockt. Ein empfehlenswertes Stück, bei dem es nicht an guter Moral und spannenden Episoden fehlt; es ist auch leicht aufführbar.

2. **„Ein Opfer der Freundschaft“**. Schauspiel in fünf Aufzügen: zeigt uns die Aufopferung des jungen Adeling für seinen unwürdigen Freund. Nach streng moralischem Maßstabe dürfte ein solches Opfer der Freundschaft wohl etwas zu weit gehen. Sonst ist es ein sehr gutes Stück. Es verlangt fünf männliche Personen und an Scenerie drei verschiedene Zimmer.

Viertes Bändchen: Dieses Bändchen enthält drei Schauspiele mit männlichen und weiblichen Rollen, die alle drei eine gute, veredelnde Tendenz haben und auch von Dilettanten-Theatern mit geringen Kräften und Mitteln effectvoll besonders vor einem einfachen, noch religiösen Publicum aufgeführt werden können.

1. **„Der Unbekannte“**. Ein Schauspiel in drei kurzen Aufzügen. 50 Seiten. Vier männliche und vier weibliche Rollen.

Zur Weihnachtszeit geht Kaiser Franz als Unbekannter verkleidet am Abend durch die Straßen Wiens, um im Stillen die Thränen der Armen trocken und ihre Noth mit eigenen Augen sehen zu können. So lernt er besonders die

Bedrängnis einer armen, kranken Witwe mit ihren zwei braven, für die Mutter arbeitenden und bettelnden Töchter kennen, hilft ihnen und läßt einen Arzt holen zc. Dieser ist ein edler Mann und hilft großmüthig nach Kräften der armen Familie, während ein geiziger Mäkler und Bucherer dieselbe nach Möglichkeit ausraubt. Die Witwe stirbt; der Kaiser geht mit der Leiche — und übergibt dann die verwaisten Töchter der Priorin der Ursulinen zur Erziehung, belohnt den eblen Arzt und bestraft den elenden Bucherer.

Das Geheimnis des Unbekannten ist in dem schönen patriotischen, nur in seinen Monologen etwas zu langathmigen Stücke bis gegen dessen Schluß gut gewahrt und tritt hier um so effectvoller hervor. An Scenerie ist nothwendig: Platz vor einer ärmlichen Gasse; eine einfache Stube; ein vornehmes Zimmer.

2. „**Der blinde Knabe**“. Schauspiel in drei kurzen Aufzügen. 44 Seiten. Vier männliche und vier weibliche Rollen.

Frau Blum, eine arme Witwe, lebt mit ihren zwei Kindern, einem braven, fleißigen Mädchen und einem blinden Knaben, dessen einzige Freude neben der guten Mutter und Schwester ein lustiges Nothkehlchen ist, in größter Noth, vertraut aber immer fest auf Gott. Da trifft sie noch größeres Unglück. Ihre Tochter wird unschuldig des Diebstahles verdächtigt, eingesperrt; der arme, blinde Sohn wagt sich, geängstigt durch die Abwesenheit der Mutter und Schwester auf die Straße, wird überfahren und bricht den Arm; der Miethsherr pfändet die letzten Möbel der Armen. Doch das Unglück wird die Quelle des Glückes. Das verleumdete Mädchen wird freigesprochen; der Unglücksfall des armen Blinden bringt diesen und seine Angehörigen mit einem reichen, menschenfreundlichen Arzte und dessen wohlthätigen Familie in Verbindung; der Knabe wird geheilt und erlangt das Augenlicht wieder; bei der Pfändung erzielt ein Kunstwerk, welches von der Witwe als Andenken an ihren seligen Gatten aufbewahrt worden war, einen enormen Preis — und aller Noth ist abgeholfen, und das Gottvertrauen reichlich belohnt. Die Scenerie ist einfach: Eine ärmliche Stube; ein freier Platz.

3. „**Ludwig, der kleine Auswanderer**“. Schauspiel in zwei Aufzügen, frei bearbeitet nach der gleichnamigen Erzählung von Chr. v. Schmid. 48 Seiten. Sieben männliche und vier weibliche Rollen.

Die Gräfin von Chaumont verliert zur Zeit der französischen Revolution auf ihrer Flucht nach Deutschland ihren kleinen, einzigen Sohn Ludwig. Dieser wird von einem braven, aber armen Pächter aufgenommen und von diesem und seiner wackeren Frau mit ihren drei eigenen Kindern fromm und christlich erzogen. Die brave Pächtersfamilie kommt durch Unglück und durch einen boshaften, neidischen Nachbar in die größte Noth, kann den Pachtzins nicht zahlen, steht in Gefahr, das Pachtgut zu verlieren. — Da entdeckt die Pächtersfrau zufällig beim Ausbessern der alten Kleidung ihres Ziehsohnes Ludwig acht in dessen Rock eingenähte Goldstücke, läßt in der Ueberraschung den Rock draußen liegen und nun findet der feindselige Nachbar in demselben noch vier weitere Goldstücke, die er sich aneignet. Der Pächter will nun mit dem Gold den Pachtzins zahlen; — kommt in Verdacht des Diebstahles, wird eingesperrt — am Tage des Urtheilspruches kommt gerade die Gutsfrau, Gräfin Waldenberg, nach langer Abwesenheit heim; in ihrer Begleitung ist die Gräfin von Chaumont. Die Unschuld des Pächters und die Bosheit seines feindseligen Nachbarn kommt an den Tag; die Gräfin Chaumont erkennt in dem Ziehsohn der schwergeprüften Pächtersfamilie ihren vor acht Jahren verlorenen Sohn Ludwig; die Pächtersfamilie wird glänzend belohnt. — Scenerie: Eine ländliche Gegend; ein anständiges Zimmer.

Das fünfte Bändchen enthält drei mit geringen Mitteln ziemlich leicht ausführbare und für ein mehr einfaches, religiöses Theaterpublicum recht empfehlenswerte Schauspiele.

1. „**Kaiser Max auf der Martinswand**“. Schauspiel in fünf Aufzügen. 50 Seiten. Zwölf männliche und eine weibliche Rolle. — Es ist ein gutes, interessantes und patriotisch geschriebenes Stück, das die bekannte

Legende von der wunderbaren Rettung des letzten Ritters, der sich bei der Jagd auf der steilen Martinswand bei Zirl in Tirol lebensgefährlich verirrt hatte, zum Hauptgegenstand hat. In diese Geschichte ist verschoben die Erzählung von der Verdächtigung eines braven alten Tirolerschützen durch einen Raubschützen, als habe er einen Fremden ermordet. Eine Thalgegend mit Bauernhaus, ein Zimmer im Burghofe, ein hoher, steiler Fels mit dunkler Höhle gehört zur Scenerie.

2. **„Das Johanniskäferchen“**. Schauspiel in 1 Aufzuge. 36 Seiten. Sieben männliche und zwei weibliche Rollen. Das Stück ist nach der gleichnamigen Erzählung von Chr. v. Schmid durch Lehrer Gebhart verfaßt worden und zeigt, wie Gott frommes Gebet und Vertrauen der Seinigen zu belohnen und sie zuletzt auch durch geringe Mittel, wie hier durch ein Johanniskäferchen, aus Noth und Elend zu retten, ihre gewissenlosen Unterdrücker aber zu strafen weiß.

Eine brave, arme Pächterswitwe kommt mit ihrem Kinde durch ihren habgierigen, gewissenlosen Nachbar, den nach dem Pachtgute gelüftet, in die größte Bedrängnis und soll schon gepöbeld und verjagt werden — da, in der größten Noth, kommt ein Johanniskäferchen, das ihr Söhnlein fangen will, als es sich hinter einem alten Schrank geflüchtet hatte, zuhilfe, indem beim Verschieben des Schrankes ein Papier zum Vorschein kommt, das beweist, daß ihr seliger Mann die vom Nachbar ungerecht geforderte Schuld schon abgetragen hat und dieser somit ein strafwürdiger Betrüger ist. Zur Scenerie gehört nur eine ärmliche Stube.

3. **„Der Kanarienvogel“** oder: **„Gott ist gut“**. Schauspiel in fünf Aufzügen. 52 Seiten. Neun männliche und drei weibliche Rollen. Ist einer gleichnamigen Chr. v. Schmid'schen Erzählung nachgebildet, trägt aber den Titel: **„Der Kanarienvogel“** nur mit sehr geringem Rechte, da dieser Vogel darin denn doch kaum eine nennenswerte Rolle und Bedeutung hat. Das Stück spielt zur Zeit der französischen Revolution, und erzählt die wunderbare Rettung der braven, gottesfürchtigen, königlich-gesinnten, gräflich Erlau'schen Familie durch die unter Gottes sichtbarem Schutze geglückte Flucht nach Deutschland aus Kerker und vor der Guillotine. Es gibt bei diesem Stücke eine etwas umständliche Scenerie: Ein schönes Zimmer, eine Garten-Waldanlage, eine Fischerstube, ein Kerker, ein Flußufer mit Fischerhütte.

Pastoral-Fragen und -Fälle.

I. **(Darf ein katholischer Beamter akatholische Kindererziehung befehlen?)** 1. Gewissensfall. Vor Titus, katholischem Beamten, erscheinen ein protestantischer Vater und die katholische Mutter, die aber bei der Heirat zum Protestantismus abfiel, mit ihren drei Kindern, sämmtlich unter 7 Jahren, katholisch getauft. Da jedoch nach den Staatsgesetzen die Kinder protestantisch zu erziehen sind, verlangt der protestantische Seelsorger diese Kinder für seinen Religionsunterricht, gegen den Willen der Eltern, welche dieselben katholisch haben wollen. Darf der katholische Beamte in Anwendung des Gesetzes die Entscheidung fällen, die Kinder seien als protestantisch einzutragen und dem protestantischen Religionsunterrichte zu überweisen?

II. Erklärung und Lösung. 1. Den Lesern dieser Zeitschrift muß es als selbstverständlich gelten, daß jene Gesetzbestimmungen, welche ein Kind der falschen Religion zuweisen oder die Eltern dazu zwingen, ihre Kinder in einer falschen, akatholischen

Religion unterrichten oder erziehen zu lassen, etwas vor Gott und dem Gewissen Unerlaubtes fordern und daß daher diese Gesetze weder wahre Gesetze sind, noch beobachtet werden dürfen. Es wird damit ein Abfall von der wahren Religion geboten, also eines der schlimmsten Verbrechen, deren sich ein Mensch vor Gott schuldig machen kann.

2. So sündhaft jene allgemeinen Gesetze sind, so sündhaft ist auch für den Katholiken die Anwendung dieser Gesetze auf einen Einzelfall; er darf sie weder ausführen noch einen Andern zur Ausführung bestimmen. Ein nur Geschehen=lassen, ein Sich=permissiv=verhalten ist freilich nicht in allen Fällen eine Versündigung. Wer etwas Unerlaubtes nicht verhindern kann, oder es zu verhindern nicht die Pflicht hat, der kann ohne persönliche Versündigung etwas Unerlaubtes geschehen lassen.

3. Für den katholischen Beamten kommt es also zunächst darauf an, ob seine Handlungsweise ein bloßes Geschehen=lassen sei, oder eine wirksame Veranlassung, bezw. bestimmter Befehl zur Ausführung eines religionswidrigen Gesetzes. Würde also der Beamte bloß privatim den Eltern erklären, das Staatsgesetz schreibe in diesen Fällen die akatholische Kindererziehung vor, so wäre das an sich keine unerlaubte Handlung, weil darin an sich keine Aufforderung liegt, dieser sündhaften Gesetzesvorschrift Folge zu leisten. Nur wenn voraussichtlich diese Erklärung eine akatholische Erziehung veranlaßte, welche sonst eine katholische geblieben wäre, würde eine solche ohne höchst wichtigen Grund abgegebene bloß doctrinelle Erklärung unrecht sein. Nimmt aber die Handlungsweise des Beamten den auctoritativen Charakter eines amtlichen Urtheils an, auf welches hin die Eltern polizeilich können gezwungen werden, sich diesem Urtheil zu fügen und dessen Ausführung zu bewirken oder zu veranlassen: dann ist die Handlung des Beamten eine aus sich sündhafte und weil intrinsecus mala, unter keinen Umständen erlaubt. Es würde weder Amtsverlust, noch eine sonstige härtere Strafe den Beamten entschuldigen, eine derartige auctoritative Anwendung eines sündhaften Gesetzes je vorzunehmen.

Heutzutage tritt nicht selten an katholische Beamten die Frage heran, ob und wie weit eine Mitwirkung zur Ausführung eines ungerechten Gesetzes statthalt sei. Es muß dabei vor allem beachtet werden, ob dasjenige, was durch die Mitwirkung oder Anwendung des Gesetzes unmittelbar erzwungen werden soll, etwas intrinsecus malum ist, oder nicht. Wenn Nein, so folgt freilich noch nicht sofort die Erlaubtheit auctoritativer Mitwirkung; wenn aber Ja, dann ist die Unerlaubtheit derselben sofort entschieden.

4. Für unsern vorliegenden Fall wäre vielleicht der Versuch eines Ausweges am Plage. Da es sich um Kinder unter 7 Jahren handelt, würde, wie wir gegebenenfalls nach den Landesgesetzen unterstellen, durch die Conversion des Vaters zur katholischen Kirche diesem auch staatlich das Recht gegeben, die Kinder, selbst wenn sie pro-

testantisch getauft wären, mit sich zur katholischen Kirche hinüberzunehmen, umsomehr, die katholisch getauften katholisch zu lassen. Der Versuch einer derartigen Einwirkung auf den Vater und auf die, wie scheint, in ihrem Gewissen bedrängte Mutter wäre daher gewiß nicht zu unterlassen.

Eracten (Holland).

Aug. Lehmkuhl S. J.

II. (Was ist zu thun im Zweifel, ob man eine schuldige Restitution geleistet oder nicht?) Der Kirchenvorstand Titius ist mit der Restaurierung einer Kirche beschäftigt und bekommt ad hoc viele Geldgeschenke, die er gewissenhaft in einem besonderen Schränkchen aufbewahrt. Eines Tages hat er in eigener Sache eine Zahlung von 400 Mark zu machen, welchen Betrag er einstweilen der „Restaurierungscasse“ entnimmt, indem er gleichzeitig einen Schuldschein in die Casse legt. Nach zehn Wochen hält er in der Restaurierungscasse Nachschau über den Vermögensstand und ist in hohem Grade überrascht, in derselben noch seinen Schuldschein vorzufinden. Er war nämlich der festen Meinung, er habe vor sechs Wochen, als er eine größere Summe (1000 Mark) eingenommen, die 400 Mark zurückbezahlt. Im ersten Augenblick denkt er, er habe wohl den Schuldschein herauszunehmen vergessen, obgleich er das Geld in die Casse hineingelegt; später aber kommen ihm Zweifel, ob er letzteres gethan. Er rechnet nun seine während des letzten Vierteljahres gemachten Einnahmen und Ausgaben zusammen, kommt aber zu keiner Gewissheit, da er ein größeres Hauswesen zu führen hat und in der betreffenden Zeitperiode viel Geld einnahm und ausgab. Allmählig hielt er es gar nicht einmal mehr für wahrscheinlich, daß er fragliche Summe restituirt habe, obwohl er vor der unangenehmen Entdeckung beim oberflächlichen Nachdenken über seinen Vermögensstand ausdrücklich der Meinung war, er sei der Restaurierungscasse nichts mehr schuldig.

Was hat nun der arme Titius zu thun?

Es liegt hier der Fall einer zweifelhaften Restitution vor; zwei sich widersprechende Meinungen stehen einander gegenüber: Die eine spricht für die geschene Restitution, die andere dagegen. Nehmen wir einstweilen an, es sei für die eine und für die andere Meinung eine wirklich positive Probabilität vorhanden, mit anderen Worten es handle sich um einen positiven Zweifel. Wozu ist der Schuldner in solchem Falle verpflichtet? Diese Frage ist nicht leicht zu beantworten; wir finden hierüber drei verschiedene Meinungen der Moralisten. Einige wenige Moralisten behaupten, daß der Schuldner, in diesem Falle von jeder Verpflichtung frei sei, indem sie den Grundsatz: „obligatio dubia nulla est“ auch in Rechtsachen gelten lassen. Andere hingegen sind der Ansicht, daß der Schuldner von der Pflicht der Restitution zwar nicht vollständig freizusprechen sei, jedoch auch nicht zur Restitution der ganzen Summe, sondern nur eines Theiles pro rata dubii verpflichtet werden könne.

Der Grund ist nach Laymann (de Conscient. c. 5. n. 42), „quia aequitas non patitur, ut debitor sine culpa sua magno periculo subiiciatur bis solvendi integrum debitum“. Dieser Meinung folgt auch Lehmann (Theolog. moral. I. n. 960), indem er für dieselbe folgende Gründe anführt: „Quia 1) relate ad illud debitum quod dubie solutum est, idem valet ac de bonis incertis, de quorum vero domino circa paucos (i. e. in nostro casu inter duos) existit dubitatio seu incertitudo; at communis omnino doctrina est, bona incerta in tali casu dividenda esse; 2) valor illius debiti in neutrius i. e. neque in creditoris neque in debitoris pacifica possessione est, sed est sicut res, de cuius possessione et proprietate contenditur inter utrumque: quod si fit, communis doctrina est, rem in aequali dubio esse dividendam“. Jedoch die gewöhnlichere Ansicht der Moralisten geht dahin, daß der Schuldner zur Zahlung der ganzen Summe verpflichtet sei, da man in Rechts-sachen streng beim Grundsatz bleiben müsse: „Obligationi certae non satisfit per adimpletionem incertam“. Welche von diesen drei Ansichten ist die richtige? Die an erster Stelle angeführte Ansicht scheint doch zu lax und daher unzulässig zu sein; ausgenommen etwa in dem Falle, wenn die Meinung, daß die Schuld schon abbezahlt sei, auffallend wahrscheinlicher wäre und eine starke praesumptio dafür sprechen würde. Die an letzter Stelle erwähnte Ansicht hingegen hält Referent für zu streng; er möchte vielmehr der mittleren Ansicht beitreten, welche auch der hl. Alphons als probabel anführt (Theol. moral. I. I. n. 34); daher kann man derselben mit gutem Gewissen folgen (Vgl. Delama, de iustitia et iure, edit. III., Tridenti 1889, n. 384). Aus dem Gesagten ergibt sich, daß Titius unter der Voraussetzung, daß seine Meinung von der geleisteten Restitution wirklich probabel ist, seiner Pflicht genügt, wenn er beiläufig die Hälfte der fraglichen Summe an die Restaurierungscasse restituiert. Jedoch in der Darlegung des Falles heißt es, daß es Titius allmählig gar nicht mehr für wahrscheinlich gehalten habe, daß er restituiert habe. Nun fragt es sich, ob dieser nachträgliche Zweifel an der Wahrscheinlichkeit der Zahlung die früher gehegte Meinung von der Wahrscheinlichkeit aufhebe? Wir antworten: wenn unterdessen positive Momente hinzugetreten sind, welche die frühere Wahrscheinlichkeit sehr herabmindern oder als fast verschwindend erscheinen lassen, z. B. eine genauere Scontrierung der beiderseitigen Cassen, eine nähere Untersuchung der gemachten Einnahmen und Ausgaben, dann wäre Titius allerdings schuldig, die ganze Summe zu restituieren. Wenn aber der nachträgliche Zweifel nur aus Gedächtnisschwankung herrührt, dann bleibt es bei der früheren Entscheidung.

Trient.

Professor Dr. Josef Niglutsch.

III. (Eine Schenkung vom Erbrechte angefochten.)

Amalia erbt von ihrem Onkel das Haus. Rusticus, ein Bauer,

schuldet dem Onkel 2000 fl. Diese schenkt der Onkel auf den Todesfall auch der Amalia, worüber sie einen Eid ablegen kann und auch dazu bereit ist. Aber nach dem Tode des Onkels gibt Rusticus diese Schuld bei Gerichte an und dieses vertheilt die 2000 fl. unter die zwei Erben. Frage: Können die zwei Erben und der Bauer im Gewissen darüber ruhig sein? Darf Amalia sich geheim entschädigen? und bei wem?

Schenkungen auf den Todesfall sind nach dem österreichischen bürgerlichen Gesetze § 956 mit Beobachtung der vorgeschriebenen Förmlichkeiten als Vermächtnisse gültig. Diese Förmlichkeiten sind aber im vorliegenden Falle offenbar nicht beobachtet worden. Nach dem natürlichen Rechte sind derartige Schenkungen, die ohne die gesetzlichen Förmlichkeiten gemacht werden, Vermächtnissen aus einem Testamente, welches ohne Beobachtung der vom bürgerlichen Gesetze vorgeschriebenen Formalitäten gemacht wurde, gleichzuhalten. Delama (theol. moral. I. 1. T. II. n. 563) sagt hierüber: „De jure naturali dicendum videtur sicut de testamentis, quae formis carent, ideoque valere videntur uti contractus, modo haec adsint: a) vera donatio actualis, non tantum propositum in posterum dandi, b) acceptatio donatarii, (valet etiam tacita S. Alph. I. III. 725), et. c) certum sit donatorem donationem factam non revocasse.“ Aertnys, I. III. 412. Derselben Ansicht sind auch cl. Müller, Linzer theol.=prakt. Quartalschrift 1882 S. 843, Konings n. 885, Gury 885 Anmerk. u. andere.

Hiermit ist also Amalia, so lange keine gegentheilige, richterliche Entscheidung erfllossen ist, berechtigt, nach dem Tode des Onkels die 2000 fl. von Rusticus zu fordern und anzunehmen, dieser aber darf ihr dieselben, wenn er ihrer Aussage vollen Glauben schenken kann, auf dieses ihr Recht hin mit gutem Gewissen einhändigen. Vergl. S. Alph. I. III. n. 927 de inform. testam. et alii communiter.

Aber auch die gesetzlichen Erben sind, wie dieselben Auctoren lehren, berechtigt, ihr Erbrecht bei Gericht geltend zu machen und die 2000 fl. auf gesetzlichem Wege zu fordern. Daher macht sich auch Rusticus wenigstens keiner Ungerechtigkeit schuldig, wenn er ihnen zur Erlangung ihres Rechtes ohne Lug und Betrug dadurch behilflich ist, daß er jene 2000 fl., die sich bei ihm befinden, bei Gericht angibt. Ueberdies ist auch Rusticus ebensowenig als die Erben selbst verpflichtet, der Aussage und dem Eide der Amalia ohne andere Zeugen oder Beweise unbedingten Glauben zu schenken. „Ex certa regula omnium consensu recepta, non tenetur haeres in suo praejudicio credere uni testi quamvis probatissimo.“ S. Alph. I. III. n. 924. Der Amalia bleibt es dabei noch immer frei, ihre Rechtsansprüche bei Gericht vorzubringen und zu vertheidigen. Sind dieselben aber so schwach, daß die richterliche Entscheidung gegen sie ausfällt, und die 2000 fl. den beiden gesetz-

lichen Erben eingeklagt werden, so kann dieser Urtheilspruch im gegebenen Falle nicht als ungerecht betrachtet werden, (Vergl. S. Alph. I. III. n. 927) und darum hat auch Amalia kein Recht, sich weder bei den zwei Erben noch bei Rusticus geheim zu entschädigen. Diese aber, Rusticus und die Erben, haben sich in ihrem Gewissen über ihre Handlungsweise wenigstens keine Ungerechtigkeit vorzuwerfen, ja es läßt sich auch nicht nachweisen, daß sie die Liebe dabei schwer verletzt hätten.

Anderß müßte unser Fall gelöst werden, wenn es auch nur außergesetzlich als gewiß bewiesen würde, daß Amalia die 2000 fl. vom Onkel als Geschenk unter Lebenden (*donatio inter vivos*) erhalten hätte; denn das natürliche Recht fordert zur Giltigkeit einer solchen Schenkung weder bestimmte Förmlichkeiten noch auch eine förmliche Uebergabe des Geschenkes, wenn nur die Uebertragung und die Annahme des Eigenthums richtig stattfindet. Wenn auch das österreicherische bürgerliche Gesetzbuch im allgemeinen zur giltigen Uebertragung des Eigenthums in der Regel die rechtliche Uebergabe und Uebernahme fordert, § 425, so scheint es doch bei der Schenkung auf den Mangel einer förmlichen Uebergabe nicht die Ungiltigkeit des Vertrages, sondern nur die Verweigerung des Klagerrechtes auszusprechen: § 943 „Aus einem bloß mündlichen, ohne wirkliche Uebergabe geschlossenen Schenkungsvertrage erwächst dem Geschenknehmer kein Klagerrecht. Dieses Recht muß durch eine schriftliche Urkunde begründet werden.“

Wien. P. Joh. Schwenbacher C. Ss. R., Provinzial.

IV. (Ein schauerlicher Sturz.) Wir bringen hier auf Wunsch ein Ereignis zur Besprechung, welches, abgesehen von ganz unwesentlichen Umständen, sich vor nicht gar langer Zeit in Sachsen abspielte, und von dem berühmten Weltläufer Karl May in einer seiner Reisebeschreibungen erzählt wird.¹⁾ Zwei Schieferdecker hatten auf der Spitze eines sehr hohen Kirchthurmes eine neue Wetterfahne anzubringen. Der eine davon war ein älterer, robuster und erfahrener Meister, der eine Frau mit vier Kindern hatte, der andere sein jüngerer, aber ebenso kräftiger Gehilfe. Sie stiegen auf den tag vorher angelegten Leitern höher und höher, von Sprosse zu Sprosse, der Meister voran, der Gehilfe hinterdrein, beide mit der einen Hand sich festhaltend und mit der anderen die schwere Wetterfahne tragend. Unten stand eine Menschenmenge um lautlos, mit stockenden Pulsen und selbst fast schwindelig, der waghalsigen Arbeit zuzuschauen. Schon waren die beiden Kletterer oben auf dem Thurmdache dem Thurmknope ziemlich nahe gekommen. Da hört man plötzlich von oben einen Schreckensruf erschallen. Der Gehilfe hat ihn ausgestoßen; der Meister antwortet ruhig und ermahnend; der

¹⁾ Old Surehand I. Bd. S. 40—44.

Gehilfe ruft wieder, und gleich darauf stößt die Menge einen einzigen vielstimmigen Schrei des Entsetzens aus, denn man sah, wie der Meister den Gehilfen in dem Momente, wo er von diesem unter krampfhaften Ueberden an einem Fuße gefaßt wurde, mit einem kräftigen Tritte von der Leiter hinabstieß, so daß derselbe in die grauliche Tiefe stürzte und dort zu einem wirren Haufen von Fleisch und Knochen zerschellte. Unten am Thurme gibt es natürlich Scenen einer Aufregung, welche jeder Beschreibung spotten; oben aber steigt der Meister weiter in die Höhe, die Fahne nur allein tragend. Bei der Spitze angekommen, stellt er sich auf den Knopf und steckt die Fahne mit einer unglaublichen, wahrhaft riesigen Anstrengung aller seiner Kräfte auf die Spindel. Dann kommt er ruhig und kaltblütig, als ob nichts geschehen sei, langsam und sicher wieder herabgestiegen, Leiter um Leiter über sich vom Haken lösend und in die Thurmfenster schiebend, bis er im Schalloche der Glockenstube verschwindet. Vor der Thurmhür wartet die wüthende Menge, bereit, ihn zu lynchen; er kommt aber nicht. Man dringt in den Thurm und findet ihn oben in der Glockenstube besinnungslos zusammengebrochen daliegen. Er wird nachhause gebracht; doch erst nach monatelangem Krankenlager, auf dem er häufig im hitzigen Fieber von dem entsetzlichen Momente phantasiert, wo er seinen Gehilfen in den entsetzlichen Tod zu stürzen gezwungen war, vermag die Kunst der Aerzte und seine trotz des Alters kräftige Natur ihn zu retten. Sobald die Beine imstande waren, ihn zu tragen, gieng er auf das Gericht, um sich dem Staatsanwalte zu überliefern. Der bevorstehende Gerichtsfall erregte ungeheures Aufsehen und wurde überall besprochen, mündlich und auch in Zeitungen. In juristischen Kreisen war man der Ansicht, daß die Anklage wegen Mordes unbedingt aufrecht zu erhalten und der Meister unbedingt zu verurtheilen, dann aber der Gnade des Monarchen zu empfehlen sei. Der Gerichtstag nahte heran. Der Angeklagte bekam einen ausgezeichneten Bertheidiger, und dieser that seine Pflicht. Gelehrte, Sachverständige, Universitätslehrer mußten ihre Ansichten über den Schwindel und seine Wirkungen darlegen; eine große Anzahl von Dachdeckern und Zimmerleuten und anderen Bauhandwerkern wurde vernommen. Essenlehrer, sogar ein Seilkünstler meldeten sich freiwillig, um ihr Urtheil zugunsten des Angeschuldigten abzugeben. Sie alle ohne eine einzige Ausnahme behaupten mit Bestätigung der Aussagen des Angeklagten, daß er nicht anders habe handeln können, daß sein Gehilfe unbedingt verloren gewesen sei. Als nämlich die dem Aufsehen der neuen Wetterfahne zuschauende Volksmenge jenen Angstruf vom Thurmdache gehört hatte, hatte der Gehilfe — so berichtete der Meister vor Gericht — plötzlich dem voran fletternden Meister zugerufen, er sei vom Schwindel ergriffen worden, so daß sich alles um ihn zu drehen scheine. „Mache die Augen zu und halte dich fest, bis es vorüber ist; ich warte“, hatte ihn der Meister

gemahnt, der nur an einen kurz vorübergehenden Anfall dachte. „Ich kann nichts festhalten; ich fühle nichts“, war die Antwort des Gehilfen auf die Mahnung des Meisters gewesen, während er zugleich die Fahne fahren gelassen und den Fuß des Meisters ergriffen hatte. Mit Schaudern zur Erkenntnis gekommen, daß es kein Warten und kein Bedenken gebe, weil einer jener Schwindelanfälle, die den davon Betroffenen vollständig entmannen und aller Ueberlegung und Besinnung berauben, und in denen Hilfe unmöglich ist, vorliege, mußte er jetzt nur daran denken, nicht in den unvermeidlichen Absturz des Gehilfen mitverwickelt zu werden. Sollte der verhängnisvolle Schwindel zwei Menschenleben kosten anstatt nur eines? Sollte eine arme Familie auch noch dabei ihren Ernährer verlieren? War es nicht Selbstmord, sich mit hinabreißen zu lassen, wo er sich doch, freilich nur für sich allein halten konnte? Und so stieß er denn, weil das Gräßliche nicht mehr umgangen werden konnte, den Gehilfen mit einem kräftigen Tritte von sich ab und von der Leiter. Der Gerichtshof konnte sich der Nothlage des Meisters und dem einstimmigen Zeugnisse der Sachverständigen nicht verschließen, fällte ein freisprechendes Urtheil und entließ den unglücklichen Meister aus der Untersuchungshaft. Die vor dem Gerichtsgebäude harrende Menschenmenge, die ehemals zur Ausübung der Lynchjustiz versucht gewesen war, begrüßte, über den wahren Sachverhalt aufgeklärt, mit Jubel den Freigesprochenen und begleitete ihn wie im Triumphe nach seiner Behausung. Er lebte noch eine Reihe von Jahren, geachtet von allen, die ihn kannten; doch hat ihn Niemand wieder lachen, oder auch nur lächeln gesehen; es war ihm unmöglich, die schreckliche Erinnerung an die grausige That, zu der er gezwungen gewesen war, zu verwinden und aus dem Gedächtnisse zu bannen.

Das Urtheil der weltlichen Gerechtigkeit war unter diesen Umständen mit Recht ein Freispruch. Es fragt sich nun aber, konnte in Hinsicht auf diesen Todessturz auch der schwergeprüfte Meister selbst vor Gott und seinem Gewissen sich von aller Schuld freisprechen und kann er auch vor dem Forum der christlichen Moral von aller Schuld freigesprochen werden?

1. In dem gegenseitigen Verhältnisse der Menschen als Privatpersonen zueinander ist bewußte freigewollte Tödtung des Einen durch den Andern nur für einen einzigen Fall als erlaubt anzusehen, nämlich für den Fall der gerechten Selbstvertheidigung oder Nothwehr, insbesondere und vorzüglich da, wo es gilt, einen ungerechten Angriff auf das eigene Leben von sich abzuwehren.

Der Mensch hat auf sein Leben ein wahres und volles Recht, da der Schöpfer damit, daß er ihm das Leben gegeben, ihn auch zu leben berechtigt hat. Mit dem wahren und vollen Recht auf sein Leben hat der Mensch auch das Recht, auf die Erhaltung, Be-

wahrung, Vertheidigung und den Schutz seines Lebens. Weil nun aber das Leben das erste und höchste unter allen seinen natürlichen irdischen Gütern ist, hat er auch das Recht, sein Leben vor allen anderen natürlichen irdischen Gütern, und mit Hintansetzung aller dieser zu erhalten, zu bewahren, und zu schützen, und weil sein Recht dem fremden Rechte vorangeht, jeden ungerechten Angriff auf sein Leben mit Gefahr selbst der Tödtung des Angreifers von sich abzuwehren: „Quia plus tenetur homo vitae suae providere, quam vitae alienae“, jagt der hl. Thomas,¹⁾ „nec est necessarium ad salutem, ut homo actum moderatae tutelae praetermittat ad evitandam occisionem alterius.“ Ueberdies ist die Berechtigung zur gerechten Nothwehr, selbst mit Gefahr der Tödtung des ungerechten Angreifers auf Leib und Leben ein Postulat der öffentlichen Sicherheit.²⁾

Und wie das Naturrecht den Angriff auf das Leben mit Gefahr der Tödtung des Angreifers gestattet, so gestattet es auch das positiv-göttliche Recht. Denn wenn gemäß den Worten Exod. 22, 2: „Si effringens fur domum sive suffodiens inventus fuerit, et accepto vulnere mortuus fuerit, percussor non erit reus sanguinis, zur Abwehr eines gefährlichen, nächtlichen Einbruchs die Tödtung des Einbrechers erlaubt ist und keiner Schuld unterliegt, muß doch umsomehr zur Abwehr einer gefährlichen thätlichen Bedrohung des Lebens die Tödtung des Angreifers erlaubt und ohne Schuld sein: „Sed multo magis licitum est“, folgert auch der hl. Thomas³⁾ aus jenen Schriftworten, „defendere propriam vitam, quam propriam domum. Ergo etiam si aliquis occidit aliquem pro defensione vitae suae, non reus erit homicidii“.

Daselbe gestattet als schuldfrei auch das kirchliche Recht. „Si vero Clericum vim sibi inferentem vi quis repellat vel laedat,“ heißt es cap. 3. X. De sent. excomm. (V. 39.), „non debet propter hoc ad sedem apostolicam transmitti, si in continenti vim vi repellat: cum vim vi repellere omnes leges omniaque jura permittant“; und im Catechismus Romanus wird (Part. 3. cap. 6. qu. 8.) ausdrücklich gesagt: „Licet etiam salutis suae tuendae causa alterum occidere“.

Endlich wird auch nach der Rechtsanschauung und den Gesetzesbestimmungen aller Völker und Staaten, die Tödtung aus gerechter Nothwehr als schuld- und straffrei angesehen und behandelt. Und in der That, wo und wann der Staat dem Bürger nicht den nothwendigen und pflichtgemäßen Rechtsschutz gewähren kann, muß er ihm den gerechten Selbstschutz erlauben. Es trifft demnach wirklich zu, was in oben citierten cap. 3. X. De sent. excomm. gesagt wird: „Vim vi repellere omnes leges omniaque jura permittunt.“

¹⁾ S. th. 2. 2. qu. 64. art. 7. — ²⁾ Lehmkuhl. Theol. moral. I. n. 832. — ³⁾ L. c.

2. Das ist schon alles recht; ja kann denn aber auch in vorliegendem traurigen Falle, darauf kommt es doch hier vor allem an, in dem Absturz des jüngeren Schieferdeckers eine Tödtung aus gerechter Nothwehr erblickt werden? Da müßte ja doch dieser als Angreifer des Lebens seines Meisters betrachtet werden können? Wie ist aber diese Annahme möglich? Nun, daß der Gehilfe, als er, vom Schwindel befallen, die Fahne fahren ließ und den auf so gefährlicher Höhe voransteigenden und jetzt mit der Fahne allein belasteten Meister am Fuße ergriff, ihm damit ans Leben griff, läßt sich gewiß nicht verkennen und in Abrede stellen. — Aber um den Angriff des Gehilfen durch das Hinabstoßen desselben von sich abzuwehren zu dürfen, hätte ja der Angriff ein ungerechter sein müssen. Das war er aber doch nicht; denn der Gehilfe wollte mit jenem Griffe nach dem Fuße des Meisters sicher nicht dem Meister ans Leben; er wollte vielmehr nur Halt gewinnen, um das Abgleiten von der Leiter und den Absturz vom Dache zu verhindern und so sein Leben zu retten. Darauf ist zu antworten: Hätte er das wirklich durch den Griff beabsichtigt, dann wäre dieser Griff dennoch als ein formell ungerechter, weil wenigstens indirect gewollter Angriff auf das Leben des Meisters anzusehen. Denn bei vernünftiger Ueberlegung hätte er sich doch als erfahrener Dachsteiger sagen müssen, daß er durch Ergreifen des Fußes des Meisters sich selbst nicht retten könne, sondern nur auch noch den Meister in den tödtlichen Sturz mitverwickeln müsse und daß er nicht berechtigt sei, durch einen ganz nutzlosen Versuch der eigenen Rettung seinen Meister unvermeidlich in den Tod zu reißen. Allein nach dem übereinstimmenden Gutachten und der bestimmten Aussage der Sachverständigen war der arme Gehilfe infolge des schlimmen Schwindelanfalles einer Ueberlegung und Besinnung überhaupt gar nicht fähig. Jener Griff nach dem Fuße des Meisters war somit nur ein in der Todesangst instinctiv und unwillkürlich gemachter Griff nach einem Halt, wie ihn auch der in der Gefahr des Ertrinkens befindliche Nichtschwimmer mit krampfhafter Anstrengung zu machen pflegt; aber gleichwohl ist und bleibt er auch so, weil er seiner natürlichen Wirkung nach den Meister in die augenscheinliche Gefahr unvermeidlichen tödtlichen Absturzes brachte, so sehr auch jede unrechte Absicht und überhaupt jedes eigentliche Wollen außer Frage bleibt, ein ungerechter, wenngleich nur materiell ungerechter, Angriff auf das Leben des Meisters.

Da nun die Abwehr eines ungerechten Angriffes aufs Leben, selbst mit Gefahr der Tödtung des Angreifers, aus der allgemeinen Pflicht, „quia plus tenetur homo vitae suae prospicere, quam vitae alienae“, hervorgeht, hat sie auch für alle Fälle eines ungerechten, also auch eines bloß materiell ungerechten Angriffes Berechtigung, wofern nur nicht etwa bei einem solchen materiell ungerechten Angriffe die Rücksicht auf das in Gefahr schwebende

höhere Gut des Angreifers, nämlich sein Seelenheil, vortwalten muß. Wird ja doch auch die Gefahr fürs Leben gewiß nicht zunächst durch den moralischen und formalen, sondern durch den physischen und materiellen Act des Angreifers herbeigeführt. Der Dolchstich und der Schuß aus scharfgeladener Waffe verliert nichts von seiner todtbringenden Wirkung, weil jener, der mit diesen Waffen auf Jemanden losgeht, wahnsinnig, besinnungslos oder betrunken ist. „Eodem jure furiosi et amentes occidi possunt, quando invadunt, si aliter elabi nequeas“, sagt Lessius¹⁾ und Lehmkuhl²⁾: „A defensione cruenta per se non impediatur propterea, quod aggressor formaliter injustus non sit, ut si ebrius, amens me impetit“. Ebenso gibt der sel. Bischof Müller³⁾ in seiner Moralthologie auf die Frage: „An autem liceat occidere ebrium vel amentem aggressorem“, die Antwort: „Affirmant probabilius Gury et Scavini cum aliis, nisi tibi constet, eum in statu peccati mortalis versari. Ratio est, quia etsi ebrius vel amens non sit aggressor formaliter injustus, tamen materialiter injustus, et tu jus tuum servas vim vi repellendo

3. Nun ja, die Nothwehr war allerdings, da die Sache so stand, eine gerechte und berechtigte; aber mußte denn der Meister seinen armen Gehilfen gerade in den sicheren und unvermeidlichen schauerlichen Tod stürzen?

Diesem Einwurfe liegt das zu Grunde, was die Moralthologen seit Thomas⁴⁾ als stets einzuhalten- de Bedingung für die gerechte Selbstvertheidigung und Nothwehr aufgestellt haben, ut defensio fiat cum moderamine inculpatae tutelae; daß sie stets mit jener Mäßigung vorgenommen werde, welche den Selbstschutz vor jeder Verschuldung bewahrt. Da nämlich die Selbstvertheidigung nur zur Abwehr des ungerechten, bedrohlichen Angriffs erlaubt ist, darf sie auch dieses Ziel nie aus den Augen verlieren und über die damit gezogenen Grenzen nicht hinausgehen. „Actus ergo hujusmodi,“ sagte Thomas,⁵⁾ „ex hoc, quod intenditur conservatio propriae vitae, non habet rationem illiciti, cum hoc sit cuilibet naturale, quod se conservet in esse, quantum potest. Potest tamen aliquis actus e bona intentione proveniens, illicitus reddi, si non sit proportionatus fini. Et ideo si aliquis ad defendendam propriam vitam utatur majori violentia, quam oportet, erit illicitum“. Es darf also dem Angreifer gegenüber nicht mehr Gewalt angewendet und dem Angreifer kein größerer Schaden zugefügt werden, als zur Abwehr des Unrechtes nothwenig ist. Das ist das erste Erforderniß des moderamen inculpatae tutelae, wie es Tamburini⁶⁾

¹⁾ De justit. et jure, Lib. II. cap. 9. dub. 8. n. 42. ad fin. ed. Lugdun. 1653, p. 76. — ²⁾ Theol. moral. I. n. 834. — ³⁾ Theol. moral. Lib. II. § 125, ed 7. Viennae p. 380. sq. — ⁴⁾ L. c. — ⁵⁾ L. c. — ⁶⁾ Explicatio de- calogi, Lib. VI. cap. 1. § 1. n. 6. ed. opp. Lugdun. 1669 tom. 1. p. 234.

mit folgenden Worten näher erläutert: „Alterum moderamen inculpatæ tutelæ requiritur, ut non plus agas, quam opus sit ad defensionem; puta, si tuam satis defendere vitam potes minis ac verbis, ne verberes; si verberibus, ne mutiles; si mutilatione, ne occidas“. „Itaque eum,“ fügen wir mit Lessius¹⁾ hinzu, „qui percussit, et jam fugit, vel certe destitit, et amplius non metuitur, non potes occidere vel repercutere, quia illa re-percussio non est necessaria ad vitam tuendam ab injuria, ut quæ jam illata est“. Ferner muß, wo möglich ein anderer Ausweg, dem Angriffe zu entgehen, gesucht und darf Verwundung, Verstümmelung und Tödtung erst dann als Vertheidigungsmittel gewählt werden, wenn kein anderer Ausweg übrig bleibt. Dieses zweite Erfordernis des moderamen präcisirt Tamburini also: „Alterum, si alia via v. g. fugiendo te tutari possis, fugere teneris, si dedecori magno tibi fuga non vertitur.“ Als drittes Erfordernis wird von manchen²⁾ noch angeführt, daß in der Regel, also abgesehen von besonderen Umständen, die Abwehr nicht früher erfolge, als der Angriff thatsächlich ins Werk gesetzt wird. So sehr nun auch diese für das moderamen inculpatæ tutelæ a priori construierten Regeln objectiv sich als unanfechtbar rechtliche Forderungen darstellen, muß doch gleichwohl bei Beurtheilung eines jeden praktischen Falles die subjective Auffassung von der Größe der Gefährlichkeit des ungerechten Angriffes und von der Berechtigung zur Wahl dieser oder jener Art der Gegenwehr seitens des Selbstvertheidigers in Rechnung gezogen, und zugleich auch auf den Umstand billige Rücksicht genommen werden, daß wohl in den meisten Fällen eines bedrohlichen Angriffes, namentlich auf Leib und Leben, die Plötzlichkeit der Gefahr kaum eine solche Ueberlegung gestattet, um jedesmal das den objectiven Normen des moderamen streng entsprechende Abwehrmittel ausfindig machen und in Ausführung bringen zu können. Laymann³⁾ macht hierauf besonders aufmerksam, wenn er sagt: Porro, in quo consistat moderamen inculpatæ tutelæ, optime ait Abbas in c. Olim (12.) I. num. 14. de restit. spoliatorum, boni viri arbitrio relinquendum esse: si videlicet aliquis, consideratis circumstantiis loci, temporis, personarum etc. contra aggressorem vel insidiatorem modo faciliore, benigniore defendere se non posse rationabiliter existimat, quam ita ipsi resistendo, praeveniando.“

Machen wir nun die Anwendung auf unseren Fall. Mußte denn der Meister den armen Gehilfen von seinem Fuße, den er umklammert hatte und von der Leiter abstoßen, und mit so kräftigem Tritte abstoßen, daß dieser unaufhaltsam in den schauerlichen Tod

¹⁾ L. c. n. 43. — ²⁾ Wie Lessius l. c. n. 45.; Lacroix, Theol. moral., Lib. III. n. 798. VII. ed. Venet. 1740. tom. 1. p. 188. — ³⁾ Theol. moral. Lib. III. de justit. tract. 3. part. 3. cap. 3 n. 1. ed. Venet. 1630, tom. 1. p. 266.

stürzte; hätte er nicht vielleicht doch noch, anstatt den Gehilfen hinabzustößen, einen anderen Ausweg finden können, um nicht von ihm hinabgerissen zu werden; und sollte er zum wenigsten nicht allzusehr mit dem Abstoßen des Gehilfen sich beeilt haben?

Aus der Antwort, welche der Gehilfe auf die Mahnung des Meisters, die Augen zu schließen und sich festzuhalten, bis der Anfall vorüber sei, gab, mußte der Meister nach der übereinstimmenden Bestätigung der Sachverständigen zu seinem Schrecken ersehen, daß der Gehilfe nicht von einem vorübergehenden, sondern von jenem gefährlichen Schwindelanfalle ergriffen sei, welcher den davon Betroffenen vollständig entmannt und aller Ueberlegung und Besinnung beraubt, ohne daß irgend eine Hilfe möglich ist. Was konnte nun der Meister thun, als er sich an seinem Fuße von den Händen des Gehilfen durch krampfhaften Griff — die zuschauende Menschenmenge sah ja die krampfhaften Geberden — umklammert fühlte und in demselben Augenblicke auch noch die ganze Last der Wetterfahne, die der Gehilfe fahren gelassen hatte, zu tragen bekam, was konnte er thun, um wenigstens sein eigenes Leben zu retten, nachdem der Gehilfe in seinem Zustande nicht mehr zu retten war? Sich selbst retten konnte er nur dadurch, daß er sich von der Umklammerung freimachte. Von der Umklammerung freimachen konnte er sich bloß dadurch, daß er den Gehilfen von sich hinabstieß, und das konnte wieder nur durch einen kräftigen Tritt geschehen und es mußte auch sogleich geschehen, sobald er den krampfhaften Griff fühlte: denn jedes Zaudern vergrößerte die Gefahr, weil mit jedem Augenblicke die krampfhafte Umklammerung stärker und schwerer löslich und der Absturz beider imminenter werden mußte. — Aber konnte der Meister, als er den Griff des Gehilfen fühlte, nicht sogleich indem er die Fahne an sich zog, oder vielleicht besser noch gleichfalls fahren ließ — was lag an der Wetterfahne, wo es Menschenleben galt — mit dem ganzen Leibe sich an die Leiter anpressen und während er mit einer Hand, resp. mit beiden Händen, sich an die Sprossen festhielt, beide Füße in die Sprossen einstemmen, um auf diese Weise sich selbst und auch den Gehilfen auf der Leiter zu erhalten, bis entweder dieser zur Besinnung kam oder Hilfe gebracht wurde? Das war doch ein, wenn auch der einzig denkbare Ausweg! Darauf ist zu antworten: Sowohl ein Ausweg, aber nur theoretisch, beim Studiirtisch, post factum, denkbar, nicht jedoch damals, auf dem Thurmdache, in momento periculi, praktisch ausführbar. Bevor der Meister alles das, was ihm theoretisch zugemuthet wird, prästieren, nämlich die Fahne an sich ziehen oder, was noch mehr Zeit und Anstrengung erforderte, hinunterwerfen, den Leib an die Leiter pressen und, bei festem Griff der Hände in die oberen Sprossen der Leiter, die Füße — und der eine Fuß war ja doch vom Gehilfen umklammert — in die unteren Sprossen einstemmen konnte,

wäre er längst vom Gehilfen hinabgerissen worden. Nein, im selben Moment, wo er den krampfhaften Griff des, wie er wußte, besinnungslosen Gehilfen fühlte, mußte er auch schon sich davon freimachen. Jedes Zaudern, auch nur von einer und der anderen Secunde, brachte ihm den unausweichlichen Absturz. Er war sich indessen auch ganz klar, daß es hier kein Warten und Bedenken gebe, daß es Selbstmord wäre, sich mit hinabreißen zu lassen. Ebenso sagten ja auch alle Sachverständigen vor Gericht übereinstimmend aus, daß dem Meister kein anderes Mittel übrig blieb, als den Gehilfen hinabzustößen.

Und hätte selbst der Meister sich getäuscht, und hätten auch die Sachverständigen den Beweis erbracht, es sei wirklich noch ein anderer Ausweg möglich gewesen: vor dem Richterstuhle der Moral müßte er dennoch schuldfrei gesprochen werden, und er könnte sich auch vor Gott und seinem Gewissen von aller Schuld frei zählen, weil er im besten Glauben, daß es kein anderes Rettungsmittel gebe, und er zur Wahl desselben berechtigt, ja verpflichtet sei, gehandelt hat. Auch der weltliche Richter hätte auf diesen guten Glauben des Angeklagten Rücksicht nehmen müssen und ihn wenigstens nicht wegen Mord oder Todtschlag verurtheilen können.

4. Es muß zugegeben werden, der Meister konnte sich nur retten, wenn er den Gehilfen von sich stieß; er war also auch berechtigt dazu. Aber in keinem Falle durfte er den armen Gehilfen direct in den Tod stürzen wollen; und das scheint er doch gewollt zu haben, da er seinem eigenen Geständnisse nach in jenem schauerlichen Momente sich selbst sagte, „es dürfe doch der verhängnisvolle Schwindel nicht zwei Menschenleben kosten, anstatt nur eines.“

Vorerst ist aus diesem Gedanken, der durch seinen Geist fuhr, „es dürfe doch der verhängnisvolle Sturz nicht zwei Menschenleben kosten, anstatt nur eines,“ sowie er hier ausgesprochen vorliegt, nicht die directe Absicht den Gehilfen in den Tod zu stürzen, sicher und unwiderleglich zu erweisen. Er konnte ja damit ganz wohl nur gemeint haben: ich halte mich berechtigt, ja verpflichtet, wenigstens ein Leben, das meine, zu retten und mich deshalb von der Umklammerung des Gehilfen loszumachen; ich sehe mich also genöthigt, ihn von mir abzustößen und durch diesen Sturz, welcher auch sonst unabwendbar, nur noch mich hineinverwickelnd, erfolgen müßte, leider seinen Tod zu riskieren.

Und selbst wenn der Meister den Todessturz direct beabsichtigt hätte, dürfte ihm, falls er nur sich dazu berechtigt gehalten oder wenigstens an dieser Berechtigung keinen Zweifel gehabt hätte, kein Vorwurf gemacht werden.

Sind ja doch die Moralthologen selbst nicht einig, wenn es sich um die Frage handelt, ob der Selbstvertheidiger dem

Angreifer direct aus Leben gehen und geradezu dessen Tödtung beabsichtigen oder ob er direct bloß seinen eigenen Selbstschutz beabsichtigen und nur indirect dessen Tödtung wollen, dieselbe also nur riskieren oder zulassen dürfe. Nicht wenige und sehr angesehene Theologen, wie Soto, Azpilcueta (Navarrus), Diana, Lugo und Tamburini¹⁾ verfechten die Ansicht, der Vertheidiger dürfe direct die Tödtung des Angreifers beabsichtigen mit der Begründung²⁾ „Cui finis et licitus, illi est licitum, intendere medium quod ad finem est necessarium: defensio autem est finis et medium necessarium est occisio aggressoris: ergo“. Indessen schließen sich die meisten Moralisten der gegentheiligen Ansicht des hl. Thomas an, nach welcher die directe Tödtung eines Menschen immer nur publica auctoritate propter bonum commune, nie aber privata auctoritate propter defensionem privatam erlaubt sei. Der Engel der Schule fügt dem von ihm aufgestellten Grundsatz: „Non licet quenquam occidere se defendendo, nisi quis se defendere intendat cum moderamine inculpatae tutelae,“ folgende Erklärung³⁾ bei: „Respondeo dicendum, quod nihil prohibet unius actus esse duos effectus, quorum alter solum sit in intentione, alius vero sit praeter intentionem. Morales autem actus respiciunt speciem secundum id, quod intenditur non autem ab eo, quod est praeter intentionem, cum sit per accidens, ut ex supra dictis patet. Ex actu ergo alicujus seipsum defendentis duplex effectus sequi potest: unus quidem conservatio propriae vitae; alius autem occisio invadentis. Actus ergo hujusmodi, ex hoc, quod intenditur conservatio propriae vitae, non habet rationem illiciti, cum hoc sit cuilibet naturale, quod se conservet in esse, quantum potest . . . Sed quia occidere hominem non licet, nisi publica auctoritate propter bonum commune, illicitum est, quod homo intendat occidere hominem, ut seipsum defendat, nisi ei, qui habet publicam auctoritatem, qui intendens hominem occidere ad sui defensionem, refert hoc ad publicum bonum, ut patet in milite pugnante contra hostes, et in ministro judicis pugnante contra latrones“. Nach dieser Erklärung darf also der Selbstvertheidiger seines Lebens direct nur das eigentliche Ziel der berechtigten Abwehr verfolgen. Dieses Ziel ist aber der Selbstschutz gegen die bedrohlichen Angriffe, die Erhaltung des eigenen Lebens, und nicht der Tod des Angreifers; und es ist somit, da das Mittel dem Zwecke entsprechen muß, auch das

¹⁾ Tamburini sagt l. c. n. 233. geradezu: „Ut vitam meam defendam, communis est doctrina (damals wohl, aber nicht jetzt), posse a me occidi eum, qui me aggreditur, etiam intendendo ejus mortem ut medium meae vitae.“ — Vessius, wie aus einem späteren Citate ersichtlich ist, wird mit Unrecht zu diesen Theologen gezählt. — ²⁾ Bei Lacroix (l. c. n. 821.), welcher selbst auch zu dieser Ansicht hinzuneigen scheint. ³⁾ L. c.

eigentliche Mittel für die Erhaltung des Lebens die Abwehr des Angriffes, und nicht die Tödtung des Angreifers. „Occisio“ sagt Lacroix¹⁾ „non est proprie medium; nam defensio est prius, quia enim me defendo, ideo occido; licet autem duo sint connexa, non ideo semper intendens unum intendo alterum; sic enim pater intendit generationem filii, non tamen peccatum originale illi connexum“. Kann aber der Zweck der Selbstvertheidigung, die Erhaltung des eigenen Lebens nur durch eine Abwehr erreicht werden, welche die Gefahr der Tödtung für den Angreifer einschließt; nun dann braucht auch die in der nothwendigen Abwehr gelegene Gefahr der Tödtung, welche der Angreifer selbst heraufbeschworen, nicht vermieden zu werden, sie darf vielmehr mit gutem Recht zugelassen oder indirect mit der Abwehr gewollt werden.

Dieser Ansicht gebürt entschieden der Vorzug; denn sie entspricht bei weitem mehr der Wahrheit der Sache wie auch der Absicht, von welcher sich gewissenhafte Menschen bei Vertheidigung ihres Lebens gegen ungerechten Angriff gemeinlich leiten lassen. Und in der That, wenn dem Angegriffenen zu seinem Selbstschutze das volle Recht auf den Gebrauch aller zur Abwehr des ungerechten Angriffes nothwendigen Mittel gewahrt bleibt, selbst mit Gefahr der Tödtung des Angreifers, warum und wozu sollte er da, wo er zu hinreichendem Schutze seines eigenen Lebens den Tod des Angreifers ohnehin schon indirect ins Auge fassen darf, denselben im vornherein auch noch direct als Mittel seiner Rettung beabsichtigen dürfen?²⁾ Potest tamen aliquis actus, ex bona intentione proveniens, illicitus reddi, si non sit proportionatus fini, müßte man dann mit dem hl. Thomas sagen.

Indessen braucht im praktischen Falle der Vertheidiger seines Lebens in Bezug auf die Art der Gegenwehr und die Absicht dabei nicht ängstlich und scrupulös zu sein, wenn er nur die Rachgier nicht aufkommen läßt und nicht, von Gefühlen des Hasses geleitet, Verwundung und Tod dem Angreifer als Uebel zugedenkt. Umsoweniger dürften einem solchen post factum darüber Gewissensbedenken gemacht werden, falls nur, wie gesagt, Haß und Rache ausgeschlossen war: „Unde in periculoso conflictu“, sagt Lessius,³⁾ non debet esse scrupulose anxius, ne hostem lethaliter vulneret, sed potest eum ferire eo modo, quo commodius fuerit, ut vim ipsius comprimat, etiamsi caput vel pectus trajiciendum foret: quod si mors sequatur, id ei displicet: non enim id directe et secundum se intendebat“. Und Lehmkühl⁴⁾ bemerkt: „Quamquam practice ei, qui contra injustum aggressorem se defendat, scrupulus facile non est faciendus circa intentionem, si modo non

¹⁾ L. c. n. 821: — ²⁾ S. Lehmkühl l. c. n. 833. — ³⁾ L. c. n. 53. — ⁴⁾ L. c.

odio vel vindicta adversarii mortem seu vulnerationem ut ejus malum appetat“.

Soweit die Beurtheilung des vorliegenden Falles, als es die Fragestellung verlangt. Anderweitige Fragen, ob denn das große Unglück doch nicht durch andere geeignete Vorkehrungen und Vorsichtsmaßregeln, z. B. durch Erbauung eines Gerüstes, Anbinden der beiden Schieferdecker u. s. w. von vornherein hätte vermieden werden können — vor Gericht wurde freilich nichts darüber geltend gemacht, — und inwieweit etwa mit Rücksicht darauf den Meister als Leiter der Unternehmung doch eine Schuld treffe, wäre gewiß auch erwägenswert gewesen.

Leitmeritz.

Prof. Dr. Josef Eisele.

V. (Restitution.) Ein Bankinhaber arbeitet mit seinen drei Söhnen im Geschäft. Theils um die Zeit und die Arbeit sich zu vergüten, theils aus Furcht, das Geschäft könnte einmal in Brüche gehen, legt sich jeder der drei Söhne ein Sparcassenbüchlein an und entwendet dem Vater durch zehn Jahre ein beträchtliches Stückchen. Da kommt plötzlich das Haus zum Fall. Nun geht einer der Söhne voll Angst zum P. Consolatus und legt ihm folgende Fragen vor: 1) Darf ich das Geld, welches ich dem Vater im Geheimen genommen habe, behalten? 2) Soll ich es dem Vater zurückgeben, der es gewiß auch behält, oder gehört dieses Geld den Gläubigern meines Vaters?

Antwort. 1. Wenn der Sohn zur Zeit, da er das Geld in der angegebenen Weise beiseite schaffte, großjährig war, so hatte er einen gewissen Rechtsanspruch auf eine Vergütung der Arbeit, die er im väterlichen Geschäft leistete. Freilich würde dieser Rechtsanspruch durch das später ihm zufallende Erbtheil beglichen worden sein, da ja die Brüder in gleicher Weise arbeiteten und so zur Mehrung des Vermögens beitrugen. Allein da diese Brüder sich thatsächlich jetzt schon für ihre Arbeit bezahlt machten, und er auch nicht verpflichtet war, den Lohn für seine Arbeit dem Risiko des Geschäftes zu überlassen, so kann seine Handlungsweise weder als eine Ungerechtigkeit gegen die Brüder noch gegen den Vater betrachtet werden. Es lag höchstens eine gewisse Unordnung darin, daß er ohne Vorwissen des Vaters vorgieng; diese aber war keine eigentliche Ungerechtigkeit und vielleicht völlig entschuldigt durch die Furcht, dauernd sein Verhältnis zum Vater zu trüben, wenn er offen seinen Lohn von ihm verlangte. Er darf demnach sein Geld behalten, wenn er großjährig war, als er die dadurch vergütete Arbeit leistete, oder wenn diese Arbeit eine außergewöhnliche war und das beiseite geschaffte Geld den Wert der Arbeit nicht überstieg.

2. Hat er mehr genommen, als er auf den bezeichneten Rechtstitel hin beanspruchen konnte, so gehört der Ueberschuß den Gläubigern des Vaters; denn dieser hat ja durch seine Bankrotterklärung sein Vermögen den Gläubigern abgetreten. Nur für den Fall, daß der

dem Vater durch das bürgerliche Gesetz zugestandene Vermögensrest so gering wäre, daß er mit seiner Familie auch bei geziemender Einschränkung nicht standesgemäß davon leben könnte, dürfte der Sohn das etwa unrechtmäßig Entwendete dem Vater zurückerstatten. Dieser Fall wird aber schwerlich vorliegen. Im Gegentheil, da die von den drei Söhnen beiseite geschafften Summen wahrscheinlich zu deren Unterhalt ausreichen, so besitzt der Vater mehr als das Nothwendige und die Söhne sind verpflichtet, so viel, als der Vater ihnen davon zukommen läßt, den Gläubigern zu restituieren; denn daselbe ist den Gläubigern auf einen irrthümlichen Rechtstitel hin entzogen worden, nämlich mit Rücksicht auf die vermeintliche Mittellosigkeit der Söhne.

Blhenbeek.

Jakob Linden S. J.

VI. (Materielle Abgötterei und Consecration einer nicht auf dem Altarsteine [Corporale] befindlichen Hostie.) Die über einen solchen Fall im Heft III, Jahrgang 1897; erschienene Entscheidung (Seite 622), im Ganzen richtig, dürfte ein paar Unrichtigkeiten enthalten, auf welche hiemit hingewiesen werden soll.

1. Dort wird gesagt, die Anbetung Jesu Christi in der Monstranz in casu (in der Monstranz befindet sich neben der kleinen, consecrierten Hostie eine nicht consecrierte große) sei materielle Abgötterei, weil die Gläubigen ihre Anbetung unbedingt auf die große Hostie richten, in welcher thatsächlich Christus nicht gegenwärtig ist. Das könnte doch mit einigem Grunde bezweifelt werden. Freilich meint das Volk, und muß meinen, daß Christus in der großen Hostie gegenwärtig sei. Aber seine Intention ist doch wohl derart, daß es den hier im Sacramente gegenwärtigen Christus anbeten will. Da nun Christus hier (in der Monstranz) thatsächlich im Sacramente gegenwärtig ist, so kann wohl diese Anbetung kaum materielle Abgötterei genannt werden.

Es dürfte ferner kaum richtig oder glücklich sein zu sagen, man „richte seine Anbetung auf die Accidentien“. Genau gesagt, richtet der Christ seine Anbetung mittels der Accidentien, die ihm den gegenwärtigen Heiland zeigen, auf Christum, von dem er überzeugt ist, daß er unter den Accidentien gegenwärtig ist. Wollte man aber das Vorliegen einer materiellen Abgötterei in casu für diejenigen zugeben, welche die große Hostie wirklich sehen, so müßte dies doch bezüglich derjenigen geleugnet werden, welche, sei es infolge großer Entfernung vom Altar, sei es infolge von Blendung des Lichtes, sei es infolge Niederschlagens der Augen, die Hostie gar nicht sehen; denn diese richten ihre Anbetung in keiner Weise formell auf die in der großen Hostie gegenwärtige Substanz, sondern nur auf den in der Monstranz sacramental gegenwärtigen Gottmenschen.

Endlich dürfte statt „Verleitung zur materiellen Abgötterei“ zu sagen sein „Veranlassung materieller Abgötterei“, da „Verleitung“ nur bei formellen Sünden gebraucht wird.

2. Das Verfahren des Kaplans, der die in der Monstranz befindliche große Hostie consecrirt, um den groben Fehler der Exposition einer unconsecrirtten Hostie gutzumachen, dürfte doch vielleicht in casu subjectiv gebilligt werden können. Er hat es mit einem schwereren Fehler zu thun; einen anderen Weg zur Correctur findet er nicht, da es ihm moralisch unmöglich scheint, die vom Pfarrer exponierte große Hostie vor den Augen des Volkes wieder wegzunehmen; und so kann nun wohl das dringende Bedürfnis, daß die exponierte Hostie consecrirt sein sollte, wichtig genug sein, um die Consecration einer außerhalb des Corporale befindlichen Materie erlaubt zu machen.

3. wird die Frage berührt, ob die Consecration einer Materie, die sich infolge Unaufmerksamkeit des Consecranten außerhalb des Corporale befindet, gültig sei, und gesagt: „Die Gültigkeit einer solchen Consecration werde zwar von vielen Theologen befürwortet, jedoch von den meisten verneint; und zwar darum, weil man nicht annehmen könne, daß der Priester die Intention gehabt habe, eine Consecration vorzunehmen, welche eine schwere Sünde involviren würde“. Es dürfte schwer zu untersuchen sein, wie viele Theologen Ja, und wie viele Nein sagen, und noch schwerer, festzustellen, welchen Einfluss das Zahlenverhältnis auf die Entscheidung der Frage haben würde. Aber entschieden ist die bejahende Ansicht die richtige. Jene Gesinnung des Priesters, nicht gegen die Vorschriften der Kirche zu handeln, kann nur zur Interpretation einer zweifelhaften Intention benützt werden, nicht aber zur Beurtheilung einer sicher vorhandenen. Wenn sodann eine allgemeine Gesinnung und darin implicite liegende Intention mit einer speciellen, unmittelbar die Handlung bewirkenden Intention in materiellen Widerspruch kommt, so obsiegt ohne Zweifel die letztere, vorausgesetzt, daß sie nicht eine bedingte war, und zwar eine bedingte gerade in jenem Punkte, in welchem der materielle Widerspruch vorhanden ist. Der Priester consecrirt aber in der Regel unbedingt. Wenn es aber richtig ist, daß gewisse Bedingungen eo ipso in der Intention eingeschlossen sind (e natura actionis, non e decreto agentis), so sind dies sicher nur Bedingungen der Möglichkeit, Wahrheit und Gültigkeit, nicht aber der Erlaubtheit. Ueberdies, die Sache concret gefaßt: was würde der Priester, infolge seiner allgemeinen Intention, thun, sobald er den Fehler bemerkt? Würde er nicht consecriren? O nein, sondern die Materie auf das Corporale bringen. Endlich sind die Folgen der beschränkten Intention schlimmer als die der absoluten. Die absolute hat nur die materielle Uebertretung einer kirchlichen Vorschrift zur Folge; die beschränkte aber die Ungewissheit einer Consecration, die Unmöglichkeit der Exposition und, was noch viel mehr ist, eventuell der Communion

der Gläubigen. Man müßte also vielmehr annehmen, daß der Consecrans so etwas gewiß nicht wolle, und lieber einen materiellen Fehler zulassen, als solche Folgen herbeiführen wolle. — Wir machen hierbei darauf aufmerksam, welch bedenklicher Fehler es wäre, wenn ein Priester am Anfange seiner Thätigkeit die allgemeine und exclusive Intention fassen würde, niemals das, was nicht auf dem Corporale ist, zu consecrieren. Er mache vielmehr den ernststen Vorsatz, das zu Consecrierende immer aufs Corporale zu stellen, und gewöhne sich dies an; im einzelnen Falle aber consecriere er absolut, ohne sich durch eine allgemeine Intention beirren zu lassen. Sollte aber ein Confrater so eine unglückliche Intention gefaßt haben, so bitten wir ihn dringend, sie sofort zurückzunehmen. Das ist das einzig Richtige und Vernünftige. Er wird dann wohl immer das Ciborium oder die Expositionshostie aufs Corporale thun, hat er es aber einmal übersehen, und sie daneben, jedoch natürlich auf dem Altare, stehen lassen, so wird er sie dann gleichwohl consecriert haben, und wird dessen froh sein.

Freising.

Dr. D. Sickenberger.

VII. (Die letzte Delung und der Sterbeablaß sub conditione, si dignus [oder dispositus] es.) Die im Artikel „Seelsorgliche Behandlung der Concubinaria am Sterbebette“ (I. Heft 1897, S. 137) geäußerte Meinung, daß der bewusstlos darniederliegende Concubinaria, weil er nach der Versicherung seiner Zuhälterin den Priester verlangt hat, die absolutio und die letzte Delung mit dem Sterbeablaße sub conditione (in dem gesetzten Falle selbstverständlich „si es dignus“) zu spenden wäre, veranlaßt einen Mitbruder zu der Anfrage, ob in dem besprochenen Falle die letzte Delung nicht vielmehr ohne Bedingung, absolute gespendet werden müsse. Diese Anfrage ist noch dahin zu ergänzen, ob nicht auch die absolutio bedingungslos erteilt werden könnte oder sollte.

Erörtern wir zuerst die Frage über die sacramentale Absolution.

1. In dieser Hinsicht ist bei bewusstlosen katholischen Kranken ihr bisheriges Vorleben und der Umstand zu berücksichtigen, ob sie in Gegenwart des Priesters oder überhaupt vor wenigstens Einem Zeugen Zeichen der Reue geben oder gegeben haben. Als Zeichen der Reue sind anzunehmen: Die Anrufung Gottes, das Aussprechen der heiligsten Namen, ein auch nur kurzes Gebet, Selbstsegnung mit dem Kreuzzeichen, Halten des Rosenkranzes oder eines Kreuzes in der Hand, wenn der Kranke selbst einen Priester verlangt, einer an ihn gerichteten Frage, ob ein Priester geholt werden sollte, zustimmt oder doch nicht widerspricht.

Hat der Kranke bis dahin christlich gelebt, oder mit anderen Worten, hat er seinen katholischen Glauben bekannnt und am religiösen Leben sich soweit theiligt, daß er allgemein für einen katholischen Christen gehalten werden konnte: so ist ihm im Zustande der Be-

mußlosigkeit die unbedingte Absolution zu ertheilen, auch wenn er kein Zeichen der Reue geben kann oder vor Ankunft des Priesters gegeben hat. Denn hier schließt man mit Grund, daß er die Vergebung seiner Sünden aufrichtig gewünscht hätte, wenn er die ihm drohende Lebensgefahr gekannt haben würde; ja man nimmt mit großer Wahrscheinlichkeit an, daß er bei einigem Bewußtsein ist und um Vergebung seiner Sünden innerlich fleht, obzwar er außerstande ist, dies auch äußerlich zu offenbaren.

Hat der nun bewußtlose Kranke zwar ein sündhaftes Leben geführt, kann er aber nicht den Abgefallenen, den Gotteseugnern und Religionsspöttern zugezählt werden, weil er ja doch seiner Religion anhieng, so muß unterschieden werden, ob er vor Eintritt der Bewußtlosigkeit Zeichen der Reue gab oder nicht. Im ersten Falle ist er bedingungslos, sonst aber mit der Bedingung *si dignus es* zu absolvieren. (cfr. Lehmkuhl, Moral II, n. 510—515).

In allen derartigen Fällen wird der bewußtlose Kranke für die Absolution umsomehr disponiert, je besser es der Priester versteht, in kurzen, langsam und nicht schreiend gesprochenen Sätzen das Sündenbewußtsein und die Reue bei dem Kranken zu wecken und zu erhöhen, was in sehr vielen Fällen darum möglich ist, weil solche Kranke oft, wenigstens zeitweilig, mehr Selbstbewußtsein haben, als sie äußerlich bekunden können, und weil das Gehör den Kranken unter allen Sinnen in der Regel zuletzt verläßt. Diese milde Praxis stimmt mit dem Glauben an die göttliche Allmacht, welche sich „*parcendo maxime et miserando manifestat*“, wie eine kirchliche Collecta so schön sagt; und wer sollte in dieser Praxis nicht einen Wiederhall jener rührenden Stelle in der *Commendatio animae* erblicken, wo es heißt: „*Licet enim peccavit, tamen Patrem et Filium et Spiritum sanctum non negavit, sed credidit et zelum Dei in se habuit et Deum, qui fecit omnia, fideliter adoravit?*“

2. Ist dem Kranken die Absolution unter der Bedingung „*si dignus es*“ ertheilt worden, so muß ihm die letzte Delung in *forma absoluta*, ohne Bedingung ertheilt werden.

Eine bedingte Spendung des Sacramentes der letzten Delung ist nur in drei Fällen zulässig, und zwar: im Zweifel, ob der Kranke getauft ist, ob er noch lebt („*si vivis, si capax es*“), und wenn es bei einem gefährlich kranken Kinde zweifelhaft bleibt, ob es bereits zum Vernunftgebrauche gekommen ist, „*si capax es*“ oder auch „*si indiges*“.

Eine Spendung unter der Bedingung „*si dignus*“ oder „*si dispositus es*“ ist durchaus unzulässig, und muß demnach auch einem unter der Bedingung „*si dispositus es*“ absolvierten Kranken die letzte Delung absolute gespendet werden. Nach der Lehre der Dogmatik lassen jene Sacramente, welche für das ganze Leben oder für eine gewisse Zeit desselben bestimmt sind und bei demselben Subjecte nicht wiederholt

werden dürfen eine Spendung unter der Bedingung „si dignus“ oder „dispositus es“ nicht zu. Ein solches Sacrament ist auch die letzte Delung; sie wird für die Zeit der Todesgefahr gespendet und darf in einer und derselben Todesgefahr nicht wiederholt werden. (cfr. Schwetz, Theol. dogm. Vol. III § 22; Lehmkühl, Theol. moral. II n. 577. Schüch, Pastoral 8. Aufl. S. 806 nota 5.)

Die Nothwendigkeit, einem unter der Bedingung si dignus es absolvierten bewußtlosen Kranken die letzte Delung ohne diese Bedingung zu spenden, leuchtet ganz besonders daraus hervor, daß dieses Sacrament auch die Nachlassung schwerer Sünden bewirkt, wenn diese durch die sacramentale Absolution nicht nachgelassen worden sind. (cfr. Lehmkühl l. c. n. 568; Schwetz l. c. § 127). Wird einem mit der in Rede stehenden Bedingung absolvierten Kranken die letzte Delung absolut gespendet, so wirkt sie allerdings für den Augenblick nicht, wenn der Kranke mit schweren Sünden behaftet im Stande der heiligmachenden Gnade sich nicht befindet. Da aber das Sacrament wirklich gespendet wurde, so bleiben seine Wirkungen bloß suspendiert und der Kranke kann und wird ihrer theilhaftig werden, sobald er mit Gottes Hilfe einen Act der Reue erweckt, durch welchen der obex gratiae beseitigt wird; die absolut gespendete letzte Delung bringt dem Kranken per reviviscentiam sacramenti die Sündenvergebung, die er durch die absolutio conditionata „si dignus es“ nicht erlangen konnte, wenn er damals nicht disponiert war.

Würde man einem solchen Kranken die letzte Delung bedingungsweise si dignus es erteilen, so wäre das Sacrament, wenn der Kranke zu dieser Zeit nicht im Stande der heiligmachenden Gnade sich befände, eigentlich gar nicht gespendet und könnte demnach auch später, wenn die nothwendige Disposition eintreten sollte, gar nichts mehr wirken.

3. Eine bedingte Spendung des Ablasses gibt es nicht. Wenn in einer todesgefährlichen Krankheit überhaupt eine Absolution erteilt wird, dem wird auch der Sterbeablass in der vorgeschriebenen Form erteilt. Eine Bedingung ist hier auch nicht nothwendig, weil der Grund, weshalb in bestimmten Fällen die Sacramente sub conditione gespendet werden, die Verhütung einer profanatio oder injuria sacramenti nämlich, nicht zutrifft, der Ablass nicht profaniert oder verunehrt werden kann, wenn auch die Spendungsform über einen in statu peccati gravis befindlichen Kranken gesprochen würde.

Budweis.

Canonicus Dr. Ant. Skořdopole.

VIII. (Ist der Seelsorger berechtigt, die Entfernung einer anstößigen Grabinschrift zu verlangen?)

Vor nicht langer Zeit ereignete sich in einer Gemeinde des nordöstlichen Böhmens nachstehender, in mehr als einer Beziehung interessanter Fall, der auf die religiös-sittliche Gesinnung der betreffenden

Kreife ein schlagendes Licht wirft. Ein Mann, nach dem Taufschein katholischer Religion, von dem es jedoch offenkundig ist, daß er dem spiritistischen Schwindel huldigt, wurde Witwer, und ließ nun auf dem Grabdenkmal, das er bald nach dem Begräbnis seiner verstorbenen Ehehälfte am römisch-katholischen, also confessionellen Friedhofe der Pfarrgemeinde errichtet hatte, folgende charakteristische Aufschrift anbringen:

„Der todte Fleischleib nur
Verwest hier in der Erde,
Die Seel' auf Geisterflur
Verfolgt ihr göttlich Werde“.

Der Ortsseelsorger protestierte gegen diese, in mehr als einer Hinsicht anstößige und ärgernisgebende Aufschrift und forderte den genannten Witwer — der kaum als Verfasser jener famosen Aufschrift bezeichnet werden kann — auf, die Grabaufschrift als anti-katholisch entfernen und durch eine andere correcte ersetzen zu lassen.

Anfangs versprach der Witwer, der Aufforderung des Seelsorgers nachzukommen, schlug dies jedoch — nachdem er sich, wie sich später herausstellte, bei einem „Rechtsvertreter“ Rath geholt — kurzweg mit der Motivierung ab, das Grab sammt dem Monument und der darauf befindlichen Aufschrift gehöre ihm (dem spiritistisch gesinnten Witwer), und sollte es jemand wagen, die Grabaufschrift zu entfernen, so werde er ihn „wegen Besitzstörung“ gerichtlich belangen! Dabei unterließ es der spiritistische Witwer selbstverständlich nicht, allerlei Drohungen fallen zu lassen und viele „schöne Redensarten“ zum besten zu geben.

Nachdem auch das betreffende Patronatsamt als Mitverwaltungsorgan des katholischen Friedhofes den genannten Witwer zur Entfernung der ärgernisgebenden Grabinschrift zu bewegen nicht vermocht hatte, wurde die Sache vom hochwürdigsten bischöflichen Consistorium in Königgrätz bei der betreffenden k. k. Bezirkshauptmannschaft anhängig gemacht und nach gehöriger Auseinandersetzung des Sachverhaltes und Begründung der Anstößigkeit der erwähnten Grabinschrift die Beseitigung derselben nachdrücklich verlangt. Die betreffende Begründung berief sich auf Artikel 15 des Gesetzes vom 21. December 1867 Nr. 42, auf § 41 des Gesetzes vom 7. Mai 1874 Nr. 50; ferner wurde die Entscheidung des k. k. obersten Verwaltungsgerichtshofes vom 7. November 1883 und die Verordnung des k. k. böhmischen Guberniums vom 8. November 1825 B. 58843 (Prov. Gef. Slg. S. 329) citiert. — Thatsächlich hat auch die politische Behörde erster Instanz unterm 5. Jänner 1895 B. 20392 die Beseitigung der erwähnten Grabinschrift angeordnet, und die k. k. Statthalterei in Prag den Recurs des spiritistisch gesinnten Witwers gegen den vorcitirten Bescheid der ersten Instanz mit der Motivierung abgewiesen, „daß die beanständete Grabinschrift dem Dogma der römisch-katholischen Kirche widerspricht, der in Rede

stehende Friedhof in N. jedoch ein katholischer Friedhof ist, dessen Verwaltung und Beaufsichtigung nach den bestehenden gesetzlichen Vorschriften unbeschadet des der Gemeinde N. zustehenden Aufsichtsrechtes in sanitätspolizeilicher Hinsicht dem Pfarrer in N. zukommt, so daß diesem auch das Recht nicht bestritten werden kann, auf die Entfernung von Inschriften, Sachen u. s. w., die dem Dogma der katholischen Kirche zuwiderlaufen, zu dringen.“

Der verstorbene Witwer recurrierte auch gegen diese Entscheidung, wurde jedoch vom k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht mit seiner Beschwerde abgewiesen. In der unterm 2. November 1896 Z. 24496 erlassenen Ministerialentscheidung heißt es wörtlich: „Der vorliegende Fall bietet keinen Anlaß zu einem Eingreifen der politischen Behörden überhaupt und insbesondere der staatlichen Cultusverwaltung. Bei dem unzweifelhaften katholischen Charakter des Friedhofes in N. steht dem Pfarrer die Verwaltung desselben und somit auch **die Ob Sorge über die Grabdenkmäler zu**, so daß es lediglich seine, beziehungsweise der vorgesetzten Kirchenbehörde Sache ist zu beurtheilen, ob eine Grabdenkmalsinschrift mit den kirchlichen Satzungen im Einklange stehe, und verneinendenfalls die Beseitigung derselben anzuordnen. In der Ausübung dieses innerkirchlichen Rechtes unterliegt die Kirche keiner Jurisdiction der staatlichen Cultusverwaltung und kann daher den betreffenden Privatpersonen ein Beschwerderecht an den Staat nicht zuerkannt werden.“

In der Zuschrift der k. k. Statthalterei in Prag vom 26. November 1896 Z. 183064, womit die vorstehende hohe Ministerialentscheidung dem hochwürdigen bischöflichen Consistorium in Königgrätz intimiert wurde, heißt es ausdrücklich: „Demgemäß hat das hohe k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht den Recurs des N. in N. gegen den hiesigen Erlass vom 16. März 1895 Z. 35592, mit welchem der dortämliche Bescheid (nämlich der betreffenden politischen Behörde erster Instanz) vom 5. Januar 1895 Z. 20392 bestätigt wurde, abgewiesen“.

Nach dem Gesagten unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß Grabdenkmälerinschriften auf katholischen Friedhöfen der Controle des Ortsseelsorgers unterliegen, und er daher berechtigt ist, so oft er eine Grabinschrift unpassend oder der Lehre der katholischen Kirche zuwiderlaufend findet, die Beseitigung derselben zu verlangen. Grabdenkmäler und ihre Aufschriften sollen eine ernste, der Heiligkeit der Stätte, wo sie errichtet sind, angemessene Sprache führen. Als letzter Ausdruck religiös-sittlicher Anschauung der Dahingegangenen, welche ihre Angehörigen in ihrem und in eigenem Namen dolmetschen, indem sie denselben aus Pietät und Dankbarkeit Grabmonumente setzen und diese mit Inschriften zieren, sollen diese Monumente und Inschriften jene Anschauung treu und unverfälscht zur Darstellung

bringen. Frei von aller Sentimentalität, die an Friedhöfen, als Stätten des Todes, wo Zeit und Ewigkeit sich die Hand reichen, am wenigsten am Platze ist, sollen sie nicht bloß der letzte, den Leser erschütternde Mahnruf, sondern auch sozusagen das letzte Glaubensbekenntnis des Verstorbenen sein.

Wie verträgt sich aber eine schiefe, oder gar der Lehre der katholischen Kirche entgegengesetzte Grabinschrift mit der religiösen Anschauung des unter diesem Grabmal ruhenden katholischen Christen?

Erregt es schon Anstoß, wenn auf katholischen Friedhöfen Grabdenkmäler errichtet werden, auf welchen das christliche Zeichen, das Kreuz, entweder ganz vermißt wird, oder aber so klein und unansehnlich ist, daß es — als ob man sich dieses Zeichens schämte, was leider oft der Fall sein mag — kaum sichtbar ist: umsomehr muß man es bedauern, wenn dergleichen Grabmonumente Aufschriften tragen, welche — wie die eingangs citierte — nichts weniger als erbaulich und der Heiligkeit der Stätte angemessen, im Gegentheil oft ziemlich widersinnig und anstößig sind.

Der umsichtige katholische Seelsorger wird daher nach dem Gesagten gut thun, wenn er auch nach dieser Seite hin den Friedhöfen seine Aufmerksamkeit zuwendet und durch entsprechende Belehrung sowohl in der Schule als auch auf der Kanzel und bei sonst passender Gelegenheit eingreift, nebstdem aber auch bei Errichtung von Grabdenkmälern und Verfassung deren Inschriften den Gläubigen mit Rath und That zur Seite stehen wird. So wird so mancher Inconvenienz bei Zeiten vorgebeugt, viele zeitraubende Correspondenzen erspart und der katholische Charakter der Friedhöfe auch nach dieser Richtung hin gewahrt werden.

Königgrätz.

Domcapitular Dr. Ant. Brychta.

IX. (Restitutionspflicht wegen negativer Mitwirkung.) Titus, Diener in einem großen Hause, bemerkt oft, daß man aus dem Walde seiner Herrschaft Holz stiehlt, und obwohl er leicht z. B. durch eine Anzeige den Schaden verhindern könnte, schweigt er, indem er denkt: Die Holzdiebe sind arme Hascher, und ich bin ja kein Waldhüter, auch kein Gendarm oder Polizist. Da er in späteren Jahren sich in der Beicht anklagt, so verhält ihn der Beichtvater zum ganzen Schadenersatz, der sehr beträchtlich ist, auch schwer sich bestimmen läßt. Ist's recht?

Antwort. Auf die Frage: ob die Diener den der Herrschaft aus ihrer Schuld zugefügten Schaden ersetzen sollen, antworten mehrere Autoren (Siehe hl. Alph. I. 3, n. 344): Ja, weil, indem man sie in die Familie aufnimmt, sie dadurch die Pflicht zu übernehmen scheinen, wenn auch nicht gegen die anderen Hausleute, so doch gegen die Auswärtigen sie zu vertheidigen („censetur obligationem suscipere eam adversus extraneos defendendi“).

Ballerini (Noten zu Gury T. I. n. 691) bemerkt hierüber: a) Es kann der Diener wider die Liebe sich veründigen, wenn er den Schaden der Herrschaft nicht verhindert, und dann erfolgt der Schaden aus seiner Schuld und doch hat er keine Ersatzpflicht, weil es keine Verletzung der Gerechtigkeit ist. b) Obwohl Lugo (De Just. Disp. 19. n. 106) für die Ersatzpflicht der Diener sich an Sotus, Navarrus, Lessius anschließt, verschweigt er nicht, daß ebenjoviele, Molina, Rebellus, Azorius, Bonacina dagegen sprechen. Der Beichtvater soll also auf die Restitution nicht dringen.

Es mag sein, bemerke ich jetzt meinerseits, daß, seitdem der hl. Alph. Lugos Meinung annahm, wenn man die Schüler des heiligen Alphons für die Meinung dazu rechnet, sie eine überwiegende Zahl hat, aber wären ihre Verfechter der Zahl nach auch doppelt mehr, so stützen sie sich doch alle auf den offenbar zu schwachen oder zu schwankenden Grund: „Die Diener scheinen die Pflicht zu übernehmen“. Aber: „*servi censentur*“, die Diener scheinen, ist ja falsch übersetzt, wird mir jemand einwenden: „*servi censentur*“ bedeutet deutsch so viel als „es wird vernünftig angenommen, daß sie die Pflicht übernehmen“. Darauf antworte ich. 1. Dies wird erst dann vernünftig angenommen, wenn es gehörig, gründlich bewiesen wird, denn *notum per se* ist es gewiß nicht, sonst würden die Autoren sich eines kräftigeren Ausdruckes als des matten „*censentur*“ bedienen. 2. Wenn die bloße Aufnahme in die Familie solche Pflicht mit sich bringt, warum dehnt man diese Pflicht außer den Dienern nicht auf alle jene aus, die wie immer, wenn auch nicht infolge eines Dienstverhältnisses in den Familienverband aufgenommen werden? 3. Würde mir hier wieder jemand einwenden, die Worte: „*eo ipso. quod famuli in familiam admittantur*“ seien zu ergänzen mit „*ad servitium*“, so daß sie nicht sowohl die Aufnahme in die Familie als vielmehr die Aufnahme in den Dienst bedeuten, und so daß die Autoren nicht sowohl aus dem ersten (Angehörigkeit-) als aus dem letzten (Dienst-) Verhältnis die besagte Pflicht ableiten, so antworte ich mit der Frage: Ist denn in dem Begriffe des Dienstes „Verteidigung und Abwehr aller Schäden“ enthalten? Da dies doch nicht evident ist, so wäre bei der Uebnahme des Dienstes über einen so wichtigen Punkt eine förmliche Abmachung, eine präcise Bestimmung nothwendig. Und wie viele Diener würden gegen einen oft dürftigen Lohn eine so schwere Verantwortung übernehmen? 4. Ist auch die besagte Pflicht in dem Dienst inbegriffen, so fragt es sich doch noch immer, welcher Art sie sei: Eine Pflicht der Billigkeit? der Treue? der Anhänglichkeit u. s. w.? Denn solange sie sich nicht als eine strenge Pflicht der Gerechtigkeit erweist, involviert sie nicht, wie bewährte Auctoren folgern, eine eigentliche Rechtsverletzung, die Zurückerstattung erfordert. 5. Wie viele gibt es, die von dieser vermeintlichen Pflicht das klare Bewußtsein, die rechte Ueberzeugung, ja auch nur die gehörige Kenntniss haben?

Aus allem dem schließe ich: Legen wir den Dienstboten ans Herz Treue, Liebe, Anhänglichkeit zu ihren Dienstherrn, empfehlen wir das mit allem Nachdruck, bei allen Anlässen, hüten wir uns aber, im Falle sie irgend einen Schaden der Familie nicht verhindern (oder „von der Familie abwenden“), sie streng zum Ersatz zu verhalten, besonders wenn niemand ihn von ihnen verlangt, da wir selbst nicht recht wissen, ob sie wirklich dazu verpflichtet sind.

Unbestritten ist im Gegentheil die Verantwortungspflicht bei einem Dienstboten für die Sachen, die ihm ganz eigens zur Aufbewahrung oder zur Behütung anvertraut sind. Solche Verantwortung haben Haushälter für den Hausrath, Hirten für die Herden, Kellner für die Weine u. s. w. und auch jeder Diener, der die Schlüssel eines Zimmers, eines Schrankes bekommt, ist verantwortlich für das im Zimmer, im Schrank Befindliche. *Teneretur etiam famulus, quando ei datur clavis ad extrahendum aliquid de aliquo loco, quia pro tunc custodia eius loci ipsi demandatur. Tenentur etiam, qui rerum curam habent, vel ad custodiam et vigilantiam supra res domesticas vel familiam cui praeficiuntur* (Lugo: De Just. Disp. 19).

Raab.

P. Seb. Soldati O. Carm. disc.

Sector der Theologie.

X. (Privilegium Paulinum.) Ein Jude, der seiner Frau überdrüssig geworden, sagt sich von derselben los und geht eine zweite Ehe ein. Die Frau entsagt nun für immer der jüdischen Confession, läßt sich taufen, wird Protestantin und geht bald hierauf mit einem Katholiken die Ehe ein. Doch auch dieser ihr Gemahl sucht ihrer wieder los zu werden, sucht indessen vergeblich nach rechtmäßigen Gründen. Da erfährt er zufällig, daß seine Frau früher Jüdin gewesen und von ihrem Manne verstoßen worden sei. Hievon nimmt er nun Anlaß, die Gültigkeit der gegenwärtigen Ehe in Zweifel zu ziehen, indem er behauptet, seine Frau wäre noch rechtmäßige Gattin des ersten Mannes. *Quid ad casum?*

Antwort: Die Ehe der Jüdin mit dem Katholiken ist entschieden für gültig zu erklären. Allerdings konnte der frühere Gemahl durch die nach jüdischem Ritus erfolgte Verstoßung seiner Frau die Ehe keineswegs auflösen, da der alttestamentliche libellus repudii durch Christus aufgehoben und die Unauflösbarkeit der Ehe wieder vollständig hergestellt wurde: *ab initio enim non fuit sie* (Matth. 19, 8.). Aber nach erfolgter Taufe der Jüdin tritt für sie das sogenannte privilegium Paulinum (I Cor. 7, 12 -17) in Kraft, demzufolge jeder Neugetaufte sich von seinem früheren (noch heidnischen) Gemahl trennen kann, wenn derselbe sich nicht bekehren will und durch Fortsetzung der ehelichen Gemeinschaft große religiöse oder sittliche Gefahren für den Neugetauften erwachsen würden. Und steht es moralisch fest, daß der ungetaufte Gatte von einer Fortsetzung der ehelichen Gemeinschaft nichts mehr wissen will (was im gegenwärtigen

Fall nach erfolgter Trennung und neuer Ehe zweifellos ist), so fällt auch die sonst nöthige *interpellatio conjugis infidelis* fort. Die Conventitin konnte demnach ohne Bedenken eine gültige Ehe mit dem Katholiken eingehen.

Dass übrigens die Frau Protestantin geworden, benimmt ihr keineswegs das Recht, das *privilegium Paulinum* zu beanspruchen. Denn nach einstimmiger Erklärung der heiligen Väter und constanter Praxis der Kirche genügt hiezu der bloße Tauscharakter (*Ballerini op. morale de matrim.* 719 ff.).

Urfahr-Linz.

Dr. Johann Gföllner.

XI. (Gebeichtete, aber nicht vernommene Sünde.)

Die Dienstmagd *Secundina* legt ein weitschweifiges und langes Bekenntnis ab über Dinge, die zum Theil gar nicht, zum Theil nur lässlich sündhaft sind. Gegen Schluss der Beichte aber sagt sie, sie habe sich mit dem Dienstherrn (verehelicht) verfehlt (soweit, dass es *adulterium* ist.) Der Beichtvater, der — ohnehin müde — bei den anfänglichen Weitschweifigkeiten eingeschlafen ist, und erst wieder erwacht, als *Secundina* zu sprechen aufhört, urtheilt nach dem zuerst Gehörten, es handle sich nur um ganz geringfügige Dinge, ertheilt einen dementisprechenden Zuspruch und entlässt die Pönitentin nach vollzogener Absolution mit einer sehr leichten Buße. Ist die Absolution gültig? Hat *Secundina* noch irgendwelche Pflicht? Die gebeichtete Sünde des Ehebruches ist wegen des Umstandes der Gewohnheit (in der betreffenden Diöcese) dem Bischof vorbehalten und der Beichtvater besitzt nicht die Vollmacht, von Reservatfällen zu absolvieren.

Antwort: Indem zunächst von dem Umstande abgesehen wird, dass die gebeichtete Sünde des Ehebruches in dem Fall dem Bischof vorbehalten ist, wird erwidert:

I. Das Bekenntnis ist materiell unvollständig, insoferne dem Urtheile des Beichtvaters nicht alles das, was nothwendig der Schlüsselgewalt der Kirche unterworfen werden muss, vorgelegen hat, wenn auch dafür von Anfang an die Pönitentin keine Schuld trifft, es ist aber formell vollständig, wenn *Secundina* unmittelbar vor der Absolution des guten Glaubens war, ihre Pflicht erfüllt zu haben und mindestens eine von den gebeichteten lässlichen Sünden, auf die sich eben die Absolution allein direct bezog, auch bereut hatte; und dann ist die Absolution selbst auch gültig (Vgl. *Elbel, de sacram. Poen. P. II. n. 256, S. Alph. lib. VI. n. 499, etc.*).

In gutem Glauben aber befindet sich *Secundina*: a. wenn sie davon, dass der Beichtvater wegen Einschlafens von ihrem Ehebruch keine Kenntniss genommen hat, weder irgend etwas gemerkt, noch aus der Art des Zuspruches und der Buße erschlossen hat; b. wenn ihr die Unkenntniss des Beichtvaters von ihrer schweren Sünde zwar

nicht entgangen ist, sie aber dennoch glaubte, durch das Bekenntnis ihrerseits ihre Pflicht erfüllt zu haben. Wenn sie diesbezüglich zwar nicht ohne Zweifel geblieben ist, aber derselbe nicht zur Ueberzeugung geführt hat, daß das Bekenntnis zu wiederholen sei, so ist dieses wohl auch noch als (formell) vollständig, die Absolution als gültig zu betrachten, weil trotz des praktischen Zweifels denn doch nicht auf eine schwere Sünde wegen Unterlassung eines neuerlichen Bekenntnisses erkannt werden kann, da eben bis zum Zeitpunkt der Absolution das Bewußtsein von irgend einer Verpflichtung nicht eingetreten ist.

Befand sich Secundina nicht im guten oder mindestens nach der eben angegebenen Weise zweifelhaften Glauben, so war die Beicht auch formell unvollständig, die Absolution ungültig. Bedenkt man übrigens einerseits die Art des Zuspruches und der Buße, die bei dem Vorhandensein einer so schweren Sünde auffallen muß, andererseits aber auch die Kürze der Zeit, die dem Pönitenten im Beichtstuhle zur Verfügung steht, und die Schwierigkeit, die eben deshalb namentlich dem theologisch nicht Gebildeten sich entgegenstellt, um zu einem bestimmten Entschluß zu kommen, so wird man zugeben, daß in Fällen, wie der unsere ist, die zuletzt bezeichnete Art der *dubia fides* wohl das gewöhnlichere sein dürfte.

II. War die Absolution ungültig, dann ergibt sich von selbst, was zu thun ist; war sie aber gültig, dann ist zu bemerken, daß sie auf die in Rede stehende Sünde sich immerhin nur indirect bezog, und daß diese darum noch einmal zu beichten ist. — So nach allen Theologen. — Es gilt aber dies nur an und für sich, das ist nach dem objectiven Thatbestand; praktisch ist es (bei der Gültigkeit der Absolution) natürlich von keinem Belang, wenn Secundina sich ihrer Pflicht nicht bewußt wird.

Aber wie, wenn die Pönitent in nach der Absolution und nach reiflicher Ueberlegung noch zweifelt, ob die bewußte Sünde vom Beichtvater vernommen wurde? (Der Beichtvater ist vielleicht etwas laxerer Art, der, wie sie jetzt erfährt, für alles den gleichen Zuspruch und die gleich milde Buße hat.) Die Moralisten sind in dem Falle nicht gleicher Ansicht, wie aus ihren Erörterungen und Entscheidungen über den Fall hervorgeht, bei dem es zweifelhaft ist, ob eine schwere Sünde bereits gebeichtet worden ist, oder nicht, mit welchem Falle der unsere im wesentlichen zusammenfällt. Während also strengere, darunter auch der hl. Alphonsus (lib VI. n. 477), nach dem Grundsatz: *Non impletur obligatio certa per satisfactionem incertam* eine nochmalige Beicht verlangen, glauben andere (vgl. Gury-Ballerini II. n. 479, Lehmkuhl II. n. 319) von jeder weiteren Verpflichtung freisprechen zu sollen, *si positiva et gravis ratio suadeat, peccatum iam esse declaratum* (i. e. intellectum), mit anderen Worten wenn es, möchten wir sagen, *omnibus consideratis*, wirklich zweifelhaft bleibt, ob die Sünde verstanden worden ist.

Anzurathen ist aus begreiflichen Gründen jedenfalls das nochmalige Bekenntnis.

III. Inwieweit ändert sich nun das eben Ausgeführte, wenn die Sünde vorbehalten ist? Antwort: Der Fall ändert sich nicht. Der Beichtvater hat zwar keine Vollmacht betreffs der reservierten Sünden (wie vorausgesetzt), aber die Absolution bezieht sich ja in unserem Falle auf die reservierte Sünde nur indirect, steht also mit dem Umfange der Jurisdictionsgewalt in keinem Zusammenhang. So auch in dem Falle, wenn in die derart indirect nachgelassene Sünde der Beichtvater als *complex de re turpi* verwickelt wäre. Bestehen bleibt natürlich die Verpflichtung, die Sünde nach den unter II. angegebenen Regeln einem privilegierten Beichtvater noch einmal zu bekennen. Anders gestaltet sich die Sache, wenn der nicht privilegierte Beichtvater die Sünde zwar vernommen, aber auf die Reservation nicht geachtet hat. Für diesen Fall haben praktische Rücksichten mehrfach (z. B. in Brigen, *Expositio* p. 68) dazu geführt, daß bestimmt wurde, der Beichtvater absolviere gültig auch von der vorbehaltenen Sünde — also direct, so daß dann eine weitere Verpflichtung nicht vorhanden ist. Wo eine solche Erklärung seitens des Ordinarius nicht vorliegt, (z. B. in Wien, zu schließen aus Müller, II, p. 334, 4, 2) müßte natürlich die Beicht bei einem mit den gehörigen Vollmachten versehenen Priester wiederholt werden, wenn anders auch der Pönitent über die Sache unterrichtet ist.

Hall (Tirol).

P. Ambr. Runggaldier O. S. Fr.

XII. (Kraniotomie oder Kaiserschnitt?) Das an verschiedenen Universitäten als Lehrbuch verwendete Werk von Zweifels, „Lehrbuch der Geburtshilfe“, spricht sich über diese Frage unter „Indicationen zum Kaiserschnitt“ folgendermaßen aus: „Es kann heute“ bei einer Wahl zwischen Perforation und Kaiserschnitt „mit vollstem Rechte der Kaiserschnitt empfohlen werden, weil er es möglich macht, Mutter und Kind dem Leben zu erhalten. Diese Begründung des bedingten Kaiserschnittes war früher eine halbe, trügerische Redensart, welche mit gutem Gewissen dem Laien nicht vorgetragen werden konnte, weil die Möglichkeit, Mutter und Kind zu erhalten, eine sehr kleine war. So lange die Sterblichkeitsverhältnisse derartige waren, daß nach dem Kaiserschnitt mindestens 85%, nach der Perforation 22% der Mütter sterben, ließen sich die beiden Operationen in Rücksicht auf die Mütter nicht nebeneinander stellen“ . . . „Die Wahrheit lautete dahin, daß beim Kaiserschnitte die Mutter mit der größten Wahrscheinlichkeit sterben mußte und das Kind mit der Wahrscheinlichkeit von 50:100 am Leben blieb. — Das waren trostlose Verhältnisse, welche sich in den letzten Jahren in überraschender Weise gebessert haben. Die Mortalität des Kaiserschnittes mit Uterusnaht beträgt nach der neuesten Statistik bei bedingter Indication, die allein mit dem Kaiserschnitte verglichen werden kann,

für die Mütter 10·6%, für die Kinder 0%, bei der Perforation für die Mütter 6·6%, für die Kinder 100% . . . Solange die Mortalität so schlecht war, wie wir oben angegeben, mußte man sich mehr zugunsten der Perforation aussprechen, mit den jetzigen Ergebnissen muß auch die Stellung zu dieser Frage grundsätzlich wechseln. Dem Kaiserschnitte muß im Principe der Vorzug eingeräumt werden, trotzdem auch jetzt noch der Eingriff und seine Folgen in Bezug auf Mortalität ungünstiger ist, als die Perforation“.

— Soweit Dr. Zweifels, der auf dem Standpunkt steht, „daß Fragen der ärztlichen Praxis nur vom medicinischen Gesichtspunkte aus beurtheilt werden dürfen und das Zutragen von Gründen kirchlichen oder rechtlichen Ursprunges durchaus unzulässig ist, weil dies nicht Klärung, sondern Verwirrung und Unheil stiftet“. — Nach obigem scheint für die Verpflichtung der Mutter, sich der Operation zu unterziehen, in unseren Tagen noch mehr, als zu St. Alphons Zeiten der Grund zu sprechen: „*Revera periculum communius remotum videtur, quia propter maiorem peritiam nostrorum chirurgorum saepe mulieres una cum prole servantur*“. — Zugleich ist daraus ersichtlich, worauf etwa in den seltenen Fällen, wo ein Arzt sich für seine Praxis geistlichen Rath erholt, dessen Aufmerksamkeit zu lenken wäre.

Mies.

Convictsdirector Dr. Karl Hilgenreiner.

XIII. (Dispens und Commutation gewisser Gelübde.)

I. Ferdinand, ein gutgesinnter, aber äußerst leicht erregbarer Jüngling, geräth mit seinen Eltern fast täglich in heftigen Wortwechsel und lebt mit denselben fast beständig im Unfrieden. Seinen täglich erneuerten Vorsätzen und Anstrengungen, über seine Empfindlichkeit Herr zu werden, fügte er nun einmal in größerem Eifer, aber mit genügend freier Ueberlegung das Gelübde hinzu, nach jedem Rückfall beziehungsweise nach jeder Kränkung seiner Eltern eine Mark in den Opferstock der Kirche zu werfen oder den Armen zu geben, eine für ihn nicht geringe Leistung, da er von seinem jährlichen Einkommen von 1200 Mk. sich und seine arbeitsunfähigen Eltern unterhalten mußte. Anfangs geschah dieses auch einzelne Male, wurde aber bald, da die Ausbrüche des Zornes sich noch ebenso häufig als früher wiederholten, gänzlich unterlassen, und seit dem gemachten Gelübde sind nun beinahe drei Jahre verflossen, ohne daß äußerlich eine nennenswerte Besserung eingetreten wäre. Etwa tausendmal hat er seither seine Eltern gekränkt, ohne daß er die Strafe, welche er sich auferlegt hat, bezahlt hätte. Was hat hier der Beichtvater zu thun?

Antwort: 1. Da Ferdinand aus übergroßer sittlicher Schwäche und Gebrechlichkeit sein Gelübde nicht hält und bei seinen bescheidenen Vermögensverhältnissen wegen der so häufig sich wiederholenden Rückfälle ohne erhebliche Schwierigkeiten auch nicht zu halten vermag, so ist ihm vorzuschlagen, sich davon dispensieren,

oder das Gelübde umändern zu lassen, damit er der Gefahr, es zu brechen, nicht länger ausgesetzt sei. Die maßgebenden Dispens- beziehungsweise Commutations-Gründe sind schon bezeichnet worden nämlich das *periculum transgressionis* ob *indispositionem particularem voventis* und die *magna difficultas in executione*, (Vgl. S. Lig. th. m. l. 3. n. 252, Neyraguet de dispens. voti, qu. 4.). Was diese letztere betrifft, so sei nur bemerkt, daß es bei einem jährlichen Einkommen von 1200 Mk., welcher Betrag für den eigenen Unterhalt und dazu noch für den Unterhalt zweier arbeitsunfähiger Eltern ausreichen muß, doch nicht leicht ist, davon täglich oder fast täglich eine Mark als Almosen oder für gute Zwecke abzugeben. Von Fällen vorübergehender oder dauernder Unmöglichkeit soll hier ganz abgesehen werden.

2. Ferdinand sollte sich aus diesen Gründen nicht allein für die Zukunft von dem gemachten Gelübde, sondern auch von der infolge der vielen Uebertretungen desselben noch rückständigen Strafe dispensieren beziehungsweise diese letztere sich umändern lassen. Die Uebertretungen belaufen sich, wie oben gesagt, ungefähr auf tausend, folglich ist ein ebenso hoher Geldbetrag noch rückständig. Denn wenn *vota realia* (solche werden abgelegt, *cum pecunia vel alia res pretio aestimabilis promittitur, ut calix, eleemosyna*, (Busenbaum apud S. Lig. l. 4. n. 195.) unerfüllt bleiben, so gilt, was Sporer de votis n. 105 bemerkt: „In votis realibus censetur obligatio prorogari, nisi aliud aliunde constet. — Recte monet Sanch., communiter eum, qui sic vovit, teneri supplere, nisi de alia expressa intentione constet.“ — Man lese besonders S. Lig. n. 212 n. 220, wo auch beziehbär auf unsern Fall gesagt wird: „In votis realibus, quia praesumptio est pro voto, pro ipso est etiam possessio, et ideo implendum etiam pro diebus transactis. — Materiae coalescunt.“ — „Si (votum) sit reale, fährt Sasse-rath fort, de danda v. g. in dies parva eleemosyna, alendo paupere studioso, censetur (materia parva) coalescere in materiam gravem fere sicut furta minuta quamvis major omnino requiratur ad mortale (n. 48 res. 14, vgl. Mertnys n. 92). Es kann aber desungeachtet (wie Sporer mit den oben angeführten Ausdrücken aliud aliunde, alia expressa intentio andeutet) auch bei den dinglichen Gelübden wohl vorkommen, daß die gelobten kleinen Sachen oder Beträge sich nicht vereinigen, also auch nicht unter schwerer Sünde zu den bestimmten Zwecken hergegeben werden müssen. Gewöhnlich wird hier nicht ein besonderer Umstand, sondern nur der Gelobende selbst Auskunft oder eine Andeutung geben können. „Hinc Gobat tract. II. num. 85 recte dicit, recurrendum esse ad intentionem voventis, an nempe voluerit alio die compensare, si uno die neglexerit; in dubio autem, dicit (Gobat), praesumendum esse, quod noluerit obligationes unius diei copulati cum obligatione alterius, ideoque semper peccari tantum

venialiter, quia obligationes gratuitaе sunt potius restrigendae quam ampliandae. (Lacroix n. 450, cfr. Sporer n. 155). Ferdinand erinnert sich bestimmt, beim Geloben die Absicht gehabt zu haben, nach jeder erheblichen Kränkung seiner Eltern den mehrerwähnten Betrag entweder sofort zu entrichten oder später bei einer passenden Gelegenheit denselben nachzuzahlen. Es bleibt also in unserm Falle bezüglich der coalitio materialium kein Zweifel mehr übrig.

3. Behufs Lösung oder Umänderung seines Gelübdes möge der Beichtvater die entsprechende Vollmacht vom Ordinarius loci erbitten und wenn diese ihm zugegangen ist, nachsehen, wie weit dieselbe sich erstreckt, denn „qui habet facultatem dispensandi etiam delegatam,“ sagt Neyraguet (Regensb. 1851, pag. 141) nach Busenbaum und dem hl. Alfons (n. 246,) „habet etiam commutandi; non tamen contra“; und Sporer fügt hinzu: „Confessarius vel habens facultatem commutandi vota ob justam causam, non tantum commutare potest obligationem facti et poenae in futurum, sed etiam potest commutare obligationem poenarum praeteritis transgressionibus incurсарum. Quando tamen absolute dispensatur vel commutatur tale votum poenale, non censetur dispensata vel commutata simul obligatio praeteritae poenae, nisi exprimatur“ (n. 134). Noch eins darf hier nicht übersehen werden: „Qui habet facultatem commutandi tantum, non potest commutare nisi in aequale (vel quasi aequale aut saltem non notabiliter minus, sagt Sporer n. 122). Ratio est, quia commutatio in minus habet aliquid dispensationis admixtum, et proinde excederet limites potestatis“ (Mertnyš n. 109, hl. Alfons n. 246, Grassinetti n. 108, Tamburini in decal l. III. c. XVI. § V.; n 3—9).

Ferdinand kann sich zu dem besagten Zwecke auch an einen von dessen Obern allgemein oder besonders bevollmächtigten Beichtvater aus jenen Orden, in welchem feierliche Gelübde abgelegt werden, wenden, beziehungsweise an einen solchen geschickt werden. Denn „ex privilegio S. S. Pontificum possunt confessarii Regulares dispensare in omnibus votis quorumcunque fidelium, in quibus possunt Episcopi de jure ordinario; idque etiam extra confessionem; consultius tamen in confessione.“ (Mertnyš n. 103, vgl. St. Vig. n. 257. u. prax. confess. n. 26). Beichtväter aus Instituten, die nur einfache wenn auch ewige Gelübde ablegen, haben an dem vorgenannten Privileg keinen Antheil.

Sollte Ferdinand statt des Almosens ein offenbar besseres Werk z. B. täglich bis zur Ablegung seines rauhen Wesens, beziehungsweise bis zum Tode seiner Eltern mit Andacht eine hl. Messe zu hören, zu leisten geneigt sein, so könnte er diese Umänderung selbst vornehmen. Aber würde er auch zu einer commutatio in opus aequale berechtigt sein? Tamburini sagt: „Mihi probabilior

apparet affirmativa“ (in decal. I. III. c. XVI. § V. n. 14), aber nach Marc. (n. 648) respondet S. Alphonsus, certe esse probabilius illud non posse fieri. — Et ratio est, tum quia, teste D. Thoma, commutatio est quidam contractus, qui perfici nequit absque consensu ejus, qui vicem gerit Dei in terris, scilicet Praelati, tum quia, posito voto, gratius Deo est rem promissam praestari, quam aliam, licet parem, sed non promissam. — Si vero commutatio propria auctoritate facta jam fuerit, et jam praestita sit materia commutata, sufficit ut vovens suppleat aliquid. — In Anbetracht des hohen Ansehens und der Guttheißung der Alphonsianischen Moral wage ich es nicht, von der sententia negativa des hl. Kirchenlehrers abzugehen.

4. Endlich wird nun zu bestimmen sein, in was denn das Gelübde des Pönitenten und die auf der Nichterfüllung desselben beruhende obligatio poenae praeteritis transgressionibus incurssae füglich umgeändert werden kann. Was soll man ihm auferlegen? Das hängt viel von seinen äußeren Verhältnissen, von seinem Charakter, seiner religiösen Gesinnung und von seiner Thatkraft ab: „Interroget confessarius poenitentem, quae opera soleat exercere praeter debita ex praecepto, aut ad quae majorem habeat propensionem; et in ea commutet vota“ (S. Lig. praxis Conf. n. 26). „Notandum, quod recte potest opus personale commutari in reale, et e converso et perpetuum in temporale“ (S. Lig. th. m. I. c. n. 247). Falls der Betreffende gern den Rosenkranz betet, so dürfte es, wenn er theilweise dispensiert werden soll, genügen, ihm die bestehende obligatio in futurum in die (obligatio), bis zu seiner gründlichen Besserung bezw. bis zum Ableben seiner Eltern (denn auf längere Zeit hatte er sich nicht verpflichtet) nach jedem Rückfall einen Rosenkranz von fünf Gesetzen zu beten, zu verwandeln. Wenn besondere Gründe dafür sprechen, so möge diese Uebung nach bestem Ermessen gekürzt werden. Soll bloß Commutation eintreten, so kann, mehrere Rückfälle vorausgesetzt, zu dem Rosenkranze noch die Anhörung von einer oder zwei hh. Messen oder auch der Empfang der hh. Sacramente hinzugefügt werden; oder es könnte ihm auch statt des Rosenkranzgebetes der Kreuzweg auferlegt werden. An Stelle der auf beiläufig tausend Mark sich belaufenden Summe, welche er noch als Strafe für die Vergangenheit bezahlen muß, könnte man, im Falle einer bloßen Commutation, ihm aufgeben, ungefähr fünfhundertmal einem armen Studenten oder mehreren armen Kindern gratis eine Stunde Unterricht zu geben. Soll ihm auch einige Dispens gewährt werden, so reducire man nach bestem Wissen und Gewissen die Zahl der Unterrichtsstunden.

II. Vom 14. bis zum 26. Lebensjahre Ferdinandus quotidie semel saltem in peccatum pollutionis prolapsus est, mitunter aber auch quinquies et saepius uno eodemque die, wenn er (obchon

keineswegs dem Trunke ergeben) das eine oder andere Glas Wein oder Brantwein getrunken hatte. Um diesen häufigen Rückfällen vorzubeugen und überhaupt in Bezug auf die Bewahrung der Keuschheit größere sittliche Kraft zu erlangen, machte er das Gelübde, sich in Zukunft vom Wein und Brantwein ganz zu enthalten, fürchtet aber jetzt, er könne, ob schon er dasselbe bisher noch nicht übertreten habe, bei den im Leben so häufig vorkommenden Schwierigkeiten später zu solchen Uebertretungen leicht veranlaßt werden, und möchte deshalb um Dispens oder Commutation der eingegangenen Verpflichtung nachgesucht haben. 1. Ist nun zu dieser Dispens oder Commutation genügender Grund vorhanden? 2. Ist sie zu empfehlen? 3. In was könnte jene Enthaltung von den bezeichneten geistigen Getränken umgeändert werden? 4. Welche Sünde würde Ferdinand begehen, wenn er gegen sein Gelübde Wein oder Brantwein tränke?

Antwort. Ad 1. Nach dem hl. Alfons (n. 252. u. 253.) und nach Sporer (n. 39) genügen zur reinen Dispens, also sicher einer mit Commutation vermischten Dispens das *periculum transgressionis ob communem fragilitatem hominum* und die *nimia facilitas vivendi* und wenigstens einer von diesen beiden Gründen dürfte bei Ferdinand wohl zu finden sein. — Ad 2. Ferdinand enthalte sich aus naheliegenden Gründen auch in Zukunft von Brantwein (der Genuß von Bier und Cider u. s. w. bleibt ihm offenbar gestattet). Da er aber nicht in Dänemark oder Schweden, sondern in einer Weingegend lebt und zu den vornehmen Leuten gehört, also besonders bei Besuchen, bei gesellschaftlichen Unterhaltungen, bei Namensfesten und ähnlichen Gelegenheiten, leicht zum Weintrinken veranlaßt werden kann: so stimme ich ohne Bedenken für die Lösung seines Gelübdes. Aber tritt dann nicht jene größere Gefahr des Rückfalles wieder ein? So leicht nun doch nicht. Ferdinand hat sich in Bezug auf die Sünden gegen die Reinheit gründlich gebessert. Von sonstigen Ausführungen dieses Punktes kann deshalb hier abgesehen werden. — Ad 3. Man gebe ihm eine halbstündige geistliche Besung oder Betrachtung, verbunden mit Glaube, Hoffnung und Liebe oder der Litanei vom hl. Herzen Jesu (beziehungsweise einer andern) auf, aber nur für die Tage des Weingenußes. Sollte er nur ein geringes Quantum (ein kleines Glas) Wein trinken, so dürfte eine der zuletzt genannten kleineren Uebungen genügen. Auch bei Wiedergestattung des Brantweines möge die Forderung nicht höher gestellt werden, da sonst die neuen Verpflichtungen sich zu sehr anhäufen würden. Wenn Ferdinand auch noch das Gelübde machte, sich vom Kaffee zu enthalten und später dasselbe wieder lösen lassen wollte, so würde man bei der betreffenden Commutation bezüglich der an die Stelle der wegfallenden Abstinenz zu setzenden Werke sicher schon in Verlegenheit kommen.

Ad 4. Wenn Ferdinand, als er gelobte, sich des Weines und des Brantweines zu enthalten, nur eine leichte Verpflichtung über-

nehmen wollte, so würde er selbst bei an und für sich erheblichen Uebertretungen seines Gelübdes nur eine lässliche Sünde begehen; und selbst ein gänzlichcs Betrunkensein würde, obchon es an und für sich eine schwere Sünde wäre; in Bezug auf jenes Gelübde eine solche nicht ausmachen; nur eine lässliche Sünde contra religionem würde in diesem Falle zu jener Todssünde hinzugefügt werden. Hat aber Ferdinand bei jenem Gelöbnis die Absicht gehabt, eine schwere Verpflichtung einzugehen, so würde in Uebertretungsfällen die Schwere der Sünde sich jedesmal nach dem größern oder geringern Quantum von Wein oder Brantwein richten, welches er genießen würde (Sporer n. 87). Vernehmen wir noch einen Casus aus Sporer (n. 86), die entsprechende Anwendung auf unsern Fall ergibt sich dann von selbst. „Titius in ebrietate patravit turpe crimen, a quo prius multum abhorrebat. Redditus sibi vovet per integrum mensem abstinere ab omni potu vini, voto utique de re gravi et obligante sub mortali. Sed postea in gratiam hospitis bibit subinde unicum vitrum. An, et quantum peccavit? R. cum Gobat cit. casu 3. n. 91: Si vitrum parvum fuit, unum ex illis, quale etiam sobrius uno haustu exhaurire solet, non peccasse mortaliter; id enim communi aestimatione, maxime apud Germanos, censetur esse res levis. At quanta vini quantitas eo casu requiretur ad inducendam noxam lethalem? Certe nimis laxa, etiam Germanorum sensu, Castropalaus requirit eam quantitatem, quae alicui viro temperate utenti sufficeret pro uno prandio, nimirum dimidium vel tres partes nostratis mensurae. Placet ergo comparatio cum collatione vespertina communiter admissa, nimirum quarta parte justae refectionis: ita ut eo voto astrictus bibendo quartam partem vini soliti adhiberi pro justa refectione non excedens so'um venialiter, at vero notabiliter excedens lethaliter delinquat.“

III. Um der göttlichen Gerechtigkeit für seine schweren Verletzungen der schönen Tugend eine möglich angemessene Sühne zu bieten, machte Ferdinand (leider, wie in den beiden vorigen Fällen, ohne Vorwissen seines Beichtvaters) noch ein drittes Gelübde, nämlich dieses, bis zu seinem 36. Lebensjahre spätestens in einen religiösen Orden zu treten, und in demselben das Gelübde der Keuschheit abzulegen. Da man aber durch Gelübde eingewurzelte Gewohnheiten nicht auf einmal wegblasen kann, und die selbst gegen den Rückfall angewendeten Mittel sich nicht wirksam erwiesen, blieb es auch in der nächstfolgenden Zeit bei den täglichen Sündenfällen. Als Ferdinand seinen damaligen Beichtvater nachträglich von dem neuen Gelübde in Kenntniss setzte, wurde ihm von diesem ein harter Verweis gegeben und zugleich bedeutet, er habe durch sein unvorsichtiges Geloben die Schuld und Strafe seiner nachherigen Sünden gegen die Reinheit verdoppelt und er müsse, so oft er solche Sünden zu beichten habe, — wenigstens bei anderen Beichtvätern, die von dem

Umstände seines Gelübdes der Keuschheit nichts wüßten — denselben mitangeben. Dieses Gelübde und auch das, in einen religiösen Orden zu treten, sei dem Papste vorbehalten, und es müsse, um von beiden Dispens zu erlangen, nach Rom geschrieben werden. Da er zum Ordensstande und zur castitas virginalis sicher keine Anlagen und keinen Beruf habe, so müsse er die beiden ihm so schädlichen Gelübde nächstens lösen lassen. Ein Dispensgesuch wurde gleichwohl bis heute noch nicht eingereicht. Hatte der Beichtvater recht geurtheilt?

Antwort. Die Sachlage blieb ihm nicht ganz gegenwärtig, und so hat er sich in einem wesentlichen Punkte geirrt. Das Gelübde Ferdinands verdoppelte nicht seine späteren Sünden gegen die Keuschheit; denn er hat nicht das *votum castitatis*, sondern nur das *votum ingrediendi religionem* — und dieses, nach seiner eigenen Erklärung, mit Rücksicht auf das erst in Zukunft in dem betreffenden Institute abzulegende *votum castitatis* — gemacht. Hätte er gemeint: „Ich gelobe jetzt ewige Keuschheit und den späteren Eintritt in einen religiösen Orden“, so hätte jener Beichtvater von zwei Gelübden sprechen und diesbezügliche Anweisungen geben können. Da nun aber Ferdinand das Gelübde der Keuschheit gar nicht gemacht hat, so kann und darf er auch bei Anklagen über Sünden gegen die Reinheit nicht hinzufügen, er habe sich zur Bewahrung dieser Tugend auch noch durch ein Gelübde verpflichtet. Und wozu endlich ein Besuch um Dispens von einem Gelübde, das man nicht gemacht hat, sondern erst später zu machen gesonnen ist? Ueber diese Absicht hat Ferdinand sich selbst erklärt; er ist also nur durch das *votum ingrediendi religionem* gebunden. Ist dieses dem Papste vorbehalten? Hätte Ferdinand im Mittelalter gelebt, als es nur Orden mit feierlichen Gelübden gab, hätte er selbst in gegenwärtiger Zeit sich ausdrücklich verpflichtet, nur in einen Orden mit feierlichen Gelübden einzutreten, so müßte unsere Frage bejaht werden. Nun war es ihm aber nach seiner eigenen Auslegung beim Geloben „ganz einerlei“, ob er in einem Institute mit einfachen oder in einem anderen mit feierlichen Gelübden Aufnahme finden würde. Eben weil ihm dieses ganz einerlei war, darf auch nicht behauptet werden, in seinem Gelübde liege die Verpflichtung, in einen Orden mit feierlichen Gelübden einzutreten, unbedingt eingeschlossen; dieselbe liegt nur bedingt darin eingeschlossen. Ferdinand ist ganz frei, in eine Congregation mit einfachen Gelübden einzutreten. Und so bin ich denn auch der Meinung, sein Gelübde sei nicht dem Papste vorbehalten, und folglich könne der Bischof es lösen. In diesem Sinne schreibt Aertnys (*Theol. moral. tom. I., l. 3, tr. 2, n. 108, qu. 7*): „*Au reservatum sit votum religionis, in qua fiunt vota simplicia tantum? Resp. negat.; quia reservatio, utpote odiosa, stricte interpretanda est; ergo restringenda ad votum religionis in sensu stricto et canonico acceptae. Colligitur quoque ex declar. S. Poenit.*

2. Jan. 1836 (apud Gautrelet, *Traité de l'état relig.* tom. 2, pag. 271.) Caeterum, si quis emittendo votum religionis non intenderit religionem cum votis solemnibus, votum non est reservatum, et vovens satisfacit ingrediendo religionem cum votis simplicibus; vota enim semper in mitiorem partem interpretanda sunt, ut ait S. Alph. n. 224.“ Einige Fälle gleicher Art, in welchen der betreffende Bischof, bezw. dessen Generalvicar dispensierte, sind mir bekannt geworden.

Ferdinand möge sich immerhin von seinem votum ingrediendi religionem dispensieren lassen, obgleich nach dem Urtheile seines jetzigen Beichtvaters wegen eingetretener Besserung Hoffnung vorhanden ist, daß er in einem religiösen Orden das votum castitatis wohl halten würde; denn nach dem Urtheile desselben Beichtvaters ist Ferdinand wegen seiner äußerst reizbaren — und leider von einem unverständigen Vater fortwährend gereizten — Gemüthsart zum klösterlichen Leben nicht recht geeignet. Sein Beichtvater wird jedoch zuerst noch eine Zeit lang zu untersuchen haben, ob er sich bezüglich der Gemüthsart des jungen Mannes nicht täuscht. Vielleicht hängt seine große Erregbarkeit mit seinem Unwillen und Aerger über seine sittliche Entwürdigung (per lapsus carnis frequentissimos) enge zusammen und ist (wie ich in mehreren anderen Fällen beobachtet habe) möglicherweise fast nur eine Folge davon. Solche Folgen heilen sich, wenn die Ursache gehoben bleibt, im Laufe der Zeit wie von selbst. (Auch die äußeren Veranlassungen sind hier mit in Betracht zu ziehen.) Sollte nun, wie ich fast hoffe, auf diesem Wege die Heilung des Pönitenten sich vollziehen, so trete er im Vertrauen auf Gottes weitere Hilfe getrost in einen Orden ein. — Er wünscht die Lösung des Gelübdes, sich von den oben erwähnten geistigen Getränken zu enthalten, nur für den Fall, daß er in der Welt bleiben müßte. Sollte der Eintritt, bezw. die definitive Aufnahme in einen Orden gelingen, so würden die betreffenden Obern die Lösung jenes Gelübdes entweder selbst vornehmen oder höheren Orts dieselbe veranlassen.

Chrenbreitstein.

Rector Bernard Deppe.

XIV. (Vorsicht bei Ausfolgung von Matrikenscheinen.) Pfarrer H. in P. pflegt bei Ausfolgung von Matrikenscheinen äußerst vorsichtig zu sein und kein Document an ihm unbekannte Parteien zu übergeben oder durch die Post zu senden, es sei denn, daß sie sich durch glaubwürdige Zeugen vor ihm sozusagen legitimieren. Diese Handlungsweise scheint zwar, wenigstens für den ersten Augenblick, doch zu rigoros und pedantisch zu sein, ist aber, wie wir zeigen wollen, manchmal äußerst praktisch und empfehlenswert. Zum Beweise hiefür folgende thatsächlich erfolgte Fälle:

1. Pfarrer H. erhält per Post eine Anweisung auf einen Gulden mit der Bitte: „Ersuche, mir ehestens den Taufschein meiner

Freundin Louise Fremd zu senden, da sie mich ersuchte, ihr denselben an ihren derzeitigen Aufenthaltsort in Prag nachzuschicken. Geboren ist dieselbe am 5. Jänner 1877 in dortiger Pfarre. Anna Wichtig, Näherin, Wels, Thurmgaſſe 3.“ Pfarrer H. legt den Gulden beiſeite und ſendet den Tauffchein nicht. Nach einigen Tagen langt eine Correſpondenzkarte ein mit der entſchiedenen Aufforderung, den verlangten Tauffchein ſogleich zu ſenden, da derſelbe dringendſt benöthiget werde. Pfarrer H. ſendet den Tauffchein noch nicht ab. Endlich erſcheint die Perſon ſelbſt, geberdet ſich äußerſt ungehalten und überhäuft den Pfarrer mit Vorwürfen, daß er ſie zu unnöthigen Auslagen und empfindlichem Zeitverluſt gezwungen habe. Pfarrer H. erklärt ihr jedoch in aller Ruhe, er werde ihr auch jetzt noch nicht den verlangten Tauffchein übergeben, wenn es ihr nicht gelinge, ſich irgendwie durch Zeugen zu legitimieren. Da hier ihr Geburtsort ſei, werde ihr dies nicht allzu ſchwer fallen. Die Perſon entfernt ſich, kommt nicht wieder, ſchreibt auch nicht mehr. Was war der Grund? Nachforſchungen haben ergeben: Anna Wichtig, die in unerlaubtem Verhältniſſe unglücklich geworden, kannte von früher her eine Louise Fremd, die ſich zur Zeit als Köchin bei einer vornehmen Herrſchaft in Prag befand. Sie wußte Geburtsort und Datum derſelben. Um nun ihre eigene Schande möglichſt zu verbergen, ſuchte ſie ſich den Tauffchein der Fremd zu verſchaffen, um ihn im Findelhaufe als den ihrigen vorzuweiſen. Nach der Geburt des Kindes, das inſolgedeſſen der Louise Fremd zugeſchrieben und der Heimatsgemeinde derſelben zuſtändig geworden wäre, wollte Anna Wichtig verſchwinden; dann wäre ſie ſelbſt des unliebſamen Kindes los, die eigene Heimatsgemeinde würde nichts erfahren, und das Kind hätte eventuell eine Mutter, die beſſer für daſſelbe ſorgen könnte. — Jedenfalls aber hätte die Gemeinde P. um eine Sorge mehr beſonnen.

II. Pfarrer H. erhält aus Wien ein Schreiben des kurzen Inhaltes: „Ersuche höflichſt, mir poſtwendend per Nachnahme den Tauffchein meines Nutfchers Michael Roſenthal zu ſenden. Achtungsvollſt Samuel Löwenherz, Rentier, Wien II, Kurzegaſſe 27.“ — Pfarrer H. beruft die ihm wohlbekannten Eltern des Michael Roſenthal, theilt ihnen den Inhalt des erwähnten Schreibens mit und drückt ſein Befremden aus, daß ihr Sohn ſich nicht ſelbſt an ihn gewendet habe und daß ihm deſhalb die Sache verdächtig erſcheine. Die Eltern erklären, ihr Sohn habe erſt vor einigen Tagen geſchrieben und nicht das Mindeſte erwähnt, wozu er einen Tauffchein benöthigen könnte. Man ſchreibt dem Sohn und erhält von ihm die Antwort: „Benöthige einen Tauffchein nicht; auch hat mein Herr niemals von mir einen Tauffchein verlangt; ich wüßte auch nicht, wozu ich jetzt deſſen bedürfte. Aber mit meinem Herrn verkehren ſehr häufig drei Burſche, die ungefähr in meinen Jahren ſtehen und zufällig meinen Namen „Roſenthal“ tragen. Sollte ihm vielleicht

mein Tauschein zur Vollführung eines „Geschäftchens“ dienen? . . .“ Unmöglich wäre es nicht.

III. Herumziehende Geschirrhändler werden in der Pfarre P. durch die Geburt eines Kindes überrascht. Der Vater findet einen Pathen für das neugeborene Kind. Man geht zur Taufe. Dasselbst überreicht der Vater behufs Eintragung in das Taufbuch den Tauschein. Richard Held und Clara Friedl scheinen nun in der Matrif als Eltern auf. Was aber war die Wirklichkeit? Der Vater hieß weder Richard Held, noch die Mutter Clara Friedl; auch waren die beiden Kindeseltern nie getraut, sondern der natürliche Vater des Kindes hatte sein Weib in Tirol verlassen und mehrere Jahre nicht mehr gesehen. Die natürliche Mutter des Kindes war ledig und schon das zweite Jahr Concubine des Geschirrhändlers. Diesem war es gar leicht gelungen, sich den Tauschein eines ihm bekannten Ehepaares zu verschaffen, den er bei der Taufe vorlegte. Kam der Schwindel auch an den Tag und fand er auch die gerechte Bestrafung, so bereitete er doch dem Pfarramte und den Behörden die widerlichsten Unannehmlichkeiten und zeitraubende Schreibereien. — Also, Vorsicht schadet wirklich nicht!

Schwertberg. Jos. Hemmelmayr, Pfarr-Administrator.

XV (**Sur absolutio complicitis.**) An die Pönitentiarie wurde folgende Anfrage gestellt: „An incurrat censuras, in absolventes complicem in peccato turpi latas, qui complicem quidem absolvat, sed complicem qui complicitatis peccatum in confessione non declaravit“. Darauf gab die Pönitentiarie unter dem 16. Mai 1877 folgende Antwort: „Privationem iurisdictionis absolvendi complicem in peccato turpi et adnexam excommunicationem, quatenus confessarius illum absolverit, esse in ordine ad ipsum peccatum turpe, in quo idem Confessarius complex fuit. Tenetur nihilominus confessarius sacerdoti, qui hac ratione complicem, non tamen a peccato complicitatis, absolvit, omni studio ob oculos ponere enormitatem delicti sui et abominabilem abusum Sacramenti Poenitentiae . . .“

Da die bekannte Bulle Benedict XIV. Sacramentum Poenitentiae sagt: Interdicimus et prohibemus, ne aliquis confessionem sacramentalem personae complicitis excipere audeat, so ergibt sich, daß auch die bloße Aufnahme der Beicht der persona complex, welche von diesem peccatum complicitatis noch nie gültig absolviert wurde, unter einer schweren Sünde verboten ist. Der Excommunication jedoch verfällt nur jener Priester, welcher diese Person a peccato complicitatis absolvit aut fingit absolvere. Wenn also diese Person zum betreffenden Priester kommt, aber von dieser Sünde nichts sagt und der Priester gibt ihr die Absolution, so mag der Priester schwer sündigen, aber der Excommunication verfällt er nicht. Dies ergibt sich aus der gerade angeführten Entscheidung.

Aber diese Entscheidung der Pönitentiare gab zu neuen Zweifeln Anlaß. Wenn man nämlich diese Entscheidung in weiterem Sinne auslegt, so kann der Priester fast immer mit Leichtigkeit der Excommunication ausweichen; es genügt, daß er die *persona complex* aufmerksam macht und ermahnt, von dieser Sünde zu schweigen — folgt die Person, so wird die Censur vermieden. Aber zu einem solchen Mißbrauch Anlaß zu geben, lag gewiß nicht in der Absicht der heiligen Pönitentie. Deshalb wurden derselben neuestens folgende Fragen unterbreitet:

I. An effugiat censuras in absolventes complicem in re turpi latas confessarius, qui complicem, sed de peccato complicitatis in confessione tacentem, absolvit; quamvis certus sit, complicem non adiasse alium sacerdotem nec ideo fuisse absolutum a peccato complicitatis. Ratio dubitandi videtur esse, quia in tali casu, quamvis peccatum complicitatis non subiiciatur clavibus a poenitente, confessarius tamen non potest absolvere complicem ab aliis peccatis, quin eo ipso indirecte saltem eum absolvat a peccato complicitatis, quod scit non adhuc fuisse clavibus rite subiectum neque ideo remissum.

II. An incurrat censuras, in absolventes complicem in peccato turpi latas, confessarius, qui ad vitandas praefatas censuras induxit directe vel indirecte poenitentem complicem ad non declarandum peccatum turpe cum ipso commissum, et deinde complicem absolvat, sed peccatum complicitatis non declarantem.

Ratio dubitandi est, quia nemini fraus sua patrocinari debet; insuper si talia agendo confessarius censuras praecaveret, iam prohibitio absolvendi complicem sub poena excommunicationis illusoria plerumque videretur.

Directe autem confessarius inducit poenitentem, quando positive et explicite eum praemonet de tacendo peccato complicitatis, quia v. g. illud iam novit et declaratio illius esset inutilis. Indirecte vero inducit, quando confessarius suadere conatur poenitenti, sive quod actio turpis cum ipso commissa non est peccatum sive saltem non tam grave, ut de ipso inquietari debeat; unde poenitens concludit, ipsi licere non declarare tale peccatum et ab eo declarando revera abstinet.

Die heilige Pönitentie gab am 19. Februar 1896 nach reiflicher Ueberlegung und Gutheißung des heiligen Vaters Leo XIII. folgende Entscheidung: Excommunicationem reservatam in Bulla „Sacramentum Poenitentiae“ non effugere confessarios absolventes vel fingentes absolvere eum complicem, qui peccatum quidem complicitatis, a quo nondum est absolutus, non confitetur, sed ideo ita se gerit, quia ad id confessarius poenitentem induxit sive directe sive indirecte.

Bemerkung. Wie der aufmerksame Leser sieht, bezieht sich zunächst die Antwort der Pönitentiarie nur auf die zweite vorgelegte Frage. Es wird durch dieselbe die Entscheidung vom Jahre 1877 in der Weise restringiert, daß der Priester, welcher seinen Complex, der sein noch nicht nachgelassenes *peccatum complicitatis* nicht beichtet, absolviert, dann der Censur nicht entgeht, wenn der Priester selbst direct oder indirect den Pönitenten veranlaßt hatte, die Sünde nicht zu sagen. Ist aber an diesem Schweigen der Priester weder direct noch indirect schuld, so bleibt die Entscheidung von 1877 aufrecht und jener Priester verfällt nicht der Excommunication, qui *complicem quidem absolvat sed complicem, qui complicitatis peccatum in confessione non declaravit*. Dies, so glauben wir weiters schließen zu dürfen, gilt auch dann, wenn der Complex culpabiliter die Sünde verschweigt und der Priester es weiß, es sei ihm diese Sünde noch nie verziehen worden. Der absolvierende Priester wird zwar in diesem Falle schwer sündigen, aber der Censur entgeht er, ausgenommen der Priester selbst hätte direct oder indirect das Nichtbekennen der Sünde veranlaßt. Damit scheint auch die Beantwortung der 1. vorgelegten Frage gegeben, nämlich: *effugere censuras confessionarium, qui complicem, sed de peccato complicitatis in confessione tacentem, absolvit, quamvis certus sit, complicem non adisse alium sacerdotem nec ideo fuisse absolutum a peccato complicitatis*.

Wir sagten, ein solcher Priester sündige schwer. Wenn er nämlich weiß, sein Complex habe noch die betreffende Sünde auf sich, so darf er nicht einmal seine Beicht annehmen, da es ja in der Bulle Benedict XIV. ausdrücklich verboten ist. Weiß der Priester ferner, daß der Pönitent culpabiliter die betreffende Sünde verschweigt, so sündigt er auch dadurch, daß er einem Unwürdigen wissentlich die Losprechung gibt. Endlich kann ein solcher Priester der Frage-Pflicht nicht entsprechen.

Eine andere Frage wäre diese: Gilt die Losprechung eines Priesters, ausgesprochen über einen Complex, welcher das *peccatum complicitatis bona fide* verschweigt? Berardi sagt mit Berufung auf einige Autoren: *Absolutionem hoc in casu valere indirecte*; allerdings seien Andere und zwar Viele entgegen. Wir glauben, daß die Anschauung: *absolutionem hoc in casu valere indirecte*, durch die Entscheidung der Pönitentiarie aus dem Jahre 1877 eine neue Stütze erhalten habe, denn die Worte lauten: *Privationem iurisdictionis absolvendi complicem . . esse in ordine ad ipsum peccatum turpe*. So hätten also doch die Salmaticenses, denen der gelehrte Dr. Annibale und Andere beistimmen, recht, welche lehren, das *peccatum complicitatis* sei in ähnlicher Weise zu betrachten, wie andere reservierte Sünden, so daß allerdings vom betreffenden Priester dieselbe nie (*scil. secluso mortis periculo*) direct, wohl aber manchmal indirect nachgelassen werden kann. Die *Communis sensentia*

ist aber, wir möchten dies ausdrücklich bemerken, entgegen; diese lehrt nämlich: quod Confessario complici quaelibet adimitur iurisdictionio, non solum circa peccatum complicitatis sed etiam circa alia; ita ut, donec poenitens habet in conscientia peccatum illud, eo quod ab alio confessario absolutionem non obtinuerit, Confessarius complex neque directe neque indirecte absolutionem ei dare valide possit. (cf. Berardi Praxis n. 1075). Lehmfuhl (II. n. 936) nennt diese Frage, ob dem Priester jede Jurisdiction über seinen complex genommen sei oder nur quoad peccatum complicitatis eine schwierige und fügt bei: Num haec explicatio (scilicet iurisdictionem confessario quidem esse ademptam quoad peccatum complicitatis, non autem quoad reliqua peccata poenitentis complicitis) satis acuta etiam sit ita probabilis, ut propter Ecclesiam in probabili iurisdictione hypothetice supplementem evadat practice certa, nolim defendere. Immerhin, wie man aus diesen Worten sieht, spricht der gelehrte Moralist der Meinung, non carere talem confessarium iurisdictione in reliquis huius poenitentis peccatis, nicht jede Probabilität ab, sondern nur dafür einzustehen wagt er nicht, daß die Probabilität eine solche sei, daß man sich auch in praxi daran halten könne.

Berardi (l. c.) bespricht den Fall, daß ein Pönitent beim sacerdos complex beichtet und zwar beichtet er auch das peccatum complicitatis, von dem er noch nie durch einen anderen Priester die Losprechung erhalten hat — er beichtet vielleicht jahrelang bei diesem Priester und zwar bona fide. Es ist kein Zweifel, daß der losprechende Priester schwer sündigt und der Excommunication verfällt; aber wie steht es beim Pönitenten? Dürfte man nicht annehmen, daß er, weil bona fide, von den Sünden losgesprochen würde und zwar von den übrigen directe, vom peccatum complicitatis aber indirecte, so daß derselbe, wenn er später darauf kommt, nur die Pflicht hat, das peccatum complicitatis einem anderen Priester zu beichten, ohne die übrigen Sünden respective Beichten wiederholen zu müssen? Dicerem, sagt Berardi, hanc sententiam esse probabilem; attamen in praxi (quum receptarum absolutionum valor dubius remaneat) obligationem confessiones ex integro repetendi remanere. Es mögen also gewiegte Moralisten — denn uns steht dieses nicht zu — untersuchen, ob nicht diese mildere Meinung durch die angeführte Ausdrucksweise der Pönitentiarie eine größere Probabilität erlangt habe.

Geben wir noch (nach Berardi) auf einige Fälle eine kurze Lösung:

1. Wenn der Beichtvater bemerkt, der Pönitent sei sein Complex, aber moralisch sicher ist, derselbe sei bereits von der betreffenden Sünde durch einen anderen Priester absolviert worden, so kann er die Beicht anhören und für den Fall, daß auch der Pönitent diese Sünde nicht mehr erwähnt, die Losprechung geben.

2. Wenn der Pönitent zwar schon durch einen anderen Priester von der betreffenden Sünde losgesprochen wurde, aber dieselbe doch noch einmal mit anderen Sünden seines früheren Lebens bekennt und einschließt, so dürfte nach Ballerini und Anderen, auch in diesem Falle der Priester die Losprechung geben, jedoch wäre es durchaus gerathen, dem Pönitentem Stillschweigen über diese Sünde aufzuerlegen.

3. Wenn der Priester zweifelt, ob der Pönitent complex wohl von einem anderen Priester die Losprechung erhalten habe, so muß er hierüber vor Annahme der Beicht den Pönitentem fragen und er kann seine Beicht nicht annehmen, wenn sich herausstellt, daß er diese Sünde noch auf sich habe.

4. Wenn der Priester im Glauben, der Pönitent habe bereits die Losprechung von einem anderen Priester erhalten und deshalb die Beicht anzuhören begonnen hat, aber wider Erwarten darauf kommt, der Pönitent habe die Sünde noch auf sich, so muß er ihn zu einem anderen Beichtvater schicken; denn er würde durch volle Aufnahme der Beicht einer schweren Sünde, durch Ertheilung oder Fingierung der Losprechung der Excommunication verfallen.

Salzburg.

Dr. Ig. Kieder, Theologie-Professor.

XVI. (Conscientia perplexa). Tullia, eine fromme Jungfrau, beichtet ihrem Herrn Vicar Titus, einem jungen Priester mit einem Dienstjahr, sie habe seit einem halben Jahre an Sonn- und Feiertagen den Gottesdienst versäumt. „Warum?“ fragt Titus. „Mein Vater“, erklärt Tullia, „ist krank und ich getraue mir nicht recht, ihn während des Gottesdienstes allein zu Hause zu lassen“. „Was fehlt Ihrem Vater?“ „Infolge eines Schlaganfalles ist er an beiden Füßen gelähmt.“ „Ist er jetzt, während Sie beichten, auch allein zu Hause?“ „Ja“. „Ist das gleiche der Fall, wenn Sie Ausgänge und Einkäufe machen?“ „Ja“. „Was ist ihm während dieses halben Jahres, wenn er allein zu Hause war, Schlimmes zugestoßen?“ „Nichts“. „Sehen Sie, der sonntägliche Gottesdienst, wenigstens die heilige Messe, dauert kaum länger als Ihre Commissionen, Sie müssen darum in Zukunft alle Sonn- und Feiertage den Gottesdienst besuchen, das ist strenge Pflicht“ u. Tullia verspricht es. Nach drei Wochen kommt sie wieder zur Beichte; leider muß sie sich der gleichen Versäumnis während dieser drei Wochen anklagen. „Sie haben in der letzten Beicht“, beginnt Titus, „doch versprochen, den Gottesdienst zu besuchen, wie?“ „Gewiß! Hochwürden. Ich war auch am ersten Sonntage nach der heiligen Beicht schon entsprechend gekleidet und auf dem Wege zur Kirche, doch hatte mein lieber Vater gar nichts dagegen einzuwenden. Da überkam es mich plötzlich siedend heiß; verschiedene Gedanken und Vorstellungen quälten mich. Wie, wenn mein guter Vater aus dem Bett fällt, hilflos, vielleicht tod auf dem Boden liegt, bis ich zurückkomme; denn meine Einkäufe und Commissionen dauern doch nicht solange als der Gottesdienst; auch

schien er mir recht blaß und angegriffen zu sein! Es wäre zu gräßlich, wenn ich die Mörderin am eigenen Vater wäre. — Daraufhin kehrte ich nachhause zurück und habe es nicht mehr gewagt, den Gottesdienst zu besuchen“. Titus sucht sie über ihre eitlen Einbildungen zu belehren; da ihm dies aber nicht gelingt, verweigert er ihr die Absolution. Frage: 1. Was ist von Tullia zu halten? 2. Hat Titus recht gehandelt?

Ad 1. Tullia hat ein perplexes Gewissen, das ergibt sich zur Evidenz aus der zweiten Beichte; denn sie glaubt schrecklich zu sündigen, wenn sie ihren armen Vater allein läßt, sie klagt sich aber auch der Sünde an, weil sie den Gottesdienst versäumt hat.

Ad 2. Darum ist die Verweigerung der Absolution durch Titus ungerechtfertigt; er hätte die unglückliche Tullia trösten und ihr ganz bestimmt im Namen Gottes erklären sollen, sie möge ganz nach Ermessen handeln, sie sündige nicht, wenn sie den lieben Vater allein lasse, sie sündige aber auch nicht, wenn sie aus Liebe und Rücksicht für den leidenden Vater die heilige Messe und den Gottesdienst versäume.

Zell a. M. (Baden).

Pfarrer L. Löffler.

XVII. (Religiöse Bilder in christlichen Wohnungen.)

Was uns bei einem Besuche im Wohnzimmer unserer Mitmenschen meist zuerst auffällt, das sind namentlich auch die Bilder an den Wänden. Die Wände haben einen Mund und reden eine gar deutliche Sprache: sie sagen uns, ob die Familie fromm, gesittet, ordnungsliebend oder das Gegentheil ist; sie bezeugen, ob die Vaterlandsliebe geweckt wird, ob man Sinn für die Schönheiten der Natur, Wohlgefallen am Treiben der Thiere besitzt. So lassen die Wände die Gesinnung und den Bildungszustand der Menschen erkennen, welche zwischen ihnen wohnen.

Bilder, welche ein religiöses Motiv zum Gegenstande haben, sollen nicht bloß Schmuck, sondern Belebung der christlichen Religionswahrheiten sein. Nach dem hl. Papst Gregor sollen die Bilder sogar die Stelle der Bücher für jene vertreten, die nicht lesen können. Die Kirche sieht in den Bildwerken die Prediger eines höheren Lebens (*erudiri et confirmari populum in articulis fidei. Conc. Trid. Sess. XXV*), des Reiches Christi und schmückt infolge ihres Glaubens an die Gemeinschaft der Heiligen die Wände ihrer Gotteshäuser, die Straßen und Plätze ihrer Städte und Fluren mit den lieblichsten Bildern und Sculpturen. Die religiösen Bilder sind demnach nicht Diener des Luxus, sondern priesterliche Missionäre.

Welch' große Bedeutung und Macht dem Bilde innewohnt, zeigt schon das Verbot desselben im Gesetze Moses und auf der anderen Seite seine Anbetung in der Heidenwelt. Nun kommt die Fülle der Zeit. Gott wird sichtbar, ein Bruder der Menschen, und das Verhältnis der Künste zur wahren Gottesverehrung wird ein anderes. „Das Wort ist Fleisch geworden“ — und wir haben

seine Herrlichkeit — und so ist das herrlichste Bild von Gott selbst in den großen Dom der Erde hineingestellt und eingefügt. Die älteste Kirche hatte deshalb schon Bilder. Ihr Verlangen nach Festhaltung des Bildes des Erlösers und seiner hl. Mutter spricht sich in der Tradition aus, der hl. Lukas habe ihre Züge in einem Bilde aufbewahrt. Wie schwindet so rasch die Furcht vor dem Falle in die Abgötterei, das Verbot, sich ein Bild von Gott zu machen, ja die Vorstellung von dem Unendlichen auch nur soweit zu verkörpern, als dies mit dem flüchtigen Laute seines Namens geschieht. Wie tritt an ihre Stelle die Verehrung der Bilder. Scharen von Märtyrern hat die Begeisterung für die christlichen Bilder während des ein Jahrhundert füllenden Sturmes gegen dieselben in der erstarrenden orientalischen Kirche uns gegeben. Die Bilder waren es wieder, die in der occidentalischen Kirchenspaltung zunächst der Zerstörung verfielen. Die Kirche hielt die Frage von der Bilderverehrung für so bedeutend, daß sie ein ökumenisches Concil zu ihrer Erörterung berief. Sie verzichtet im Nothfalle auf den geheiligten Raum zur Feier ihres Opfers, nicht aber auf das Bild des Erlösers auf dem Altare. Das alles ist offenbar geschehen und geschieht noch, nicht eines wenn auch noch so bedeutsamen Schmuckes wegen, sondern um die Belehrung, Erbauung und den religiös-ethischen Genuß des christlichen Volkes zu fördern.

Wie das religiöse Bild im öffentlichen Leben der Kirche mächtig wirkt, so wird es auch in der Privatwohnung den Beschauer sittlich heben, unwillkürlich ergreifen, zum Guten anleiten und Niemanden kalt lassen. Der Besitzer religiöser Bilder in seiner Wohnung zeigt ein empfindsames Gemüth und Sehnsucht nach edlen Freuden; und je vollkommener die Darstellungen sein müssen, um ihn mit Wonne zu erfüllen, desto vollkommener ist er selbst, desto anheimelnder ist sein Zimmer.

Man kann nicht verlangen, daß jeder gleich ein Kunstkenner sei. Die Landleute haben großes Gefallen an derben Bildern, z. B. der leidende Heiland mit Blut überronnen. Wenn es nur keine Caricatur ist, welche Gebildeten Anstoß erregt! Denn die Concilien bestimmen, daß neben der Tradition der Darstellung auch die Würde derselben zu beachten und alles fernzuhalten sei, was mehr Anlaß zum Lachen geben könnte, als daß es erbaute. Leider benützen gewissenlose Händler, die nicht selten Israeliten sind, die Geschmacksverirrung und die Sucht der Menge nach grellbunten Bildern und verkaufen selbst auf Wallfahrtsorten, ja gerade an diesen Stätten der Andacht am liebsten, die ausgeputzte Pöfelware.

Es ist eine dankbare Aufgabe des Clerus an solchen Orten, aber auch anderswo, derartigen gewissenlosen Verderbern des Geschmacks das Handwerk zu legen, dagegen solche Verleger von Bildern, welche dem Volke für geringen Preis ein wirklich gediegenes Bild bieten, kräftig zu empfehlen. Bei der hohen Stufe der Voll-

endung, welche die verbielfältigenden Künste heutzutage erreicht haben, erhält man hübsche Bilder fast umsonst; auch existieren Vereine, welche es sich zur löblichen Aufgabe gemacht haben, auf die Erzeugung und Verbreitung billiger, guter Bilder, welche einen erhebenden Zimmerschmuck bilden, Einfluß zu üben. Der Rath, welchen ein Priester, der dieser Seite der Volkserziehung seine Aufmerksamkeit schenkt, etwa einer Familienmutter gibt, ein Bild unter den Christbaum, zu der Heiratsausstattung ihrer Tochter u. s. w. zu legen, wirkt jahrelang veredelnd auf alle Beschauer, wenn schon alle anderen Geschenke vielleicht unbeachtet bleiben.

Ebenso kann der Priester gelegentlich eines Besuches in der katholischen Familie auf die Wahl und Anordnung der Bilder an den Wänden einwirken, damit die Wohnung anheimelnd sei. In vielen Wohnungen hängt alles bunt durcheinander, großes und kleines, farbiges und farbloses, hoch und niedrig, eng und weit auseinander; denn vielen Leuten scheint der Sinn für die Schönheit, der sich in der regelmäßigen Vertheilung der Bilder an den Wänden und in der Mannigfaltigkeit der Darstellungen zeigt, abzugehen. In dieser Beziehung wird der Rath des Seelsorgers, mit Klugheit vorgebracht, von den Gläubigen gern angenommen. Das altehrwürdige Weihwasserkesselfchen hänge neben der Thüre, damit es den Ein- und Austretenden zum Kreuzeszeichen einlade. Den Ehrenplatz nehme das Bild des Gekreuzigten ein, Christus sei der Mittelpunkt des christlichen Hauses. Um das Kreuz gruppire sich ein Muttergottes- und ein St. Josefsbild, wenn möglich auch ein Herz-Jesu-Bild. Jesus, Maria und Josef sind die schönsten Vorbilder für Eltern und Kinder. Wenn der Vater zum hl. Josef ausblickt, so wird er sich zur Frömmigkeit und Zufriedenheit, Arbeitsamkeit und Sparsamkeit angetrieben fühlen. Die Mutter wird bei Maria frommen und reinen Sinn, Geduld und Ergebung, Gehorsam und stille Häuslichkeit lernen. Den Kindern aber leuchten alle Tugenden des göttlichen Heilandes, wie Gehorsam und Fleiß, Frömmigkeit und Reinheit, Demuth und Bescheidenheit in die Seele hinein. Noch immer hat sich das Wort, welches das göttliche Herz Jesu zur seligen Maria Margaritta Alacoque gesprochen, bewahrheitet: „Ich werde selbst die Häuser segnen, in denen das Bild meines heiligsten Herzens ausgestellt und verehrt wird: ich werde meinen Verehrern alle Gnaden reichlich geben, welche ihrem Stande nothwendig sind; ich werde alle ihre Unternehmungen mit reichem Segen begleiten; ich werde ihre sichere Zuflucht im Leben, besonders aber in der Todesstunde sein.“

Weil aber Religiosität Hand in Hand mit der Vaterlandsliebe geht, so ist in christlichen Familien neben religiösen Bildern auch das Bildniß des geliebten Landesherrn oder eine rühmenswürdige That des Vaterlandes zu finden, aus denen die Hausbewohner Liebe zum Vaterlande und seinem Herrscher schöpfen.

Religiöse Bilder in christlichen Wohnungen sind zumeist ein Zeichen, daß der fromme, alte, christliche Geist das ganze Familienleben durchdringt und verklärt, der lebendige Glaube alle häuslichen Verhältnisse beherrscht, Friede und Eintracht, Glück und Segen daselbst wohnen. Freude an religiösen Bildern kann als Gottesdienst angesehen werden, durch welchen die Besitzer solcher Bildnisse zum Geistesleben und zu Gott emporgehoben, veredelt und gebildet werden.

Kremsier. Professor Josef Břenek.

XVIII. (Trockenhaltung der Kirchen.) Jedermann sieht auf den ersten Blick ein, daß die Trockenheit der Kirchen sowohl für das Gebäude selbst, als dessen Einrichtung, wie auch für die Kirchenbesucher sehr wünschenswert sei. Wie läßt sie sich erzielen? Neue Kirchen baue man nicht in eine Thalsohle oder gar an ein nahe Gewässer, noch auch zu nahe an den Abhang eines Berges, insbesondere nicht an dessen Nordseite. Wenn thunlich, so werde die Kirche etwas erhoben gestellt; kann sie eine Krypta und Grüste unter dem Fußboden erhalten, so wird sie um so trockener sich halten, zumal wenn man keine Bäume oder Sträucher am Gebäude oder in dessen Nähe duldet, damit Sonne und Luft freien Zutritt haben. Auch ist es vor Grundfeuchtigkeit möglichst zu schützen, indem man dafür sorgt, daß ringsum das Terrain etwas abdache und so das Regen- und Schneewasser vom Fundamente weggeleitet werde. Damit dieses gründlich geschehe, darf es nicht in der Nähe in den Boden sickern, sondern muß durch Wasserläufe, die man auf durchlässigem Boden pflastert, oder durch Cementröhren weiter fortgeleitet werden. Der Rasen soll nicht bis an den Gebäudesockel reichen, weil er der Sitz der Feuchtigkeit ist, sondern es soll ringsherum an ihn eine nach außen etwas abfallende Pflasterung oder doch Beschotterung meterbreit sich anschließen. Durch alle diese Voranstaltungen wird die Grundfeuchtigkeit ferngehalten, die an den Mauern innen und außen erstlich hässliche Flecken erzeugt, dann allmählich auch das Mauerwerk verdirbt, namentlich wenn es aus Ziegeln besteht, und überdies im Innern die Luft verdirbt, so daß Menschen und Utensilien Schaden nehmen.

Dem Eindringen der Feuchtigkeit, dieses Hauptfeindes der Baulichkeiten und der Einsturfsstücke, muß aber auch von oben vorgebeugt werden. Man Sorge daher für ein gut construiertes und solid gedecktes Dachwerk. Bei Anwendung von Ziegeln oder Schindeln als Deckmaterial soll es steil sein, je steiler, desto besser; bei Metallbelag kann es flacher gehalten werden, jedoch an einem gothischen Gebäude soll es stets steil sein. Bei Regenschauer oder Schneegeköber, wie auch nach einem Sturmwinde besichtige man alle Dachräume, ob keine Oeffnung entstanden und Wasser oder Schnee eingedrungen sei, da bei wiederholtem Eindringen das Bund- und Mauerwerk Schaden leiden. Nebendächer sollen immer unter einem Gesimse sich

an die Hauptmauer anschließen, da sonst an dieser Wasser in den kleinen Speicherraum abläuft. An gothischen Kirchen ist ein besonderes Augenmerk den Dächlein der Strebepfeiler zu schenken. Sind hier die Steinfugen ausgewaschen, so müssen sie gut verstrichen werden, da sonst die Feuchtigkeit die ganze Umgebung ergreift und bald an den Gewölbefüßen abscheuliche Flecken sich zeigen werden. Das Kraggesims und sonstige Wasserschläge müssen stark unterkehlt sein, d. h. eine ordentliche Wassernase haben, von welcher das Wasser abtröpfelt und so vom Mauerkörper abgelenkt wird. An manchen Stellen, namentlich wo unterhalb des Hauptdaches wieder ein niedriger stehendes Nebendach ist, sind unter Umständen sogenannte Dachröhren am Plage.

Trotz alledem kommt doch in jede Kirche Feuchtigkeit: durch Thau- und Regenwetter, Ausdünstung der Versammelten, ungünstige Lage älterer Gotteshäuser oder durch längere Vernachlässigung derselben. Der Erzfeind muß aber um jeden Preis, je eher, desto besser, ausgetrieben werden, und das geschieht durch Ventilation. Diese wird für beständig hergehalten durch am Gewölbe angebrachte Luftlöcher und wird mächtig gefördert durch das Offenlassen der Thüren und beweglichen Fensterflügel nach einem Gottesdienste und überhaupt an warmen, trockenen Tagen. Die lang verschlossene Luft verdirbt schon von selbst; in Kirchen wird sie überdies verunreinigt durch Lampenrauch, Kerzenqualm und Weihrauch und sozusagen vergiftet durch den Athem so vieler Menschen. Somit muß die Luft öfters gewechselt und erneuert werden. Diese Lüftung ist auch zu empfehlen, so oft der Fußboden mit nassem Sägemehl gereinigt wird. Vernünftiger Lüftung, d. h. an trockenen Tagen, bedürfen auch die Sacristeien, zumal auf der Nordseite gelegene, und sonstige Paramentenkammern, desgleichen die Schränke und Laden derselben; sie müssen bei trockener Luft geöffnet und die Paramente manchmal im Schatten aufgehangen werden, wenn die Sacristei feucht ist.

Steinerkirchen. P. Joh. Geistberger O. S. B. Pfarrv.

XIX. (Ordo sepeliendi parvulos-adultos). In der Pfarre N. starben vor kurzem an einer epidemischen Krankheit zwei Knaben einer angesehenen Familie, der eine im fünften, der andere im neunten Lebensjahre. Sie wurden gleichzeitig begraben, und zwar sub uno nach dem ordo sepeliendi parvulos, in weißer Farbe. Hieran knüpfte sich später eine Debatte, da behauptet wurde, daß der eine Knabe nach dem ordo sep. parvulos, der andere nach dem ordo sep. adultos hätte sollen begraben werden. Andererseits wurde das Vorgehen des Pfarrers eifrigst vertheidigt, und es wurden dafür besonders folgende Gründe angeführt: 1. Der ältere Knabe, der die Schule besuchte, hatte noch nicht die Sacramente der Buße und des Altars empfangen. Nun sei es aber in der dortigen Gegend allgemeine Sitte, solche Kinder nach dem ordo sep. parvulos zu begraben.

2. Hätte der Pfarrer die beiden Leichen vielleicht separat abholen, zum Friedhof begleiten und so den Schmerz der Eltern in tactloser und überflüssiger Weise vermehren sollen?

Zur Klarlegung dieses Falles wollen wir folgende Fragen stellen und beantworten:

1. Wann ist nach kirchlicher Vorschrift der *ordo sep. parvulos*, wann der *ordo sep. adultos* anzuwenden?

2. Ist der nicht erfolgte Empfang der Sacramente der Buße und des Altars ein Grund, von dieser Vorschrift abzugehen?

3. Wie hätte sich der Seelsorger in dem Falle verhalten sollen?

Ad 1. Der *ordo sep. parvulos* ist nur bei jenen getauften Kindern anzuwenden, die vor dem erlangten Vernunftsgebrauche sterben; bei allen anderen der *ordo sep. adultos*. Das ergibt sich sowohl aus dem Wortlaute des Rit. Rom., als auch aus dem Inhalte dieser beiden Begräbnisriten.

Das Rit. Rom. selbst erklärt in seinen Rubriken zum *ordo sep. parvulos*, wie das Wort „*parvuli*“ zu verstehen sei: *Cum igitur infans vel puer baptizatus defunctus fuerit ante usum rationis etc.* „*Parvuli*“ sind also jene Kinder, die den Gebrauch der Vernunft nicht erlangt haben, mithin „*adulti*“ alle jene, welche bereits den Gebrauch der Vernunft haben, mögen sie vollständig erwachsen sein oder nicht. In diesem Sinne kommen die genannten Ausdrücke auch sonst im kirchlichen Sprachgebrauch vor, z. B. *ordo baptismi parvulorum-adultorum*. Der *ordo sep. parvulos* bezieht sich daher auf alle vor, der *ordo sep. adultos* auf alle nach den Unterscheidungs Jahren Verstorbenen.

Dasselbe ergibt sich ganz zweifellos aus dem Inhalte der beiden Begräbnisriten (v. Schüch, *Pastoralth.* § 337). Der *ordo sep. parvulos* hat einen freudigen Charakter. Das zeigt die Auswahl der Psalmen (*Laudate pueri, Domini est terra, Laudate Dominum de coelis*), der Wortlaut der Orationen, in denen nicht für das Kind, sondern für die Hinterbliebenen gebetet wird, damit diese einst derselben Seligkeit theilhaftig werden, das zeigt auch die weiße Farbe, die Farbe der Freude. Dieser Ritus paßt aber offenbar nur für solche, welche die Taufgnade rein und unverfehrt bewahrt haben, welche keiner, auch nicht der geringsten Sünde fähig waren, welche daher unmittelbar zur Anschauung Gottes gelangen. Und das sind offenbar nur jene Kinder, welche vor dem erlangten Vernunftsgebrauche sterben.

Der *ordo sep. adultos* dagegen drückt Trauer über die menschliche Sündhaftigkeit aus, Furcht vor dem göttlichen Gerichte, und wendet sich mit vertrauensvoller Fürbitte zu Gott um Erbarmung und Gnade für den Verstorbenen. Daher die schwarze Farbe, die Psalmen *Miserere* und *De profundis* und die entsprechende Fassung der Orationen. Dieser Begräbnisritus ist daher nicht bloß bei vollständig Erwachsenen anzuwenden, sondern auch bei Kindern, welche über die

Unterscheidungsjahre hinaus sind, welche daher einer Sünde fähig waren, von denen man also nicht ganz bestimmt überzeugt sein kann, daß sie nach ihrem Tode nichts abzubüßen haben, sondern sogleich in die ewige Seligkeit eingehen.

Ex communiter contingentibus nimmt man an, daß der Mensch mit dem vollendeten siebenten Lebensjahre den Gebrauch der Vernunft erlangt. Es hat daher als allgemeine Regel zu gelten, daß alle, welche das siebente Lebensjahr überschritten haben, mit dem *ordo sep. adultos* zu begraben seien. Der Brauch, Kinder auch nach den Unterscheidungsjahren nach dem *ordo sep. parvulos* zu begraben, steht in offenbarem Widerspruch mit der klaren kirchlichen Vorschrift, mit dem Inhalte der Gebetsformulare, und es wird außerdem den betreffenden Kindern ein großes Unrecht zugefügt, da man sie der Fürbitte beraubt, deren sie vielleicht in hohem Grade bedürftig sind. Dieser Brauch ist daher ein Mißbrauch und von den Seelsorgern abzustellen. Schüch I. c.

Von dieser Regel darf auch dann nicht abgegangen werden, wenn das Kind über dieses Alter hinaus seine Unschuld zu bewahren scheint; denn der äußere Schein trügt oft, und außerdem könnte auch bei manchen Erwachsenen dasselbe Argument geltend gemacht werden. S. C. R. 31. August 1872. Andererseits gibt es Kinder, bei denen die Bosheit das Alter suppliert. Solche Fälle werden aber betreffs des Ritus nur dann berücksichtigt, wenn sie notorisch sind. *Perpetuo amentes* über sieben Jahre werden wie Kinder unter sieben Jahren begraben. De Herdt, S. Lit. Praxis, I. III. n. 268.

Ad 2. Die Wahl des Begräbnisritus hängt also in erster Linie und principiell von dem erlangten oder nicht erlangten Vernunftgebrauche ab. Da in unserem Falle der ältere Knabe die Unterscheidungsjahre bereits erreicht hatte, war er unbedingt nach dem *ordo sep. adultos* zu begraben. Der Umstand, daß er außer der Taufe kein anderes Sacrament empfangen hatte, ist keine Entschuldigung für das Vorgehen des Pfarrers, sondern kann im Gegentheil Grund zu einer neuen Anklage gegen denselben sein, wenn nämlich seine Nachlässigkeit oder Unwissenheit daran Schuld war, daß der Knabe ohne Empfang der Sacramente gestorben ist. Denn jeder Mensch, der zwischen Gut und Böse unterscheiden kann, daher einer Sünde fähig ist, kann und soll in Todesgefahr die Sterbesacramente empfangen, wenn auch sonst die erste Beicht und Communion der Kinder für eine spätere Zeit, das neunte und zehnte Lebensjahr verschoben wird. Das geht ganz klar aus den göttlichen und kirchlichen Vorschriften über den Empfang der Sacramente hervor; es wäre auch überflüssig, in einer so bekannten Sache die Autoren zu citieren. Sie alle sprechen sich übereinstimmend dahin aus, daß der Seelsorger eine schwere Sünde begeht, wenn er in Todesgefahr Kindern, welche bereits den Gebrauch der Vernunft haben, die Sacramente der Sterbenden nicht spendet, weil sie früher noch niemals das Sacrament

der Buße oder des Altars empfangen haben, oder weil sie darüber noch keinen vollständigen Unterricht genossen haben.

Es ist daher nicht richtig, zu sagen: Wer die Sacramente der Buße und des Altars nicht empfangen hat, ist nach dem *ordo sep. parvulos* zu begraben, sondern: Wer nicht fähig war diese Sacramente zu empfangen u. Und umgekehrt, wer fähig war, die Sacramente zu empfangen, muß nach *ordo sep. adultos* begraben werden. Da aber diese Fähigkeit von dem Vernunftgebrauche abhängt, können wir die oben gegebene Regel erweitern und sagen: Alle, welche den Gebrauch der Vernunft erlangt haben und infolge dessen die Sacramente der Sterbenden empfangen haben, oder sie wenigstens hätten empfangen können und sollen, sind nach dem *ordo sep. adultos* zu begraben.

Ad 3. — a) Der Seelsorger hätte dem älteren Knaben nach entsprechender Vorbereitung die Sacramente der Sterbenden und die Generalabsolution spenden sollen. Ein vollständiger Beicht- und Communionunterricht ist nicht nothwendig, sondern nur die Kenntniss der Wahrheiten, die *necessitate medii explicita* zu glauben sind. Hierauf hätte er mit ihm so gut als möglich das Gewissen erforschen und besonders für eine gute Disposition sorgen sollen, durch Vorerweckung der Acte der Reue, des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe. Das genügt zum giltigen und würdigen Empfange der sacramentalen Absolution, und mit dieser zum Empfange der letzten Delung. So oft diese beiden Sacramente gespendet werden, soll auch die Generalabsolution ertheilt werden. Wenn das Kind außerdem die Eucharistie von einer gewöhnlichen, materiellen Speise unterscheiden kann und keine Irreverenz zu befürchten ist, soll es auch die Wegzehrung empfangen.

b) Der ältere Knabe war nach dem *ordo sep. adultos*, der jüngere nach dem *ordo sep. parvulos* zu begraben; es waren daher die Einsegnungen im Hause, in der Kirche und am Friedhofe nacheinander vorzunehmen. Es kann aber niemand verlangen, daß jede Leiche einzeln vom Hause zur Kirche und dann zum Friedhofe begleitet werde, denn das hieße den Schmerz der Eltern in tactloser und überflüssiger Weise vermehren. Bei diesen Theilen des Begräbnisritus war eine Wiederholung nicht möglich, sie mußten also nach einem Ritus vorgenommen werden, und zwar nach dem *ordo sep. adultos*. Dieser ist der wichtigere und nothwendigere, und entspricht mehr der Stimmung der Eltern und Anwesenden. Jedenfalls hätte der Seelsorger weniger gefehlt, wenn er beide Kinder, statt nach dem *ordo sep. parvulos*, nach dem *ordo sep. adultos* begraben hätte.

Heiligenkreuz (N.=De.).

Prof. Dr. Lambert Studeny.

Literatur.

A) Neue Werke.

- 1) **Theologia fundamentalis**, auctore Ignatio Ottinger S. J. Tom. I. De revelatione supernaturali. (XXIV. u. 928 S.) broschirt M. 12. — = fl. 7.20. Freiburg. Herder 1897. Preis gebunden in Halbfranz M. 14. — = fl. 8.40.

Eine neue, in großem Stile angelegte Fundamental-Theologie; denn wie auf der Rückseite des Umschlages zu lesen ist, sollen diesen umfangreichen Bande, der sich mit der übernatürlichen Offenbarung im allgemeinen beschäftigt, unverzüglich zwei weitere Bände folgen, der eine mit der Aufschrift: De institutione et veritate perenni Ecclesiae romano-catholicae ut infallibilis Christi revelationis magistrae (De Ecclesia Christi pars I), der letzte unter dem Titel: De exercitatione infallibilitatis Ecclesiae Christi (De Ecclesia Christi pars II).

Dieser erste Band beginnt mit einer allgemeinen Einleitung (Isagoge S. 1—34), die in einer geschichtlichen Uebersicht der bisherigen Leistungen auf dem Gebiete der Fundamental-Theologie ihren Abschluss findet. — Der weitere Inhalt des Bandes zerfällt in zwei Hauptabschnitte von ungleicher Größe. Der erste Abschnitt behandelt unter der Aufschrift: Theoria revelationis zunächst den Begriff und die Möglichkeit der übernatürlichen Offenbarung; dann die Nützlichkeit und die Nothwendigkeit derselben; endlich deren Erkennbarkeit und die Pflicht des Menschen, sich nach ihr umzusehen und dieselbe unter den entsprechenden Bedingungen gläubig aufzunehmen. (S. 37—338). Der zweite Abschnitt bespricht die Thatsächlichkeit der Offenbarung, indem er die verschiedenen Offenbarungs-Stadien, nämlich die Urzeit des Menschengeschlechtes (S. 341—379), die Periode des mosaischen Gesetzes (S. 379—604) und endlich die Zeit des auftretenden Christenthums (S. 605—928) aufmerksam durchgeht. Der Kürze halber müssen wir es uns versagen, die reichgegliederten Unterabtheilungen im einzelnen zu verfolgen; es genüge die einfache Bemerkung, daß die Gesamtüberzicht im Buche selbst vierzehn volle Seiten einnimmt. (p. XI—XXIV).

Der Verfasser hebt in der Vorrede jene Punkte eigens hervor, denen er ganz besondere Aufmerksamkeit widmen wollte. Folgende aus ihnen halten wir für die wichtigsten. 1. Vom Anfang bis zum Ende des ganzen Werkes soll in allen Stücken methodisch und streng logisch vorgegangen werden. 2. Eingangs ist der Stand der Frage überall ganz genau zu bestimmen und dann die Lösung derselben in möglichst bestimmten Begriffen zusammenzufassen. 3. In der Beweisführung soll schrittweise vorgegangen und durchgehends allseitige Stichhaltigkeit, möglichste Reichhaltigkeit und sachentsprechende Uebersichtlichkeit angestrebt werden.

Was versprochen wird, findet der Leser im allgemeinen auch überall geboten. Wir wollen jedoch nicht verschweigen, daß der Vorsatz, bis ins einzelste streng methodisch vorzugehen, den Verfasser gezwungen hat, mitunter Dinge auseinander zu reißen, die sonst innig zusammengehören. So hat beispielsweise die Weissagung Christi über seine zukünftige Auferstehung

nicht im Zusammenhange mit den anderen Weissagungen des Herrn, sondern erst bei Behandlung des Auferstehungswunders ihre Stelle gefunden. — Sollen von den zahlreichen Partien, die unser besonderes Interesse in Anspruch nahmen, einzelne hervorgehoben werden, so nennen wir die eingehende Besprechung der göttlichen Offenbarung in der Urzeit, die noch reichhaltigere Behandlung der mosaischen Offenbarungsperiode, die Abfertigung des Buddhismus und insbesondere die sorgfältige Begriffsbestimmung des Wunders. Hier begegnen wir neben anderem dem Sage: Benedictus XIV. cum aliis pluribus a. S. Thomae sententia eatenus discedit, quatenus docet, etiam mira a bonis angelis vi ipsorum naturali ac propria patrata, quamvis naturae non totius sed visibilis tantum vires excedant, tamen utpote divinae voluntatis signa, vera, minora utique miracula dicenda et habenda esse et in causis beatificationis reapse ut talia admitti. (p. 173.) Mit diesem Sage sind wir der Hauptsache nach einverstanden und wir glauben, daß bei Feststellung des Begriffes „Wunder“ dem angezogenen Gedanken mehr Rechnung getragen werden sollte, als es gemeinhin geschieht. Doch hier ist nicht der Ort, auf diesen Lehrpunkt näher einzugehen.

Wie in der Vorrede bemerkt wird, hat das Werk in erster Linie die Bestimmung, Professoren der Theologie und Religionslehrern an den Mittelschulen als Hilfsmittel zu dienen. Für diesen Zweck ist es ohne Zweifel sehr geeignet; aber auch Studierende der Theologie und Priester, die in ihrem Predigtamte die Apologetik nicht umgehen können, werden es mit großem Nutzen zurathe ziehen.

Brixen.

Domcapitular Dr. Franz Schmid.

- 2) **Theologische Principienlehre.** Lehrbuch der Apologetik von Andreas Schill, Doctor und außerordentlicher Professor der Theologie an der Universität Freiburg i. Br., Paderborn, Ferd. Schöningh 1895, XII. und 512 gr. 8°. Preis M. 5.60 — fl. 3.36, gebunden M. 6.80 — fl. 4.08.

Dieses Lehrbuch bildet einen Bestandtheil der von der Verlagshandlung Schöningh in Paderborn herausgegebenen ersten Reihe der Wissenschaftlichen Handbibliothek theologischer Lehrbücher, und gereicht derselben zur Zier und Empfehlung. Mißlicher Umstände wegen unterblieb eine empfehlende Besprechung des Buches, die dasselbe jedenfalls längst verdient hätte; die Verzögerung ist umso mehr zu bedauern, als der gelehrte Verfasser inzwischen einer tödtlichen Krankheit erlegen. Das Buch soll nach des seligen Verfassers Absicht ein Lehr- und Lernbuch für angehende Theologen sein, das, „wenn es auch nicht gerade eine Lücke ausfüllt, dennoch da und dort nicht unwillkommen sein dürfte“. Er bezeichnet sein Buch als „theologische Principienlehre“ und begründet diese Bezeichnung folgendermaßen: „Der Gegenstand der apologetischen Wissenschaft, der Beweis des Christenthums und der Kirche geht sachlich der übernatürlichen Theologie voran. Das Ergebnis dieses Beweises, die Ueberzeugung von der Göttlichkeit des Christenthums und die Einzigkeit seiner ersten Erscheinungsform in der katholischen Kirche gehört sonach zu den Principien, an welche die übernatürliche Theologie

anknüpft. Das ist aber nicht der einzige Grund. Das Buch bezweckt eine methodische Vorbereitung und Einführung der Theologen in die heilige Wissenschaft. Dann sollen die Erörterungen des 1. Theiles über die natürliche Religion auch die natürliche wissenschaftliche Grundlage herstellen, auf welcher die übernatürliche Theologie sich aufbaut. Im 2. und 3. Theile soll nicht bloß über Offenbarung und Kirche unterrichtet werden, sondern es sollen auch die wichtigsten Grundsätze jener theologischen Erkenntnislehre begründet werden, die den tiefsten Unterschied und den höchsten Vorzug der Theologie von und vor den weltlichen Wissenschaften kundmacht. Dem beginnenden Theologen soll der richtige Pfad aus dem natürlichen Wissensgebiet nach den Geheimnissen Gottes gezeigt werden. Charakter und Zweck entsprechend soll die „theologische Principienlehre“ nicht Untersuchungen, sondern Resultate in Definitionen und Thesen mit ihren auch äußerlich unterscheidbar gemachten Beweisgründen alles in möglichst knapper Form geben.

Die Einleitung umfaßt auf S. 1—31 Begriff, Gegenstand, Inhalt, Ausgang, Ziel, Verhältnis in den übrigen theologischen Wissenschaften, Geschichte und Literatur. Alsdann zerlegt der Verfasser das Ganze in drei Bücher: 1. Buch: religiöse Principienlehre, Theorie der Religion, S. 31—247. 2. Buch: christliche Principienlehre, Theorie der Offenbarung, S. 247—357. 3. Buch: katholische Principienlehre, Theorie der Kirche, S. 357—496.

Das erste Buch zerfällt in vier Capitel: 1. Cap.: Ursprung der Religion (S. 31—69); 2. Cap.: Inhalt der natürlichen Religion, A die Erkenntnis des persönlichen Gottes (kosmologische und psychologische Gottesbeweise (S. 31—137), B religiöse Welterkenntnis (S. 137—151), C Erkenntnis des Menschen (Seite 151—179); 3. Cap.: Der Monismus als Negation der natürlichen Religion (S. 179—211); 4. Cap.: Wesen und Nothwendigkeit der Religion (S. 221—47).

Das zweite Buch zerfällt in zwei Abschnitte. 1. Abschnitt: Von der Offenbarung im allgemeinen (S. 247—293), 2. Abschnitt: Die christliche Offenbarung (S. 293—357), der 1. Abschnitt umfaßt drei Capitel: 1. Cap.: Begriff, Möglichkeit und Nothwendigkeit der Offenbarung (S. 247—267), 2. Cap.: Kriterien der Offenbarung (S. 267—276), 3. Cap.: Die äußeren Kriterien im besonderen (S. 276—293), der 2. Abschnitt ebenfalls drei Capitel. 1. Cap.: Das Christenthum als Thatsache (S. 293—317), das 2. Cap.: Die äußeren Kriterien des Christenthums (S. 317—343), das 3. Cap.: Die inneren Kriterien (S. 343—357).

Das dritte Buch zerfällt in drei Abschnitte. 1. Abschnitt: Die Natur der Kirche (S. 357—424), 2. Abschnitt: Verfassung der Kirche (S. 424—467). 3. Abschnitt: Die Autorität der Kirche (S. 467—496).

Der erste Abschnitt umfaßt vier Capitel. 1. Cap.: Stiftung der Kirche (S. 347—369), 2. Cap.: Wesen der Kirche (S. 369—390), 3. Cap.: Eigenschaften der Kirche (S. 390—403), 4. Cap.: Merkmale der Kirche (S. 403—424). Der zweite Abschnitt drei Capitel. 1. Cap.: Die Hierarchie (S. 424—436), 2. Cap.: Der Primat Petri (S. 436—438), 3. Cap.: Der römische Primat (S. 448—467). Der dritte Abschnitt zwei Capitel. 1. Cap.: Die Glaubensregel (S. 467—483), 2. Cap.: Der römische Papst als Träger der Glaubensregel (S. 483—496).

Möge das Werk auch jetzt noch die Beachtung finden, die es in der That verdient, denn es dürfte in der Reihe der Lehrbücher der Apologetik wohl einen hervorragenden Platz beanspruchen. Der Verfasser hat sich mit demselben ein Denkmal gesetzt großer Gelehrsamkeit und umfassender Belesenheit und ausgezeichnete Lehrbefähigung, die seinen frühen Tod nur um so beklagenswerter erscheinen läßt.

- 3) **Institutiones theologicae de sacramentis Ecclesiae.** Auctore Joanne Bapt. Sasse, S. J. Volumen primum. De sacramentis in genere; de baptismo; de confirmatione; de eucharistia. Friburgi Brisgoviae. Herder. 1897. XVI et 590 p. 8°. Preis M. 8 = 4 fl. 80 fr.

Unter den zahlreichen dogmatischen Werken, welche in der neueren und neuesten Zeit die Sacramentenlehre behandelt haben, verdient das vorliegende wegen seiner besonderen Vorzüge eine unbedingte und rückhaltlose Empfehlung. Das katholische Dogma wird in schlichter und doch edler Sprache mit großer Präcision erklärt, und der Leser weiß sofort, was der aufgestellte in Thesenform eingekleidete Lehrsatz enthält, welche dogmatische Bedeutung und Tragweite ihm zukommt und welche Stellung er im Zusammenhang mit der ganzen katholischen Lehre einnimmt. Die Schriftbeweise werden nicht allein auf Grund der Vulgata, sondern auch unter Berufung auf die Urtexte der heiligen Bücher mit Auswahl, Sorgfalt und kritischer Gründlichkeit geführt. Die zahlreichen Belege aus den Vätern sind nicht lose aneinander gereiht, sondern in übersichtlicher Weise gruppiert und nach ihren verschiedenen Beweismomenten trefflich erläutert und passend verwertet. Endlich werden die theologischen Gründe mit stetem Hinweis auf die großen Theologen der Vorzeit und der Neuerscholastik in einer so lichtvollen und leicht faßlichen Weise vorgebracht, daß man einen klaren Einblick in die Schönheit und Vernunftgemäßheit der Offenbarungslehre gewinnt. Eine solche ausgezeichnete Beweismethode läßt den Leser zugleich den inneren Entwicklungsgang der katholischen Lehre über die Sacramente von ihren ersten Anfängen her bis zu ihrer weitesten Fortbildung erkennen, ein Vorzug, den wohl kein dogmatisches Werk der Neuzeit in so hohem Grade aufzuweisen hat. Zu den Glanzpartien der ganzen Darstellung rechnen wir namentlich die Abhandlungen über die Nothwendigkeit der Taufe, über die Transsubstantiation und über den Begriff des Opfers an sich, sowie über den eigentlichen Charakter des Messopfers. Auch Sachgelehrten wird das treffliche Werk, die Frucht langjähriger Studien, bei Erörterung von Controversfragen die besten Dienste leisten.

Klagenfurt.

Professor P. Heinrich Heggen S. J.

- 4) **Das Reich Gottes im Licht der Parabeln des Herrn,** wie im Hinblick auf Vorbild und Verheißung. Eine exegetisch-apologetische Studie von Dr. Jakob Schäfer, Assistent am bischöflichen Seminar in Mainz. Mainz. Kirchheim 1897. 8°. XVI. 288 S. Preis M. 3.50 = fl. 2.10.

In der Vorrede begründet der Verfasser seine Berechtigung zur exegetisch-apologetischen Erläuterung der bei Matth. c. 13. vom Heiland vortragenen Parabeln vom Reiche Gottes. Erklärungen rein ascetischer Natur, an denen wir keinen Mangel haben, genügen einem tieferen wissenschaftlichen Verständnisse nicht. „Die Commentare zu den Evangelien aber behandeln oft gerade die Parabeln allzu kurz und wenig erschöpfend.“ Die Schrift zerfällt in zwei Theile, von welchen der erste die Entwicklung der Synagoge und die Stiftung der Kirche zum Gegenstand hat, während der

zweite mit dem Titel „Das Reich Gottes in seinem Werden und Wesen, und die großen Merkmale der Kirche“, den Parabeln der angezogenen Stelle gewidmet ist. Die Behandlung dieser Gegenstände ist ungemein ansprechend, indem der Verfasser eine sehr genaue Bekanntschaft mit der gesammten Literatur, der Exegese, mit den heiligen Büchern alten und neuen Testaments, wie mit den großen Exegesen der katholischen Vergangenheit bekundet. Stiftung, Entwicklung, Entartung der Synagoge und Kampf derselben gegen Christus, sowie ihr Untergang nebst der Gründung der Kirche, schildert der Verfasser an der Hand der zuverlässigsten Literatur. Den Kern und Stern des Ganzen bildet die Erklärung der Gleichnisse, deren Bedeutung regelmäßig in den folgenden Rubriken begründet wird: 1. Problem, 2. das Gleichnis, 3. dessen Deutung, 4. theologische Folgerungen, 5. Zusammenfassung und Schluss. Als sehr glücklich möchte ich die Aufstellung des „Problems“ bezeichnen. Zwar ist hier der subjectiven Auffassung ein breites Feld eröffnet. Indes muß man dem geehrten Verfasser einräumen, daß er seine Zeichnungen der Seelenstimmung der Jünger geschickt zu begründen versteht und uns damit ungeahnte Gesichtspunkte für eine tiefere und bedeutendere Erklärung der Parabeln eröffnet. Die reiche Verwendung der Werke der Kirchenväter, welche die Bibel so geistig, aber auch so geistlich auffassten, verleiht der Schrift eine über die Kreise der Fachgelehrten weit hinausgehende Bedeutung. Der Seelsorger, insbesondere der Kanzelredner, findet in ihr eine reiche Mine der kostbarsten Goldförner, die, in der rechten Weise nach den örtlichen Verhältnissen umgemünzt, sicher begierig vom christlichen Volke aufgenommen werden. Die Ausstattung ist schön. Die griechischen Accente könnten genauer sein. Seite 144 steht semaine statt semaine. Die Arbeit ist geeignet, den alten Ruhm des Priesterseminars in Mainz, als erfolgsgekrönter Pflegestätte der theologischen Wissenschaft, mächtig aufrechtzuhalten.

Nachen.

A. Bellesheim, Canonicus.

- 5) **Institutiones theologiae dogmaticae.** Tractatus de Deo uno et trino. Auctore Petro Einig, Theologiae et Philosophiae Doctore, ejusdem s. Theologiae in seminario Trevirensi Professore. Treveris ex officina ad s. Paulinum. 1897. p. VII. et 209. M. 2.80 = 1 fl. 68 fr.

Mit Sehnsucht haben wir die Fortsetzung der Dogmatik Einigs erwartet. Daß Einig auf den Tractat de gratia divina, den wir im I. Heft 1897 der Quartalschrift besprochen haben, den Tractat de Deo uno et trino zunächst folgen ließ, hat für uns nichts Auffallendes. Folgt doch der qualitativen Eigenthümlichkeit der Geistesanlage zumeist die vorherrschende Neigung des Willens. Da nun der Verfasser, wie sein Tractat de gratia divina zum Erstaunen der theologischen Welt kundgemacht hat, in seltenem Maße die dianoëtische Fertigkeit besitzt, die schwierigsten Fragen mit origineller Einfachheit und Klarheit zu behandeln, so erscheint es als naturgemäße Folge seiner individuellen Geistesanlage, daß er gerade die schwierigsten Partien der Dogmatik mit einer gewissen Vorliebe ausgearbeitet und vollendet hat.

Was nun den vorliegenden Tractat im besondern betrifft, so dürfen wir, Gott Dank, das seinem Vorgänger gespendete Lob *mutatis mutandis* uneingeschränkt auf denselben übertragen. Nach Inhalt und Form steht dieser jenem ebenbürtig zur Seite. Auch dieser zweite Band zeigt in scharfer und schöner Prägung den Charakter eines den Bedürfnissen der Gegenwart angepaßten, aus sachmännischer Praxis hervorgegangenen, an logischer und didactischer Technik vorzüglichen Lehrbuches der römisch-katholischen Dogmatik.

Mit Rücksicht auf den Inhalt könnte man das nette, sauber und schön gedruckte Werkchen mit einer kleinen Kapelle vergleichen, darinnen die Gottheit wohnt, — unnahbar und geheimnißvoll in dem auf neun Thesen wie auf ebenso vielen Pfeilern ruhenden Chörchen, welches dem Geheimniß der Geheimnisse des inneren göttlichen Lebens geweiht ist, während der auf die absolute Gottheit bezügliche erste Theil auf drei Grundpfeilern (de *existentia Dei*) und 20 Säulen steht, in denen die Eigenschaften Gottes, insbesondere sein Erkennen und sein Wollen zur Darstellung kommen. Wohl haben andere Gottesgelehrte größere, weitere und höhere Tempel dieser Art errichtet, aber fester, schöner, kunstvoller haben selbst die größten Meister nicht gebaut. Ja der allergrößten Meister charakteristische Vorzüge: Die geniale Klarheit eines hl. Thomas von Aquin, die liebliche Anmuth eines hl. Bonaventura, die speculative Kraft eines Franzelin, die Feinheit der Distinction eines Kleutgen — hat Einig in seinem Werk mit Glück versucht miteinander zu verbinden. Auch seine Bausteine hat unser Architekt mit Kennerblick aus dem besten Material gewählt, so namentlich die Werke des hl. Thomas und des Cardinals Franzelin in reicher Fülle enthalten. Die Argumente *ex ratione theologica* sind in der Regel verbotenus dem hl. Thomas entnommen, die Begriffserklärungen aber lehnen sich in vielen Fällen unverkennbar an die bezüglichen Ausführungen Franzelins an. Durch dieses Verfahren gewann Einigs Tractat mit dem hohen Vorzug der Bescheidenheit eine vertrauenerweckende Garantie für theologisch-wissenschaftliche Correctheit, ohne deshalb an wahrer Freiheit, an Originalität, an seiner individuellen Eigenart etwas zu verlieren. Leider kann man solches Lob nicht allen spenden, welche zum theologischen Schriftstellerthum sich berufen glauben. Und doch ist es verhängnisvoll für die Wissenschaft des Glaubens, die bewährten Bahnen der christlichen Vorzeit zu verlassen und neue Wege zu gehen. *Ex fructibus eorum cognoscetis eos*. Das falsche Princip führt zu absurden Consequenzen. Wer die Schranken der menschlichen Vernunft zu sprengen sich vermißt, wer mit dem winzigen Gefäß seines geschaffenen Geistes das Unendliche erschöpfen, mit seiner natürlichen Erkenntnißkraft in die Tiefe der Geheimnisse des innergöttlichen Lebens hineinschauen zu können¹⁾ wähnt, der leidet zum mindesten an extremer Selbstüberhebung, indem er sich als *suprarationale* Intelligenz geriert, wenn man nicht etwa sein Gebaren als unbewußte Gotteslästerung

¹⁾ Cfr. Matth. XI, 27; Joann. I, 18; VI, 46; I. Cor. II, 11; I. Tim. VI, 16; I. Joann. IV, 12.

bezeichnen will, insofern es das unendliche göttliche Leben in die Sphäre des Endlichen herabwürdigt. Vergleichen rationalistische Tendenzen, die dem Hochmuth schmeicheln, müssen ganz entschieden bekämpft werden. Man hätte daher wohl auch vom Verfasser trotz seiner Bescheidenheit und Friedensliebe eine schärfere Zurückweisung der von dem Würzburger Professor H. Schell als speculatives Princip supponierten theogonischen Auffassung der göttlichen aseitas erwarten dürfen. Ihre passende Stelle hätte diese Zurückweisung im „Scholion“ zur sechsten These finden sollen. Die Lehre Schells, daß „das Dasein Gottes als die Wirkung einer Willensthat“ zu betrachten sei, das heißt, daß Gott die causa efficiens seiner eigenen Existenz sei, ist allerdings begrifflich ein greifbarer Widerspruch, wie der Verfasser p. 203 in der These über die Suprarationalität des Trinitätsdogmas gelegentlich bemerkt; allein es ist diese Auffassung von der heiligen Schrift sowohl als auch von kirchlichen Lehrentscheidungen ausgeschlossen, zum Beispiel vom Capitel „Damnamus“ des vierten Concils im Lateran, von Exod. III, 14 („Ego sum, qui sum etc).

Sonst haben wir nur einige belanglose Ausstellungen zu machen. Die im Interesse der Kürze allzuweit getriebenen Gräzifizierungen des Stils sind dem Charakter der lateinischen Sprache wenig entsprechend, zum Beispiel wenn es p. 184 heißt: „appropriatio est quorundam attributorum absolutorum vel ad extra operationum de una prae alia persona propter maiorem cum ea affinitatem praedicatio. — Unzulässig scheint uns die auf p. 13 vorkommende Ausdrucksweise: „unde ex his Deus queat concludi esse“. — Der Gebrauch von „ens universalissimum“ (p. 16) im Sinne von ens absolute perfectum oder infinitum ist desgleichen unstatthaft. — Die passive Formel „totam Trinitatem donari“ (p. 189) scheint uns incorrect zu sein. Zwar verweist der Verfasser auf die heiligen Väter, besonders auf die griechischen, allein wir glauben nicht, daß dieselben sich so ausgedrückt haben. Wichtig sagt man: Tota Trinitas se donat, wie man auch sagt: Pater se donat, aber nicht: Pater donatur. (Vergleiche hl. Thom. I. p. 9. 43. a. 4. — Aus ähnlichem Grunde beanständen wir die 31. These, welche folgenden Wortlaut hat: „Divinarum personarum est: 1. circumincessio, 2. aequalitas, 3. appropriatio, 4. missio. Wir stoßen uns an der Connumeration der missio, welche der ersten Person nicht zukommen kann, mit den drei anderen Begriffen, welche allen göttlichen Personen vindicirt werden.

Diese und andere kleine Ausstellungen, die wir zu machen hätten, können übrigens unsere in Sperrdruck hervorgehobene Gesamtnote über die vorzügliche Brauchbarkeit des vorliegenden Lehrbuches nicht beeinträchtigen. Vielmehr wünschen wir von Herzen, daß dasselbe zahlreiche Freunde finde, die es mit Lust und Eifer studieren.

Fulda.

Professor Dr. Arenhold.

6. **Juris canonici compendium.** Seminarii Mediolanensis scholae accomodatum. Auctore Sac. Angelo Nasoni Phil.

s. Theol. J. U. Doctore et Juris can. Prof. Pars I. Mediolani.
Jos. Palma. 1897. pp. 225. fl. 8^o.

Ein recht praktischer Leitfaden zum Unterricht im Kirchenrechte, aufgebaut auf das System Justinians: *personae et res*, ist es, der uns aus Mailand zukommt. Zunächst kommen die Personen als Träger der Jurisdiction in Betracht (*persona gubernativa*) und dann als Träger der Weihegewalt (*persona sanctificativa*). Im ersten Theile wird bündig und gut das Wesentliche angegeben, was nach der dreifachen Gewalt (*potestas legifera, judiciaria et coactiva*) angegeben werden kann, auch das Proceß- und Strafverfahren ist hier einbezogen. Sodann findet jeder Theil seine Behandlung, der sich auf die Weihegewalt und das Weihesacrament bezieht. Daran schließt sich die Behandlung der Personen selbst als Träger der beiden Gewalten in der Gesamtgliederung an und damit ist die erste Section abgeschlossen. Die zweite Section handelt de *personis gubernandis et sanctificandis*, unter welchem Titel die Laiencollegien, die Regularen, die religiösen Congregationen und Institute, die Confraternitäten u. untergebracht werden. Die ganze Anordnung ist praktisch und logisch, die Durchführung genau abgemessen, auf der Höhe des gegenwärtigen Standes der kirchlichen Legislation, und, wie man kaum hinzuzufügen braucht, vollkommen kirchlich. Wir können diese literarische Novität bestens empfehlen.

Linz.

Prof. Dr. Mathias Hiptmair.

- 7) **Die Apostelgeschichte**, übersetzt und erklärt von Dr. Josef Felsen, Professor der Theologie an der Universität in Bonn, Herder 1892. Preis M. 8 = fl. 4.80.

Ob schon bereits vor längerer Zeit erschienen, ist doch vorstehendes Werk noch immer die neueste wissenschaftliche Erklärung der Apostelgeschichte auf katholischer Seite. Dem Commentar geht eine ausführliche Einleitung in das von der neueren protestantischen Kritik vielfach angegriffene Geschichtsbuch des hl. Lukas voraus, in welcher namentlich die Quellenfrage, die geschichtliche Glaubwürdigkeit und die Chronologie der Apostelgeschichte mit besonderer Aufmerksamkeit und Gründlichkeit behandelt werden. Ob die Eintheilung in fünf Theile, statt in zwei, glücklich sei, möchte Referent sehr bezweifeln, da der ganze Stoff, Befehrung der Juden und der Heiden, wie auch die zwei Hauptfiguren des Buches, Petrus und Paulus, mit Nothwendigkeit auf die Zweitheilung führen. Desgleichen dürfte man die Befehrung Pauli doch einige Zeit vor 37 ansetzen, weil man sonst das Apostelconcil zu spät ansetzen oder, was der Verfasser vorzieht, die 14 Jahre in Gal. 2, 1 unnatürlich auf 12 reducieren müßte. In der eigentlichen Erklärung ist ebensowohl dem positiven Charakter der katholischen Exegese, wie den berechtigten Forderungen der Textkritik und geschichtlichen Forschung Rechnung getragen, wenn auch der Historiker manchmal den Erklärer zurückdrängt und Schwankungen in der textlichen Behandlung sich nicht verkennen lassen, indem manchmal in dieser Beziehung zu viel, manchmal etwas zu wenig geschieht. Ich möchte besonders auf 4, 21 (Vulg.), die Construction in 4, 32, *πέρὶ* in 5, 16, das *λέν* in 5, 41 u. a. verweisen, wo man empfindlichere Lücken antrifft. Zu *πολλός* Seite 92 wäre besser Deut. 32, 5 zu vergleichen.

Mit Recht hat Felsen die Worte 9, 12 als Ausspruch Christi und nicht als Notiz des hl. Lukas gefaßt. Seite 124 unten soll es Joh. 11, 38 und Seite 125 A. 2 Luk. 23, 15 heißen. Väterstellen sollten besser gar nie aus Erklärern angeführt werden, wie das mit Basilius Seite 124 A. 1 geschieht. Seite 362 A. 1 ist das „hl.“ bei Clemens III. wohl nur ein lapsus calami. Was die sachliche Seite der Erklärung anbelangt, so erlaubt sich Referent unter vollster Anerkennung ihrer Gediegenheit folgende abweichende Meinungen anzumerken. Das von Petrus versprochene donum Sp. s. (S. 91) ist mit der „Heiligung des Menschen“ nicht erschöpft, sondern besagt die Mittheilung einer ganz eigenen sacramentalen Gnade, welche, allerdings ergänzend, zu jener der Taufe hinzutritt im Sacramente der Firmung. Was ebendort bemerkt wird, daß *χρὶσμα* etwas vorübergehendes bedeute, ist nach I. Tim. 4, 14 nicht ganz richtig, da es dort geradezu die sacramentale Gnade der Ordination bezeichnet. In der Erklärung des Namens Barnabas, wie auch in der Auffassung des Communismus der ersten Christen (S. 95) ist Felsen m. E. ohne Grund von der gewöhnlichen Auffassung abgegangen. Die Benützung englischer Autoren, die namentlich für die geschichtlichen Partien dem Buch sehr zum Vortheil gereicht, hat, wie es scheint, den Autor manchmal zu Annahmen veranlaßt, deren Natürlichkeit nicht immer ihrer Originalität entspricht. So wird es schwerlich allgemeinen Beifall finden, wenn der „Stachel für das Fleisch“ (II. Cor. 12, 7) von einer dauernden Augenkrankheit verstanden wird, die mit der Erblindung vor Damaskus zusammenhieng. Letztere, wie auch ihre plötzliche Heilung, war ein Werk Gottes, aber den „Stachel“ führt Paulus selbst auf einen anderen Factor zurück! Was Felsen aus Blancard ebendort (S. 196) anführt, kann allerdings Referent aus eigener Erfahrung bestätigen, doch genügt das nicht zur Erklärung jener Stelle, die übrigens nicht der Apostelgeschichte angehört. Felsen nimmt nur zwei Reisen Pauli nach Corinth an (S. 364), eine Auffassung, die dem II. Cor. Br. Gewalt anthut und nur mit den künstlichsten Stützen zu halten ist. Auch zu den geschichtlichen Ausführungen, welche die glänzendsten Seiten des Buches bilden (vergl. u. a. die historische Beleuchtung von 12, 17: Petri Romreise) und besonders im zweiten Theile der Apostelgeschichte mit seinen vielen Anklängen an die Prosafgeschichte hervortreten, mögen einige Hinweise hier am Plage sein. Seite 345 A. 1 findet es Felsen auffallend, daß die Juden in der römischen Colonie Corinth sich mit Uebergehung der Duumviren gleich an den Statthalter wenden, und meint, sie hätten vielleicht bei jenen Beamten schon vergebens gegen Paulus geklagt oder auch in Gallio einen gefügigeren Richter gesehen. Die erste Annahme wird aber durch das Schweigen des Lukas, die letztere gerade durch den menschenfreundlichen Charakter des Gallio ausgeschlossen. Die richtige Erklärung dürfte die sein, daß einmal die wirklich ganz autonomen Städte nicht selten wegen Geschäftsvortheile auf die Gerichtsbarkeit verzichteten und Convente in ihrem Bereiche durch die Römer abhalten ließen (vergl. Marquardt. Röm. Staatevw. I. 80.), und daß zweitens jene Städte, die das volle Recht der Coloniestädte, also mit dem *jus italicum* und der *immunitas* auch die *libertas* auf dem Papier besaßen, dennoch factisch nur selten dieses letztere Recht der Freiheit

oder die Autonomie auf dem Gebiete der Jurisdiction ausüben durften; dasselbe war vielmehr häufig auf die städtische Verwaltung beschränkt (vergl. Marqu. S. 90; S. 88 A. 3). Auch ist bei Apg. 18, 12 nicht zu übersehen, daß die Klage, wenigstens im Sinne der Juden, über den Bereich der niederen Gerichtsbarkeit hinausgieng, also schon aus diesem Grunde vor den Statthalter gehörte. Nur die Vorverhandlungen durften in solchen Fällen (vergl. Philippi Apg. 16, 19) von den Duumviren in Abwesenheit des Statthalters eingeleitet werden, und es war ihnen nur eine *modica castigatio* gestattet. Seite 367 A. 1 wird die Meinung Mösgens von den Asiarchen im weiteren Sinne, die sich fälschlich auf Strabo c. 649 stützt, nicht entschieden zurückgewiesen. An genannter Stelle ist von wirklichen Asiarchen, „die aus Tralles stets hervorgehen und damit den Glanz dieser Stadt befunden“, die Rede. Auch Seite 369 A. 3 hätte die Annahme von zwei Proconsuln in einer Provinz eine stärkere Zurückweisung verdient. Konnten auch Celer und Aelius faktisch die Herrschaft über Asia haben, so doch nie und nimmer Proconsuln sein! Die schola Tyranni Apostelgeschichte 19, 9 möchte ich lieber als öffentliche Gallerie fassen, die diesen Namen trug, ähnlich wie die schola Octaviae in Rom. Damit wären manche Schwierigkeiten und Fragen beseitigt, die sich sonst an die Behandlung der Stelle knüpfen. Diese wenigen Bemerkungen sollen nur zeigen, wie der vorliegende Commentar nach allen Seiten hin eine Menge von Fragen in den Bereich seiner Untersuchung gezogen hat, welche nicht bloß die Lesung äußerst interessant gestalten, sondern auch für die Apologie vom größten Werte sind. Möchte man von unserer Zeit nicht mehr sagen, was Chrysostomus zu seiner Zeit von dem interessantesten Buche des N. T. sagen mußte: *Multis ignotus est hic liber!* Für eine ebenso gründliche als angenehme Einführung in dasselbe hat der Commentar Dr. Feltens bestens gesorgt.

Einz.

Professor Dr. Philipp Kohout.

- 8) **Die Sonntags-Evangelien**, bearbeitet von Bernhard Deppa, Münster, Theissing. — **Die Fest-Evangelien**, bearbeitet von demselben. 1890. Preis M. 6. — = fl. 3.60.

Die erste der hiemit angezeigten Schriften enthält der Form nach ausgearbeitete Predigten auf alle Sonntage des Kirchenjahres, während der Inhalt, wie der Verfasser sagt, aus Erklärungen der hh. Väter und geschätzter Homileten zusammengestellt ist. Eine derartige Verbindung oder Vermischung bietet immer Schwierigkeiten und Klippen, die auch im vorliegenden Werke nicht in allem vermieden worden sind. Enthalten auch die Erklärungen gar manches recht brauchbare, wie z. B. die schönen Ausführungen auf den ersten Fastensonntag, das am weißen Sonntag über die Beicht gesagte u. s. w., so macht sich doch für den praktischen Gebrauch das Schwanken zwischen Homilie und Exegese störend bemerkbar und drängt insbesondere die große Stilverschiedenheit öfter unangenehm hervor, indem der Leser sich plötzlich von der einfachen Rede eines hl. Vaters zur schwungvollen Höhe französischer Kanzelredner versetzt sieht, deren Namen und Auszüge übrigens nicht immer deutlich angegeben werden. Der Herr Verfasser wollte offenbar die trockene Catenenform umgehen; aber die genaue Quellen-

Angabe hätte sicher gerade einer solchen Schrift größeren Wert verliehen, wie dieselbe auch durch genauere Correctur bei diesbezüglichen Angaben (vgl. bes. S. 123), Vermeidung falscher Namensschreibung und consequenter Citationsweise nur gewonnen hätte. Im einzelnen wären folgende sachliche Ausstellungen zu machen: Die Methode des Verfassers brachte es allerdings mit sich, daß der Leser manches in den Kauf nehmen muß, was den Anforderungen einer strengeren Exegese nicht mehr entspricht, aber Etymologien, wie Philippus „Mund der Lampe“ (S. 224), Capharnaum „Dorf des Kettes“, Thabor „Zutritt des Lichtes“ fordern den Widerspruch doch geradezu heraus. Dasselbe ist auch bei gar manchen Anwendungen und Erklärungen der Fall. So überschreitet es gewiß die Linie des Erlaubten, wenn Seite 41 die Worte: „Er ist gesetzt zum Falle vieler“ vom Falle aus der Sünde, d. h. der Befehlung genommen werden, oder Seite 51 der „ungerechte Richter, der Gott nicht fürchtet“ (Luk. 18, 2), einfach auf Christus bezogen wird! Von dem Täufer heißt es Seite 30: „Er predigte die Taufe der Buße, ertheilte sie aber nicht“. Welche denn sonst? (Vgl. Matth. 3, 11!) Der Speisemeister war nicht immer ein Priester (S. 79). Die Worte Christi: „Opfere — zum Zeugnis für sie“ gehen nicht auf die Priester, die ihres Unglaubens überführt werden sollten, sondern auf das Volk, mit dem der geheilte Aussätzige zu verkehren hatte. Eine Bekanntmachung des Wunders hatte ja der Herr sich ausdrücklich verboten (S. 90). Quarantania liegt nicht jenseits des Jordans und ist nicht 20 Meilen von Jerusalem entfernt (S. 176). Die Bemerkung (S. 97), daß die gewöhnliche Gicht eine Krankheit ohne große Schmerzen sei, dürfte manchen Leidenden zu einem ingrimmigen Lächeln veranlassen. Von dem Sage (l. c.), daß der Hauptmann von Capharnaum ein Römer von Geburt und heidnischer Religion gewesen sei, ist die erste Behauptung unbeweisbar und unwahrscheinlich, die zweite aber sicher unbegründet, obschon man sie öfter findet. Wäre der Mann nicht ein beschchnittener Proselyt gewesen, so hätten die Juden gewiß Jesum nicht gebeten, daß er in sein Haus käme (Luk. 7, 3 vgl. Joh. 18, 28; Apg. 10, 28). Auch der Hauptmann selbst hätte sich nicht bloß auf seine Unwürdigkeit berufen, sondern vor allem auf seinen Charakter als Heiden. Christus stellt also den Juden nicht die Religion, sondern die Abstammung des Mannes entgegen! Seite 105 und 107 wird von „Zähneklappern“ gesprochen, das die Kälte in der Verdammnis bezeichnen soll. Aber die Schrift kennt nur ein „Zähneknirschen“, das der Ausdruck des furchtbarsten Schmerzes ist, in welchem bekanntlich die Zähne übereinander hinfahren und sich ineinander verbeißen. Wie dann die Bewohner von Rußland und Sibirien, Hyrcanien und Scythien mit diesem „Zähneklappern“ in Verbindung gesetzt werden, ist unerfindlich und um mancher anderer schöner Anwendungen willen, die sich im Buche finden, zu bedauern. Ganz unverständlich ist mir die Seite 234 geblieben. Von anderen Versen, die leicht hätten vermieden werden können, wie Seite 29 „Eroberung Roms“ statt „Gründung Roms“ soll hier abgesehen werden. Erwähnt sei noch, daß die Absicht der Juden bei ihrer Gesandtschaft an Johannes doch nicht die gewesen sein kann, schon damals Jesu herabzusetzen,

der ja dazumal noch nicht einmal öffentlich aufgetreten war! (S. 18.) Hätte der von uns geschätzte Herr Verfasser in diesen und anderen Punkten das *ne quid nimis* mehr beachtet, so könnten wir mit einer vollkommeneren Empfehlung schließen.

Im Vorworte zu den Festpredigten hat der Herr Verfasser selbst ohne weiters eingeräumt, daß „die redactionelle Abrundung und sprachliche Darstellung der Homilien manches zu wünschen übrig lasse, weil zum Theilen die nöthige Muße und Gesundheit fehlte“. In diesem Falle hätten aber die mehrere Blätter umfassenden Auszüge in lateinischer, italienischer und französischer Sprache einfach weggelassen werden sollen. Auch die sogenannten „Zusätze“ sind hie und da in einer Verfassung, in der sie dem Leser nur wenig verständlich sein können, mögen sie auch dem Autor manche gute Dienste geleistet haben. Eine Bemerkung, die wohl nur zur Orientierung des Verfassers diente, ist Seite 320 einfach in den Druck herübergenommen worden. Auch in diesem Bande finden sich ungenaue, schiefe oder unrichtige Behauptungen, während der Stil besser abgerundet und dem Zweck des Vortrages mehr angepaßt erscheint als in den Sonntags-Evangelien. Das Wortspiel vom Schwein des Herodes ist bloß im Griechischen verständlich (S. 69). Daß zur Zeit Christi die hochpriesterliche Würde eine jährliche war, ist ungeschichtlich (S. 71). Die Weissagung des Michäas ist viel älter als 500 Jahre (v. Chr.), vgl. S. 78. Unrichtig ist ferner, daß die Juden Christum gleichsam zwischen Tempel und Altar getödtet haben (S. 43). Desgleichen leidet die sonst gedankenreiche Predigt über Matth. 1, 18—21 an exegetischen Gebrechen, die schon aus Alloli hätten behoben werden können. Es fehlt manchmal auch an einem scharfbestimmten Thema, so daß die Rede wie Seite 57 ff. in eine Causerie verläuft, die nirgends recht anzufassen ist. Daß auch hie und da unnöthigerweise Sätze oder Wörter in fremden Sprachen, wie griechisch Seite 83 und hebräisch Seite 86, vorkommen, halten wir dem Charakter der Materiensammlung zugute. Alles in allem glauben wir, daß die vorstehenden Werke nur von geübteren Kanzelrednern auszugsweise benützt werden können.

Dr. Rohout.

- 9) **Die Wunder Jesu** in ihrem inneren Zusammenhange betrachtet von Lorenz Chable, weiland Doctor der Theologie, Priester der Diocese Straßburg. (Straßburger Theologische Studien, II. Bd. 4. Heft). S. XII u. 106. Freiburg, Herder, 1897. Preis M. 2.— = fl. 1.20.

Vorliegende Studie war ihrem wesentlichen Inhalte nach eine Inaugural-Dissertation zur Erlangung des theologischen Doctorats von Seite des Verfassers (1895), der, ehe er seine Erstlingsarbeit für den Druck und die Öffentlichkeit fertigstellen konnte, von einem allzufrühen Tode (1896) hinweggerafft wurde. Ob ihres inneren Wertes und als Gedenkblatt für den hoffnungsvollen Mann wurde die Schrift mit einigen Veränderungen und Ergänzungen von der Redaction oben genannter Zeitschrift veröffentlicht. Sie ist apologetischen Charakters und stellt sich die Aufgabe, zur Widerlegung der modernen Angriffe gegen das Wunder „das Verhältniß der Wunder Jesu zum Christenthum als Verwirklichung des Gottes-

und Messiasreiches darzustellen“ (S. 3) und untersucht zu diesem Zwecke dieselben „nach ihrem inneren Wert, ihrer Stellung zur Person Jesu und seiner Aufgabe als Welterlöser und Gründer des Gottesreiches“ (S. 6). Es werden daher, nach einer kurzen Widerlegung der modernen Einwendungen gegen ihre Geschichtlichkeit, Erkennbarkeit und Möglichkeit im allgemeinen, die Wunder Jesu im einzelnen nach den soeben angegebenen Gesichtspunkten einer eingehenderen Betrachtung unterzogen. Der Verfasser theilt hiezu die Wunder Jesu in vier Classen: 1. in wunderbare Liebeswerke, welche zunächst und ausdrücklich zur Hilfeleistung der leidenden Menschheit gewirkt wurden; 2. in Wunder zur positiven Errichtung des Gottesreiches, bei welchen durch Hebung irdischer Leiden die geistige Heilung vorzugsweise und ausdrücklich beabsichtigt war; 3. in Wunder, welche Jesu Kampf und Sieg über Satan und Tod bedeuten und zur Darstellung bringen: (Teufelsaustreibung und Todtenerweckung); endlich 4. in wunderbare Heilweisagungen, durch welche die Herrschaft der Kirche auf Erden und die siegreiche Ueberwindung aller ihr entgegenstehenden feindlichen Mächte angedeutet und vorausverköndet wurde.

Die Sprache und Darstellung ist recht lebendig und fesselnd; die Untersuchung über Wert, Bedeutung und Zweck der einzelnen Wunder fast durchgehends gründlich und anziehend und führt zu Ergebnissen, denen die Zustimmung nicht versagt werden kann (nur für die Ersäufung der Schweinherde im Lande der Gerasener ließe sich nach unserer Meinung, auch wenn sie vom Standpunkte Jesu aus beurtheilt wird, ein edlerer und Gottes würdigerer Endzweck auffinden als der vom Verfasser angegebene); die Zurückweisung der Einwürfe der Gegner, eines Strauß, Schleiermacher, Rénan, Paulus u. s. w. geschieht mit Geschick und in siegreicher Weise. — Ausstattung schön, Preis ziemlich hoch.

Erfüllt die Schrift auch nicht voll und ganz die Erwartungen, die man nach der Einleitung auf sie setzt, woran der frühzeitige Tod des Verfassers Schuld ist, so bietet sie doch einen sehr wertvollen Beitrag zur Apologetik und zum tieferen Verständnis der Wunder Jesu und kann besonders als Anregung zur weiteren und allseitigen Behandlung desselben Gegenstandes aufs beste empfohlen werden.

St. Florian.

Prof. Dr. Moisl.

10) **Der Hypnotismus.** Eine naturwissenschaftliche Studie von Dr. L. Schütz, Professor der Philosophie am Priesterseminar in Trier. Fulda, Actiendruckerei 1897. 8°; 92 Seiten; Preis: M. 1.20 = fl. —.72.

Das oben angeführte Werk ist, wie schon sein Titel andeutet, eine Studie, und zwar eine gründliche, umfassende Studie, die der Erwerbung und des Ankaufes durch einen jeden Gebildeten wert erscheint; denn dieselbe behandelt einen sehr wichtigen Gegenstand aus der Naturwissenschaft, der bis jetzt noch immer in ein gewisses Dunkel gehüllt ist und den Psychologen, Theologen und überhaupt jedem denkenden Menschen räthselhaft und geheimnisvoll erscheint.

Der gelehrte Verfasser hat sich der nicht leichten Aufgabe unterzogen, aus dem von ungläubigen Forschern und Aerzten aufgespeicherten, vorhandenen Materiale aufgezeichneter Beobachtungen über Experimente mit dem modernen Hypnotismus des Nähern das Wesen des „künstlichen Schlafes“ (das ist der Hypnose) beim Menschen in seinen Ursachen und Wirkungen, in seinen Erscheinungen und Folgen festzustellen, zu erklären, zu beleuchten, objectiv die einzelnen von einem concreten Gesichtspunkte aus beleuchteten hypnotischen Erscheinungen nach den dafür- und dagegen sprechenden Gründen zu würdigen und die angeblich wunderbaren, geheimnißvollen von ungläubigen Aerzten religionsfeindlich ausgelegten Wirkungen der Hypnose auf ihren wahren Wert und Gehalt zu prüfen, um dann zuletzt den Leser und Beurtheiler derselben dahin zu bringen, sich selbst das Urtheil bilden zu können über die Schädlichkeit, Unerlaubtheit und Verwerflichkeit der hypnotischen Experimente für die Menschen.

Der Autor ist dieser seiner ihm gestellten Aufgabe in allen Punkten gerecht geworden; seine Studie verräth gründlichen Fleiß, volle Hingebung an den abgehandelten Gegenstand und ein genaues, mühsames Quellenstudium aus den Schriften von über zwanzig der hervorragendsten und bedeutendsten Hypnotisten, wobei die bei allen in der Studie verzeichneten Thatfachen und Citaten angedeuteten Quellen es dem Leser ermöglichen, sich durch Nachschlagen noch weitere Belehrung aus den angedeuteten Autoren, größeren Werken und Originalabhandlungen zu erhalten.

Das Buch, das aus vier Abschnitten besteht, handelt im ersten Abschnitte über das „Allgemeine des Hypnotismus“, über dessen Namen, über dessen Vorkommen in der alten Zeit, über sein Auftreten in der Neuzeit und Gegenwart.

Der zweite Abschnitt beschäftigt sich in ausführlicher und klarer Weise mit den zutage tretenden Erscheinungen in und nach der Hypnose bei künstlich eingeschlaferten Menschen, und verabsäumt es nicht, zugleich eine genaue Aufzählung und Beschreibung der Mittel und Ursachen zur Erzeugung der Hypnose anzugeben. Darnach gibt es zwar viele Mittel zur Erzeugung der Hypnose, aber alle lassen sich in somatische Manipulationen und Passés) und psychische Mittel (Suggestion oder Eingebung von Vorstellungen des Schlafes) eintheilen, die im letzten Grunde jedoch nur psychisch sind, und sich nur dann als wirksam erweisen, wenn die Suggestion imstande ist, in schneller Weise die Phantasie der Versuchsperson zu überraschen und zu überrumpeln; doch könne die Hypnotisierung einer Person ohne irgend ein Zuthun (S. 11) von ihrer Seite nicht zustande kommen, während andererseits bemerkt wird (S. 5), daß die Frauen in dem Hypnotisieren anderer sich bisher noch mit wenig Glück versucht hätten, weil denselben zunächst die zum Hypnotisieren anderer erforderliche Geduld, Consequenz und das sichere Auftreten abgehe. Da die modernen Hypnotisten sich nicht scheuen, es aufs Bestimmteste auszusprechen, daß „alle Menschen (mit Ausnahme der Geisteskranken) mit verschwindenden Ausnahmen hypnotisierbar und suggestibel seien“, dürfte es nicht uninteressant sein, in einem kurzen Auszuge aus des Verfassers statistischen Belegen anzuführen, bis zu welcher Percenthöhe

die Hypnotisierbarkeit der Menschen nach den wirklich stattgefundenen Beobachtungen geführt hat. Im Absatz II. Pkt. 12 wird hervorgehoben, daß von Kindern im Alter von 7 bis 14 Jahren 55·3%, unter Umständen sogar 70—80% durch Suggestion sich in somnambulen Schlaf versetzen ließen; während von Erwachsenen allein im Durchschnitte 80—96% Personen (Geistesranke ausgenommen) hypnotisierbar sein sollen. Einem schwedischen Arzte gelang es bei 3148 behandelten Personen 97% wirklich in Hypnose zu versetzen! Besonders interessant und anziehend erscheint die Widerlegung der (S. 25/27) angeführten Behauptungen der ungläubigen Hypnotisten und Aerzte, daß die während der Hypnose angeblich durch Suggestion zustande gebrachten Blutauschwitzungen der „künstlich Eingeschläfertem“ gleiche Eigenschaften mit dem „blutenden Stigma“ der Ekstatischen und Stigmatisierten der katholischen Kirche hätten. Jeder gläubige Christ wird die vorgenannte Widerlegung mit Freude begrüßen.

Wenn man die grelle Schilderung der hypnotischen Erscheinungen an den Hypnotisierten und die denselben willkürlich angeschlossenen Behauptungen der ungläubigen oder nichtchristlichen Forscher und Hypnotisireure über die verschiedenen Arten und Wirkungen der Suggestion auf dem vegetativen Gebiete des Menschen, auf dem Gebiete der Bewegung, der Wahrnehmung, der Phantasie, des Gedächtnisses und auf dem geistigen Gebiete der hypnotisierten Menschen wahrnimmt, würde einen schier ängstlich zumuthe werden über das dunkle Wesen und Treiben mit dem Hypnotismus; doch der dritte Abschnitt der Studie verschafft uns wieder Beruhigung dadurch, daß der Autor an der Hand der Eingeständnisse und vieler sich widersprechender Behauptungen der ungläubigen Forscher klar, bündig und gründlich nachweist, daß bei der Erregung der Erscheinungen des Hypnotismus weder übermenschliche, noch auch diabolische Kräfte im Spiele seien; vielmehr in Wirklichkeit alle Merkmale des Hypnotismus etwas Natürliches, sowohl ihrer Substanz, als auch ihrer Ursache nach, an sich tragen, also etwas rein Natürliches sind. — Faßt man jedoch die üblen Folgen, die mit dem hypnotischen Schlafe bei den Versuchspersonen verbunden sind, ins Auge, so wird jeder Leser dieser ausgezeichneten Arbeit sich vollinhaltlich dem Urtheile des Verfassers im vierten Abschnitte seiner gründlichen Studie anschließen, „daß die Anwendung und Verwertung des Hypnotismus, sei es zu ernstern Zwecken, sei es zur Kurzweil und Belustigung, stets für die Versuchspersonen schädlich, vom Standpunkt der reinen Vernunft als etwas Unerlaubtes und Verwerfliches bezeichnet werden muß; weil der Hypnotisierte für die Dauer der Hypnose bei allen seinen Handlungen und auch selbst bei allen seinen Willens-thätigkeiten der angeborenen Freiheit seines Willens beraubt, zum bloßen Instrument des Willens und der Laune des Hypnotisireurs herabsinkt“. Ein solcher Zustand der Versuchsperson ist unmoralisch, ist eine Entmündigung ihrer Persönlichkeit, eine Degradation ihrer Menschenwürde! — Kein Leser und besonders kein Priester wird das besprochene, aufmerksam gelesene Buch unbefriedigt aus der Hand legen. Der Preis per Bl. 1.20 ist ein sehr niedriger.

11) **Compendium der Pastoral und Katechetik.** Von Dr. Anton Skoëdopole. I. Bd. Wien. 1897. Verlag: Carl Fromme. Preis fl. 2.— = M. 3.50.

Dieses Compendium unterscheidet sich von den übrigen Werken über Pastoraltheologie schon äußerlich in zwei Beziehungen, einmal durch sein Format in 18°, welches dem Westentaschen-Format nicht mehr ferne steht, sowie durch seine Eintheilung des Stoffes. Der Herr Verfasser glaubte nämlich von der üblichen Eintheilung des Lehrstoffes nach den drei Aemtern Christi, welche sich wieder in dem Auftrage des Herrn an die Apostel bei Matth. 28, 19 findet, abgehen zu sollen, weil sie „den Anforderungen der Wissenschaft und dem praktischen Charakter dieser theologischen Disciplin nicht recht entspreche“. Er setzt an deren Stelle eine genetische Ordnung nach dem religiösen Entwicklungsgange des Menschen und behandelt daher in diesem ersten Bändchen die heiligen Sacramente der Taufe und Firmung, die Homiletik und Katechetik, weil die *fides implicita* der Taufe durch den religiösen Unterricht zur *fides explicita* werde. Es ist zu bezweifeln, ob durch diese vitale Behandlung der Pastoralthätigkeit ein wesentlicher Vortheil erzielt wird; denn der Herr Verfasser muß selbst schon der Lehre von der heiligen Taufe „ein erstes Buch“ voraussetzen, welches in fünf Artikeln die Grundlagen der kirchlichen Pastoralthätigkeit darstellt. Man sieht nur, daß jede Eintheilung ihre Licht- und Schattenseiten hat. Unhaltlich ist das erwähnte erste Buch zu knapp gehalten und vermag eine allgemeine Liturgik nicht zu ersetzen; denn zum Beispiel die Lehre von der liturgischen Sprache, Musik, Kreuzzeichen u. s. f. blieb ganz unerörtert; sehr ausführlich und zutreffend ist dagegen die Homiletik und Katechetik behandelt, die Führung der Matrikenbücher und die Anleitung der Jugend zum religiösen Leben. Sehr ergiebig sind die in Oesterreich geltenden staatlichen Verordnungen citirt; weniger die kirchlichen Decrete. Mangelhaft erscheint uns die Angabe der Pastoralmittel, indem nur Lehre, Cultus und Disciplin als ordentliche, seelsorgerliche Mittel genannt werden (S. 4); an einer anderen Stelle jedoch (S. 174) wird „auch die Person des Predigers, seine Stellung und Auctorität, sein Verhältnis zu den Zuhörern, sein allgemeiner Gemüthszustand und seine durch außergewöhnliche Ursachen bewirkte Seelenstimmung, selbst seine physische Kraft und seine Stimme“ als entscheidend betrachtet. Für das Formular zum Dreikönigswasser (S. 30) ist mehr als das angeführte Decret vom 11. Juni 1890 jenes vom 6. December 1890 maßgebend. Die Angabe (S. 34), daß nie eine Incensation in Mitte, links, rechts stattfinde, widerspricht wenigstens der Gewohnheit, zum Beispiel bei Incensation der Tumba und des Volkes. Nicht ganz entsprechend dürfte (S. 87) auch die Aeußerung sein, daß am Charfreitag die zwölf Prophezien auf die Taufe allein hinweisen; denn in althristlicher Zeit wurde die Eucharistie und der heiligen Firmung mit der Taufe verbunden und daher finden sich auch Prophezien, welche unschwer auf die Eucharistie und Firmung bezogen werden können. Diese Bedenken mögen nur erwähnt sein, weil sichrlich von diesem Compendium bei seinen übrigen Vorzügen in nicht allzu langer Frist eine zweite Auflage erfolgen wird. In diesem

Falle dürfte auch gerathen sein, den Titel „Pastoral“ in Pastoraltheologie umzuändern.

München.

Dr. Andreas Schmid, Universitäts-Professor.

12) **Jahrbücher der christlichen Kirche unter dem Kaiser Theodosius dem Großen.** Versuch einer Erneuerung der *Annales ecclesiastici* des Baronius für die Jahre 378—395 von Gerhard Kauschen, Dr. der Theologie und Philosophie, Ober- und Religionslehrer am kgl. Gymnasium zu Bonn. gr. 8° (XVIII und 610 Seiten). Freiburg, (Herder) 1897. Preis 12 M. = fl. 7.20.

Seitdem der berühmte italienische Oratorianer Cardinal Cäsar Baronius seine *Annales ecclesiastici* herausgegeben hat, sind drei Jahrhunderte verflossen; der erste Band erschien nämlich 1588, der zwölfte, bis zum Jahr 1198 reichend, im Todesjahr des Cardinals, 1607. Baronius verfaßte dieses Werk, das ihm den Ehrennamen eines Vaters der Kirchengeschichte eintrug, auf Anregung des hl. Philipp Neri und beabsichtigte damit, den Magdeburger Centurien eine von aller Parteilichkeit freie Geschichte der christlichen Kirche entgegenzusetzen. Auf Grund der zuverlässigsten Quellen, namentlich auch unter reicher Benützung der Documente der vaticanischen Bibliothek, berichtet Baronius, was Jahr für Jahr sich innerhalb des Reiches Gottes auf Erden zugetragen hat: welche Kaiser und Päpste regiert, welche Religionsgesetze sie gegeben, welche Concilien stattgefunden, welche Häresien hervorgetreten, welche Kirchenväter und Heilige gewirkt haben etc. Da Baronius mit seiner großartig angelegten Kirchengeschichte zugleich auch einen apologetischen Zweck verfolgte, die allseitige Vertheidigung der katholischen Kirche, sind dem Werke zahlreiche selbständige Abhandlungen beigegeben.

Die Geschichtsforschung ist seitdem nicht brach gelegen, viele und für die Beurtheilung einer historischen Thatfache oft sehr belangreiche neue Funde wurden gemacht, neue Quellen wurden aufgedeckt, eine Fülle von Specialschriften ist seitdem, insbesondere in neuerer Zeit, erschienen. Die Absicht, die Annalen des Baronius mit Rücksicht auf die Ergebnisse einer dreihundertjährigen Forschung „vom Standpunkte modernen Wissens und Könnens aus“ neu zu bearbeiten, ist als eine sehr zeitgemäße und berechtigte zu begreifen. Kauschen bietet in dem oben angezeigten Werke bereits die Neubearbeitung eines Abschnittes von 17 Jahren, der Regierungszeit des Kaisers Theodosius I., und er stellt in Aussicht, wenn ihm Gott die Gesundheit erhält und soweit es seine vielen Berufsarbeiten gestatten, in ähnlicher Weise auch die folgenden Jahre bis zum Untergange des weströmischen Reiches zu bearbeiten.

Weshalb Kauschen gerade diesen Abschnitt zunächst behandelt hat, führt er treffend in folgenden Worten aus: „Die Regierung des älteren Theodosius hat für die geschichtliche Betrachtung ein ganz besonderes Interesse. In diesem Zeitabschnitt wurde der lange Kampf zwischen Heidenthum und Christenthum zum Abschluß gebracht und der Rangstreit zwischen Arianismus und Orthodoxie nach vielen Schwankungen zugunsten der letzteren entschieden. Diese Periode der Geschichte ist auch die klassische Zeit der großen Kirchenväter, in welcher das kirchliche Leben sehr lebendig pulsrte und in einer Fülle von Synoden, Gesetzen und Schriftwerken seinen Ausdruck fand.“

Referent kann nur wünschen, daß der Verfasser instande sein möge, die Aufgabe, die er sich gestellt hat, glücklich zum Abschlusse zu bringen.

Denn seine Arbeit verräth Seite für Seite richtiges Verständnis und vollständige Beherrschung der Quellen. Nach einer kurzen Uebersicht über die unmittelbaren und abgeleiteten Quellen (S. 1 bis 13) folgt die Geschichte der Jahre 378 — 395 (S. 17 bis 466) nach den Rubriken: Die Kaiser, Die römischen Beamten, Religionsgesetze, Culturgesetze (das heißt solche Gesetze, welche entweder eine Reform der Sitten, besonders in christlichem Geiste, bezweckten oder doch für die sittlichen Zustände und das Privatleben charakteristisch sind), Concilien, Kirchenväter, Bischöfe (und Mönche), Häretiker (und Heiden). Von Seite 469 ab bis Seite 574 folgen nicht weniger als 26 Excurse, das heißt historisch-kritische Abhandlungen über einzelne Fragen vorwiegend chronologischer Art, und zwar „solche, bei welchen falsche Auffassungen neuerer Darstellungen zu berichtigen waren“. Den Abschluß bilden sehr ausführliche Register über die Schriften der Kirchenväter und über die Gesetze, welche in den behandelten Zeitraum einschlägig sind, sowie Personen- und Sach-Register.

Das verdienstvolle Werk Kaushens bildet nicht nur eine höchst schätzenswerte Bereicherung der kirchengeschichtlichen Literatur, auch die Profan- und die Culturgeschichte und namentlich auch die Patrologie können aus ihm verschiedene neue Aufschlüsse und manche nützliche Anregung sich erholen. Mögen dem Verfasser alsbald weitere gutgeschulte Kräfte zur Seite treten, um unter seiner Anleitung und nach seinem Beispiele, mit demselben Fleiße, mit derselben Gründlichkeit und Akribie an die Fortsetzung des schönen Planes zu gehen, den Kaushen entworfen und glücklich auszuführen begonnen hat! „Baronius redivivus! — Der Gedanke ist zu großartig, als daß seine Verwirklichung in absehbarer Zeit erhofft werden könnte“; aber auch so großartig, daß seine Verwirklichung von allen Freunden der Wissenschaft ersehnt werden muß.

Bamberg.

Dr. Max Heimbucher, kgl. Lycealprofessor.

13) **Ueber Willensfreiheit und Willensbildung.** Einige Capitel aus der pädagogischen Psychologie. Nebst einem Anhang: Das Gewissen und das Gefühlsvermögen. Von einem praktischen Schulmanne. Köln, 1897. Heinr. Theissing. Preis M. 2. — = fl. 1.20.

Es ist eine erfreuliche Erscheinung, daß man in weiten Kreisen der katholischen Pädagogen wieder zu den bewährten Grundsätzen der Alten zurückkehren will und zu diesem Zwecke die Lehren der christlichen Psychologie auf die Pädagogik anzuwenden bemüht ist. Auch hier hat man ja aus Neuerungssucht die guten Quellen lebendigen Wassers verlassen und sich Cisternen gegraben, die das Wasser nicht halten. Die jetzige Rückkehr ist aber durchaus kein Rückschritt, kein einfaches Zurückgehen, sondern ein Aufbauen und Fortbauen auf dem bewährten, erprobten Alten. Aber freilich müssen zuerst die vergessenen Schätze wieder hervorgeholt werden. Diesem Bestreben verdankt das vorliegende Schriftchen seine Entstehung. Es erschien zuerst als Abhandlung im V. Jahrbuche des Katholischen Lehrerverbandes Deutschlands.

Gut und richtig wird der Begriff der Willensfreiheit entwickelt und die verschiedene Bedeutung des Wortes Freiheit erklärt (Freiheit von äußerem

Zwang, innere Freiheit = Freiheit gegenüber dem Objecte des Strebens, politische Freiheit, sittliche Freiheit = Freiheit des Willens gegenüber der Sinnlichkeit). In der Vertheidigung der Willensfreiheit betont Verfasser nachdrücklich unser Bewußtsein des Anderskönnens bei jeglicher überlegten Handlung. Mit Recht. Doch könnte man vielleicht die Entwicklung der übrigen Beweise und die Widerlegung des Determinismus eingehender und treffender gestalten.

Das Verhältniß des Willens zur Vernunft ist gut, wenngleich noch nicht ganz reif und befriedigend dargestellt. Es ist nicht richtig, daß jeder freie Willensentschluß eine prüfende Ueberlegung der Vernunft, eine solche nämlich, die nur durch den Einfluß des Willens zustande kommt, voraussetze, und daß folglich, wie Verfasser sagt, jener „erste Willensanstoß zur Bethätigung der Vernunft“ eine unwillkürliche Willensregung sei. Sobald etwas auf das Handeln irgendwie Bezügliches dem Geiste vorschwebt, vermag er nach der genaueren Erkenntnis und Beurtheilung desselben frei zu streben und in diesem Sinne die Vernunft in Thätigkeit zu setzen. „In seinem ersten Beginn“ wird gleichwohl dieser Entschluß eine unwillkürliche Regung sein, bestehend in dem Wunsche nach Erkenntnis.

Ueber den Einfluß Gottes auf den Willen erwähnt Verfasser neben der katholischen Lehre auch die Theorien über die Weise desselben. Ueber den Irrthum in seiner Beziehung zur Sünde sagt Verfasser irrtümlich: „Ehe der Wille sich dem Bösen zuneigt, muß er die Vernunft veranlassen, ein falsches Urtheil zu bilden und das Böse als gut oder entschuldbar zu erklären“. Aber sobald der Wille das thut, ist er doch schon dem Bösen zugeneigt? Bei der „Bildung des Willens“ wäre die Darstellung des Willens in seiner Beziehung zu den Willensobjecten sehr nützlich und dankbar. Auch ist hier die Bedeutung fester sittlicher Urtheile und klarer sittlicher Begriffe für die Kräftigung des Willens zu betonen.

In dem Anhang: „Gewissen und Gefühlsvermögen“ wendet sich Verfasser gegen einige Sätze der Abhandlung „Das Gewissen und seine Entwicklung“, von Herrn Dechant Stoff in Kassel, die ebenfalls im V. Jahrbuche des katholischen Lehrerverbandes erschienen ist. Im Grunde wohl mit Recht, doch geht er in einigen Entgegnungen zu weit. Freilich darf das Gewissen nicht auf das Gefühl gestützt werden, aber es wird doch oft vom Gefühl geleitet. In vielen Dingen erhalten Handlungen, deren Natur und Folgen der Verstand (besonders der unermwachsene) nicht kennt, im Urtheile des Gewissens das Prädicatum gut oder böse durch die natürlich-gute Neigung, und diese ist's eben, die sich uns als „Gefühl“ kundgibt. Der Satz, daß das Gewissen autonom sei, ist bei Herrn Dechant Stoff nicht verkehrt, weil er hinzufügt: „insofern es der unmittelbare Ausdruck des göttlichen Willens ist“. Diese Beistützung läßt an die Kant'sche Autonomielehre gar nicht denken. Die Frage, ob Gefühlsvermögen oder nicht, ist zwar nicht unbedeutend, greift aber nur dann in die moralische und pädagogische Praxis ein, wenn man durch die Aufstellung eines Gefühlsvermögens der Wirklichkeit und Herrschaft der Vernunft Eintrag thun will.

pg. 12 muß corrigiert werden: „Das Böse wollen ist weder die Freiheit zc.“.

Die Abhandlung ist für das Gedeihen der christlichen, auf eine gesunde und gläubige Psychologie und katholische Grundsätze gebauten Pädagogik freudig zu begrüßen, und allen, die sich der Erziehung der Jugend widmen, sehr zu empfehlen.

Freising.

Dr. D. Sickenberger, Professor.

14) **Entwurf einer Aesthetik der Natur und Kunst.**

Von Dr. Anton Wirstein. Paderborn, Schöningh, 1896. VIII und 324 Seiten. Preis M. 4.80 = fl. 2.88.

Im vorliegenden Buche haben wir einen trefflichen Wegweiser zur Beurtheilung der Schönheit in Natur und Kunst. Nach einer Einleitung, die den Begriff, die Aufgabe und den Wert der Aesthetik erörtert, behandelt der gelehrte Professor der Philosophie am Mainzer Priesterseminar im ersten Theile „die Schönheit im allgemeinen“, im zweiten „die Schönheit in der Natur“ und im dritten „die Schönheit an den menschlichen Kunstwerken“. Dabei tauchen Fragen auf, welche äußerst schwierig sind, und über welche seit Plato unendlich viel geschrieben worden ist, ohne daß allgemein gültige Resultate erzielt wurden. Aber es werden auch Gegenstände in den Kreis der Betrachtung gezogen, die sehr ins praktische Leben einschlagen und von Künstlern und Kunstfreunden beachtet werden sollten, so die Darstellung des Nackten (vgl. A. Weber, Vorträge, Regensburg 1895, S. 66—72), Theater- vorstellungen u. s. f. Alle diese Erörterungen sind in klarer und angenehmer Sprache vorgetragen, und kein Leser braucht sich vor dem berücktigten „Philosophen-Deutsch“ zu fürchten, das selbst Einfaches verwirrt und durch langathmige Sätze in Dunkel hüllt. Wir wünschen daher dem „Entwurfe“, wie allzu bescheiden der Titel lautet, eine freudige Aufnahme; die gesunden Grundsätze werden den Geist anregen und die eingeflochtenen poetischen Schilderungen das Herz erwärmen. Die zweite Auflage folge bald als „Lehrbuch der Aesthetik“, vermehrt durch ein Register.

Nun gestatte ich mir, einige Bemerkungen einzufügen. Den Satz: „Ein ganz und gar häßliches Wesen gibt es in der Natur nicht und kann es nicht geben“ (S. 52) möchte ich in seiner Bestimmtheit nicht unterschreiben; denn die meisten Menschen halten gewisse Spinnen, Scorpione u. s. f. für häßlich und empfinden sofort einen Abscheu. — Seite 57 heißt es: „Wir müssen annehmen, daß die Erde jetzt nicht schlechter ist, als sie vor dem Sündenfalle gewesen“. Mit diesem „müssen“ lassen sich aber die Worte des heiligen Apostels Paulus (Rom. 8, 19—22) nicht gut vereinigen. Gott läßt vielmehr die Natur-Welt in dem Verhältnisse des Mit-Duldens und Mit-Büßens (B. 22) mit dem Menschen in der weisen und erbarmenden Absicht, um die Schöpfung dereinst auch mit denjenigen wieder zu erhöhen, um welcher willen sie entherrlicht worden (B. 21). Daß ehedem ein Fluch über die Erde und alles, was darauf ist, ergangen sei, beweisen auch in schlagender Weise die Segnungen, welche die heilige Kirche im Namen des Erlösers über Felder, Früchte u. dgl. ausspricht. Seite 68 wird die Meinung geäußert: „Ein Gebäude, in rothem Gestein aufgeführt, macht vielmehr den Eindruck des Soliden, Monumentalen als ein solches, bei dem weißes, gelbliches oder graues Material verwandt wurde“. Auf mich machte der weiße Parthenon, sogar in mittäglicher Sonnenglut, den Eindruck des Monumentalen, und unsere weißlichen Dome, die Marmorpaläste Stiens stehen hinter röthlichen Bauten an monumentaler Wirkung nicht zurück. Und gerade der grüne

Sandstein des Würzburger Schlosses macht dasselbe zum schönsten Monumentalbau fürstlicher Residenzen. — Auf Seite 135 bedurfte der Satz: „Ringsum standen in Form eines Rechtecks Säulen“ (beim griechischen Tempel) einer Einschränkung, man unterscheidet ja auch den Prostylos und Amphiprostylos. Auf Seite 136 werden die drei griechischen Baustyle für bestimmte Gottheiten beansprucht, aber die Denkmale lassen sich in die beliebte Bestimmung nicht einreihen. So waren auf der Akropolis von Athen zwei Tempel der einen Athene geweiht: der schönste dorische (Parthenon) als Festtempel und der schönste ionische („Erichtheion“) als Kultustempel, während in der Stadt der korinthische (und zugleich größte griechische) Tempel dem Zeus Olympios galt. — Seite 224: Zwischen den beiden Namen Ballade und Romanze herrscht allerdings ein immerwährendes Schweben. Ich möchte aber lieber nach dem Inhalte als nach der Form den Unterschied bestimmen. Die Romanze (romantische Erzählung, ursprünglich jede in romanischer Sprache verfaßte Erzählung) nimmt ihren Stoff aus der Romantik. Deswegen nannte Schiller seinen „Kampf mit dem Drachen“ eine Romanze. Auch bedarf die Ballade nicht „der musikalischen Begleitung“. Die poetische Erzählung und die Legende sollten nicht in eine Anmerkung verwiesen sein. — Mißverständlich ist die Stelle (S. 235—6): „In den Dichtungen der Alten bestehen die Chöre aus einer Anzahl von Personen beiderlei Geschlechtes“. Denn beim griechischen Drama spielten in Athen nur Männer und Jünglinge. — Durch Seite 303 könnte der Ungar Vizzt als Deutscher aufgefaßt werden. — Bei der Charakterisierung der Werke Wagners (S. 309) ist die allzu große Ausdehnung (fünf Stunden dauert manchmal eine Aufführung) zu verwerfen. „In der Beschränkung zeigt sich der Meister“.

Regensburg.

Professor Anton Weber.

15) **Die Gesellschaft.** Populäre Abhandlungen von P. Georg Freund C. Ss. R. 1897. Alphonius-Buchhandlung, Münster i. W. (185 Seiten.) Preis M. 1.20 = fl. —.72, geb. M. 2.— = fl. 1.20.

In dem vorliegenden Büchlein bietet der in der katholischen Welt wohlbekannte Verfasser eine populäre Darstellung der wichtigsten Lehren über die Gesellschaft. Das Werkchen enthält folgende 8 Abhandlungen: 1. Ueber die Kirche, wo mit beredten Worten gezeigt wird, daß die Kirche ein Gotteswerk ist; 2. über den Staat: dessen Zweck, verschiedene Entwicklungsformen, und besonders das richtige Verhältnis zwischen Kirche und Staat; die alten und neuen Irrthümer (Staatsomnipotenz und völlige Religionslosigkeit) werden gebührend zurückgewiesen, auch die Schlagwörter „ultramontan“ und „clerical“ gehörig beleuchtet; 3. über die Ehe; es wird dargelegt deren Heiligkeit und Ehrwürdigkeit, Einheit und Unauflöslichkeit, ferner der Weg zu einer wahrhaft glücklichen Ehe durch eine richtige Wahl und Vorbereitung, endlich das kirchliche Urtheil über die Civilehe. Der 4. Aufsatz trägt die Ueberschrift: Der Mann: hier ist ein erhebendes Bild eines echt christlichen Mannes entworfen und anziehend geschildert, wie sich sein religiöser Sinn im häuslichen und öffentlichen Leben zeigt; besonders werden auch recht nützliche Belehrungen ertheilt über das Verhalten der Presse und den Wahlen gegenüber. In ähnlicher Weise handelt der 5. Aufsatz über das Weib; er schildert das Verhalten eines tugendhaften, christlichen Weibes, einer pflichtgetreuen Gattin, Mutter und Hausfrau. Die 6. Abhandlung ist über die Jugend, nämlich über die Wichtigkeit, Gefahren und Pflichten der Jugendzeit; als besondere Zier der Jugend wird hervorgehoben die Bescheidenheit, Ehrerbietigkeit und Gehorsam gegen die Vor-

gefesten; vor allem wird die Keuschheit in erhebenden Worten gepriesen und werden weise Rathschläge gegeben zur Vermeidung der besonderen Gefahren gegen dieselbe; auch dem katholischen Vereinswesen wird hier das Wort geredet. 7. Ueber das Gebet, als des Menschen höchste Würde, heiligste Pflicht und süßesten Trost. 8. Ueber die Arbeit: die verschiedenen Auffassungen: die alt- und neuheidnische Verachtung des Arbeiters, die socialistische Vergötterung der Handarbeit und die Lehre des Christenthums von dem Segen der Arbeit; mit schönen Worten ist dargestellt, wie Christus selber die Arbeit geadelt, wie die Kirche dieselbe geehrt und allezeit geschützt hat, wie nur „das Christenthum die Standes- und Ehrenrettung der Arbeit“. Dies ist der Inhalt des Büchleins. Die Ausführung dieser Lehren ist gut und interessant, fast durchwegs auch allgemein verständlich; die Sprache ist einfach und edel, oft sogar schwungvoll und erhaben, belebt durch anschauliche Gleichnisse und Beispiele, gekräftigt und fest begründet durch passende Worte der heiligen Schrift. In Bezug auf die Sprache sei jedoch gestattet, den Wunsch auszusprechen, daß alle Fremdwörter und fremdartigen Ausdrücke beseitigt werden; für das gewöhnliche Volk dürfen solche nicht da sein, und für Gebildetere brauchen sie nicht da zu sein: also fort damit! Ferner sind auch einige etwas zu schwierige Redefiguren angewendet worden: z. B. die Figur der Ironie und ähnliche werden oft nicht recht verstanden werden; darum müssen in einer Volksschrift solche Redeweisen einfacher gegeben werden. Trotz dieser unbedeutenden Ausstellung ist das Werkchen gewiß geeignet zur Belehrung des Volkes, auch ist es eine gute Fundgrube für öffentliche Vorträge. Es sei recht dringend empfohlen zur allgemeinen Verbreitung!

Salzburg.

Dr. Seb. Pleger, Spitalaplan.

16. **Die griechischen Apologeten der classischen Väterzeit.** Eine mit dem Preis gekrönte Studie von Dr. M. Faulhaber, Präfect im bischöflichen Knabenseminar zu Würzburg. I. Buch. Eusebius von Caesarea. Würzburg, Andr. Göbel, 1896. 8°. XI u. 134 Seiten. Preis M 1.40 = fl. —.84.

Seit einer Reihe von Jahren ist die theologische Facultät der Universität Würzburg bestrebt, in einzelnen Monographien die Geschichte der christlichen Apologie bearbeiten zu lassen. Diesem Plane verdanken nebst vorliegender Schrift noch die Arbeiten von Dr. Greg. Schmitt: Die Apologie der drei ersten Jahrhunderte (Mainz, 1890) und Dr. Ant. Seitz: Die Apologie des Christenthums bei den Griechen des vierten und fünften Jahrhunderts (Würzburg, 1895) ihren Ursprung.

Vorliegende Schrift verdient sowohl in historischer, als auch in praktisch-apologetischer Hinsicht alle Beachtung. In ersterer Beziehung zeigt sie uns in Eusebius einen genialen Mann von eisernem Fleiße, der seine auf bewunderswerter Detailarbeit aufgebauten historischen Forschungsergebnisse mit viel Geist und Geschick in den Dienst der Apologie der wahren Religion stellt. In letzterer Beziehung findet auch der Apologet unserer Tage eine reiche Fülle von noch heute verwendbarem Beweismaterial für die einzelnen Theile seines Studiums.

Wöchte die sehr anziehend und anregend geschriebene Monographie die Aufmerksamkeit recht vieler katholischer Theologen auf die patristischen Studien hinlenken, in denen schon auch die Väterausgaben der Philologen der Wiener Akademie und der protestantischen Berliner Theologen zu edlem Wettstreit begeistern sollten.

Wien.

Msgr. Fischer-Colbrie.

- 17) **Strassburger theologische Studien.** Herausgegeben von Dr. Albert Ehrhard, Professor an der Universität Würzburg, und Dr. Eugen Müller, Professor am Priesterseminar zu Strassburg. II. Band, 3. Heft. Die moderne Moral und ihre Grundprincipien. Kritisch beleuchtet von Dr. C. Didio, Religionslehrer am Gymnasium zu Hagenau i. E. Strassburg, Agentur von B. Herder, 1896. Freiburg im Breisgau, Herder'sche Verlagsbuchhandlung. Gr. 8°. VII u. 103 Seiten. Preis M. 2.— = fl. 1.20.

Vorliegendes Heft behandelt in sechs Capiteln das „sittliche Problem in der Gegenwart“ und die vornehmlichsten modernen Moralsysteme, Eudämonismus oder Utilitarismus, Positivismus und Darwinismus, das System des „Culturfortschrittes“, Kants Ethik, endlich den Pessimismus. Jedes der genannten Systeme wird nach seinen Hauptpunkten charakterisiert und dann vom moral-philosophischen Standpunkte aus gezeigt, dass es mehr oder minder ungeeignet sei, wahre Sittlichkeit dauernd zu begründen. -- Den ungenügenden oder geradezu falschen Moralsystemen nachdrücklich entgegenzutreten, ist sicher ein zeitgemäßes und verdienstliches Unternehmen, und darum die in Rede stehende Arbeit zu begrüßen. Der Herr Verfasser hat seinen Gegenstand mit vieler Sachkenntnis behandelt. Auch die Beurtheilung und Widerlegung der gegnerischen Ansichten ist ganz gut. Die und da, z. B. S. 27, dürfte die Argumentation lichtvoller sein. Viel besser als die mehr abstracten Partien sind jene, in welchen der Herr Verfasser durch concrete Folgerungen aus den Aufstellungen der Gegner ihre Grundsätze als unhaltbar darthut, besonders, wenn er praktische Beispiele bringt. Am meisten scheint das Capitel über den Pessimismus gelungen zu sein. Im allgemeinen ist die gelehrte und fleißige Arbeit empfehlenswert.

Sarajevo.

A. Hatzmann S. J.

- 18) **Ulrich von Cluny.** Ein biographischer Beitrag zur Geschichte der Cluniacenser in Deutschland. Von Dr. phil. Ernst Hauviller. (— Kirchengeschichtliche Studien, herausgegeben von Knöpfler, Schrör, Sedrales, III. Band, 3. Heft.) Münster i. W., Schöningh 1896. VIII, 86 S. 8°. Preis: M. 2.40 = fl. 1.44.

Einem der wichtigsten Förderer der cluniacensischen Klosterreform in Deutschland, dem Prior Ulrich von Zell an der Melie, dem Freunde des Abtes Wilhelm von Hirschan und Verfasser der *Consuetudines Cluniacenses*, der 1020—1093 lebte, ist diese Abhandlung gewidmet. Sie prüft zuvörderst den historischen Wert der beiden (wenigstens zum Theil erhaltenen) Biographien Ulrichs, stellt darnach und mit Hilfe der Quellen, die sonst über die Reformbewegung des ersten Jahrhunderts in den Klöstern Alemanniens zugänglich sind, den Lebenslauf des treulichen Mannes dar und

versucht zum Schluß eine Charakteristik der Schriften und der Wirksamkeit Ulrichs. In diesem letzten Abschnitte scheint mir das Streben nach historischer Objectivität den Verfasser beinahe etwas zu weit geführt zu haben; das Bild, das er von Ulrich entwirft, ist viel zu ungünstig, als daß es ganz richtig sein könnte. Die bedeutende Wirkung, die allenthalben von Ulrich ausgegangen ist, der große Einfluß, den er als Secretär und Berather des gewaltigen Abtes Hugo von Clugny ausübte; sie schienen mir nicht wohl erklärlich, wenn seinem Charakter so viele und gar nicht unwesentliche Mängel angehaftet hätten. Hier wäre ein liebevolleres Entgegenkommen seitens des Verfassers, dessen Schrift im übrigen gern empfohlen sein mag, vielleicht auch sachgemäßer gewesen.

Graz.

Professor Schönbach.

- 19) **Memoiren eines Obscuranten.** Eine Selbstbiographie von Dr. Magnus Zocham, erzbischöflicher geistlicher Rath, Lycealprofessor in Freising. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von P. Magnus Sattler O. S. B., Prior in Andechs. Mit einem Titelporträt und 13 Abbildungen, Rempten. Commissionsverlag der Jos. Kösel'schen Buchhandlung. 1896. 8°. 852 S. Preis: M. 6.50 = fl. 3.90.

Eine inhaltreiche, in einem gemüthlichen, wenn auch etwas weitläufigen Tone geschriebene Selbstbiographie des rühmlich bekannten, einstigen Moralprofessors in Freising, Dr. Magnus Zocham. Mit großer Bescheidenheit schildert der Verfasser seinen Entwicklungsgang und mit seltener Demuth auch seine Untugenden. Besonders gelungen ist die Zeichnung des sogenannten Atermysticismus in Bayern und seiner Anhänger, wie z. B. der beiden Göffler, des Pfarrers Boos u.; auch Zocham wurde dieser Anhängerschaft beschuldigt. Man wird mit Persönlichkeiten bekannt, die in der Kirche Bayerns später eine hervorragende Rolle spielten, wie mit Haneberg, Schegg, Möhler, Görres, Döllinger, Heine, Buchmann und vielen anderen. Auch in pastoreller Beziehung ist das Buch recht instructiv. Zochams seelsorgliche Praxis war mitunter etwas originell und kann nicht immer zur Nachahmung empfohlen werden. Jeder Theologe wird das dicke Buch mit Interesse und Nutzen lesen.

Stift St. Florian.

Dr. Joh. Akerl.

- 20) **Kanzelvorträge.** Ausgewählte Predigten von Josef Kröll, Würzburg. 1872. Stahel. 159 S. Preis M. 2.10 = fl. 1.26.

Die ersten Predigten, welche Kröll als Pfarrer von Michalden herausgab (1872), sind die vorliegenden sechs: Es sind eine auf den Weissen Sonntag, eine auf Allerseelen, eine auf Neujahr, dann folgt eine eucharistische Predigt, den Schluß bilden eine Charfreitags- und eine Herz Jesu-Predigt. Die materiellen und formellen Vorzüge von Krölls Predigten liegen schon in diesem Erstlingswerk zu Tage. Materiell bietet es sehr viel, so daß jeder nach seinem Geschmack auswählen kann, was für seine Person und seine Zuhörer paßt, und formell kann jeder Prediger hier lernen, wie auch er fleißig und emsig sich vorbereiten soll cum labore ut descendat cum honore. Schöne Gedanken und schöne Form sind hier schön vereint.

21) **Marienpredigten** (Mai- und Octoberpredigten). Von J. Naph. Kröll, Frankfurt bei Heil. Preis: M. 6. — = fl. 3.60.

Der Verfasser ist kein gewöhnlicher Prediger, der sich allein mit dem sachlichen Erfolge begnügt. Wie durch alle seine Predigten, so geht auch durch obige ein edler, vornehmer Zug, eine Auffassungsweise, die aus dem Guten stets das Beste auszuwählen und in echt oratorischer Form, voll Kraft, Gleichmaß und Schwung zur Darstellung zu bringen mit Glück bemüht ist. Ist auch der, welcher gerne gewähltere Pfade betritt, oft unverstandener Mißdeutung ausgesetzt, so wird doch kein Verständiger ein Streben unterschätzen, das darauf hinausgeht, die Form und Ausdrucksweise der Erhabenheit des Inhalts möglichst ebenbürtig zu gestalten, ja die Untertrennlichkeit von Inhalt und Form für die Wirkung des Ganzen auf Geist und Gemüth machen ein solches Streben dem Prediger geradezu zur Pflicht. Daß der Verfasser dieser Pflicht sich vollauf bewußt ist, davon geben seine Marienpredigten wiederum ein sprechendes Zeugnis. Die Auswahl der Themata und die Gliederung derselben zeigt neben dem Theologen und Prediger auch den feinfühligsten Aesthetiker, welcher jeden Ausdruck wohl abwägt, um zu einem harmonischen Ganzen zu gelangen, das den Zuhörer, wie aus einem Gusse geformt, tief und bleibend ergreift. Aus diesem Grunde schreiben wir diesen Predigten, wenn auch nur gelesen, eine tiefe Wirkung zu und möchten sie als Familienbuch in jedes christliche Haus, aber auch in eine jede Prediger-Bibliothek wünschen, da ihr unterschiedener Wert für Bildung eines oratorischen Stilgefühls, namentlich angehenden Predigern, nur zu gute kommen kann.

Engelbertus ex Badenia.

22) **Allerhand aus Volk und Land**. 1. Band. **Gucksteinbilder** von Floridus Blüminger. Urfahr-Linz. Presseverein. 244 S. Preis fl. 1. — = M. 1.80, geb. fl. 1.25 = M. 2.20.

Wir haben da Moment-Aufnahmen vor uns, die an Wichert und Chiavacci erinnern und je nach dem sonnigen Stande der Laune das Leben des Volkes in allen Nuancen scharf und bestimmt zeichnen oder doch in deutlichen Contouren wiedergeben. Der begabte Verfasser versteht sich auf die ernstesten wie auf die heiteren Töne und läßt in ein mit dem Volke warm mitfühlendes Herz blicken. Bei der allseitigen Anerkennung, die der Verfasser sowohl in den öffentlichen Blättern, als auch bei gewiegten Schriftstellern selber fand (namentlich sprechen sich Wichner und Hansjakob sehr beifällig aus) dürfen wir hoffen, daß diesem ersten Bändchen bald ein zweites folgen und der Autor sich auch an ausgedehntere Schilderungen wagen werde.

Fußleinsdorf (Ober-Deister.).

Norb. Hanrieder, Pfarrer.

23) **Préface à la vie du Père Hecker** fondateur des „Paulistes“ Américains de l'Abbé Félix Klein Professeur à l'Institut Catholique de Paris.

Die Broschüre in Klein-Octav ist also die Vorrede zur Lebensbeschreibung des P. Hecker, Gründers der amerikanischen Paulisten, verfaßt von P. Elliot von der nämlichen Gesellschaft, frei übersetzt aus dem

Englischen ins Französische, von Victor Lecoffre. Professor l' Abbé Felix Klein hat zur Uebersetzung diese Vorrede geschrieben. Es wird darin die Lebensbeschreibung des P. Hecker skizzirt mit einem Schwunge und einem Feuer, daß der Leser unwillkürlich vom Wunsche gedrängt wird, die Lebensbeschreibung selbst zu lesen, sei es im Originale oder in der Uebersetzung.
Sarajevo. P. Joh. Viertler S. J.

- 24) **Kurze Fastenpredigten über das heilige Sacrament der Buße** in Verbindung mit der Betrachtung von Leidenswerkzeugen des Herrn. Von Konrad Meindl, Stiftsdechant in Reichersberg. Mit oberhirtlicher Druckgenehmigung. Regensburg. Nationale Verlagsanstalt (früher G. J. Manz) 1897. 8^o. 92 S. Preis M. 1.20 = fl. —.72.

Diese Fastenpredigten sind eine Fortsetzung der von demselben Verfasser früher herausgegebenen Betrachtungen über die Leidenswerkzeuge des Herrn. Die gegenwärtige Serie hat den Vortheil, daß sie einen einheitlichen Gegenstand, nämlich das heilige Bußsacrament, zugrunde legt. Für lichtvolle, anschauliche und bündige Darstellung bürgt der Name Meindl.
Sarajevo. P. Fr. X. Hammerl S. J.

- 25) **Das Leiden Christi, eine Tugendsschule.** Acht Fastenpredigten von Alphons Breiter, Pfarrer. Mit oberhirtlicher Genehmigung. Regensburg, New-York und Cincinnati bei Friedrich Pustet. Preis M. 1.20 = fl. —.72.

Der Verfasser ist bestrebt, durch Anleitung zu getreuer Nachahmung der Tugenden des Gekreuzigten den Christen in der heiligen Fastenzeit mit dem leidenden Heilande so innig zu vereinigen, daß jener an Ostern auch an der Glorie des Auferstandenen, welche eine Folge der innigen Vereinigung der göttlichen und menschlichen Natur in Christo ist, geistigerweise theilnehme. Zu diesem Zwecke entwickeln die Predigten in scharfer plastischer Zeichnung, und warmer, fließender Sprache die Bilder der Tugenden der Gottes-, Nächsten- und Selbstliebe, in denen der leidende und sterbende Heiland uns Vorbild geworden ist. Die Predigten sind anziehend und reich an praktischen Folgerungen für das moralische Leben des Einzelnen.

Lauchheim.

Stadtpfarrer Kröll.

- 26) **Frühvorträge über das Leiden Christi** für je sechs Sonntage in der Fastenzeit auf neun Jahre, bearbeitet nach älteren Asceten von W. Lorenz. Mit oberhirtlicher Druckgenehmigung. Regensburg. Druck und Verlag von Friedrich Pustet. 1897. S. 319. Preis M. 2. — = fl. 1.20.

Trotz der fast überreichen Predigtliteratur ist an kurzen und brauchbaren Frühlehren kein Ueberfluß; darum dürfen diese sorgfältig durchgearbeiteten Frühvorträge, welche in neun Cycles von je sechs Predigten das Leiden Christi behandeln, immerhin auf freundliche Aufnahme rechnen. Daß sie von einem in der Seelsorge ergrauten Priester herrühren, gereicht ihnen noch zur besonderen Empfehlung. In der Kulturkampfszeit gehalten, kommt der Schmerz über die Vergewaltigung der Braut Christi oft zum ergreifen-

den Ausdruck; diese Reflexionen sind mit weniger Aenderungen auch dort am Platze, wo man im Zeichen des „schleichenden Culturkampfes“ steht.
Leoben. Dechant A. Stradner.

27) **Das kostbare Blut, der Preis unserer Erlösung.**

Sieben Fastenpredigten von Fr. Schröder, Rector des St. Josefs-Stifts in Sendenhorst. Münster i. W., Alphonfus-Buchhandlung. 1897.
8°. 51 S. Preis 75 Pf. = 45 kr.

Die vorstehend angezeigten Predigten handeln über die Blutvergießungen des Erlösers von seiner tödtlichen Angst im Delgarden an bis zur Durchbohrung seiner Seite und über die Bedeutung jeder einzelnen in Bezug auf unsere Heiligung, Entsündigung und Seligkeit. Die zugrunde liegenden innig frommen und so auch ergreifenden, erhebenden und trostvollen Gedanken sind recht gut zubereitet für die praktische Anwendung. Die Eintheilung und Ausarbeitung der Vorträge entsprechen allen billigen Anforderungen. Da unsere Literatur an guten Predigten (In Betrachtungen hat P. Schneider C. Ss. R. diesen hehren Gegenstand recht eingehend und praktisch behandelt.) über das kostbare Blut nicht reich ist, werden die vorliegenden gewiss eine willkommene Aufnahme finden.

Ehrenbreitstein.

Bernard Deppe.

28) **Der feierliche Gottesdienst in der Charwoche.**

Von Hermann Müller, Repet. am Colleg. Leonin. zu Paderborn. Paderborn 1897. Junfermann. Preis M. 1. — = fl. —.60.

Dieses Charwochenbüchlein bietet sozusagen den Text der liturgischen Gebete vom Palmsonntag bis Charfreitag vollständig. Die deutsche Uebersetzung, welche dem lateinischen Text gegenübergestellt ist, verdient sehr correct und wortgetreu genannt zu werden. Die reichlich beigegebenen Bemerkungen erleichtern ungemein das Verständnis der bedeutungsvollen Ceremonien. Die Anschaffung des gefällig gebundenen und würdig ausgestatteten Büchleins ist sehr zu empfehlen; der Preis von M. 1. — ist äußerst billig.

Witten.

Schulte, Kaplan.

29) **Das Leiden Christi und der verlorene Sohn.**

Sieben Fastenpredigten von P. Vigilius von Meran, Kapuziner. Innsbruck. Fel. Rauch. Ladenpreis fl. —.50 = M. 1. —.

Das wunderschöne Gleichniß vom verlorenen Sohne wird hier in Verbindung mit dem Leiden Christi dargestellt. Der Stoff also ist schön, schön ist auch die Ausführung, die überall den erfahrenen Seelenkenner durchblicken läßt, dem vor allen die praktischen Bedürfnisse am Herzen liegen. Die Sprache ist populär. Gut sind auch die den Ausführungen vorangestellten Skizzen, diese werden auch jenen Predigern willkommen sein, die mehr selbständig arbeiten wollen.

Schwertberg.

Coop. Franz Hiptmair.

30) **Via crucis.** Cum approbatione ecclesiastica. Oeniponte

1897. Typis Societatis Marianae. Seiten 8 in fl. 8°. Preis 4 fr.

= 8 Pf.

Gemeßene Kürze, schönes Latein, herrliche Gedanken, bequemes Format zeichnen diesen in Versen abgefaßten, von einem hochwürdigen Herrn Pfarrer neu herausgegebenen Kreuzweg aus. Wir zweifeln nicht, daß sich derselbe unter Priestern und Theologie=Studierenden zahlreiche Freunde erwirbt.

P. M. H.

- 31) **Kurzgefaßte theoretisch-practische Grammatik der lateinischen Kirchensprache.** Zum Gebrauche für Lehrerseminarien, Klosterschulen, Choralschulen u. dgl., sowie zum Selbstunterricht von Leopold Stoff, Dechant und tgl. Kreisschulinspector in Kassel. Gr. 8^o (XII u. 266 S.). Mainz, 1896, Kirchheim. Preis geheftet M. 2.50 — fl. 1.50, gebunden M. 3. — = fl. 1.80.

Das Buch ist für Anfänger in der lateinischen Sprache geschrieben und will die kirchlichen Texte verständlich machen, ohne auf die Unterschiede zwischen classischer Ausdrucksweise und kirchlichem Sprachgebrauche oder dessen Erklärungsgründe einzugehen. Es wird ohne Zweifel vielen gute Dienste leisten. Zu empfehlen wäre, die Beispiele nur aus den Texten zu wählen, in deren Verständnis das Buch einführen soll, also selbstgemachte Beispiele, wie ancillam non delectat umbra (S. 8) zu vermeiden.

Kied.

Professor Dr. Moïse Hartl.

- 32) **Bibliothek für junge Mädchen** (im Alter von 12 bis 16 Jahren). Herausgegeben unter Mitwirkung bedeutender Jugendschriftsteller von Karl Dummerborn, Rector. 1. Bändchen: Die Waldheimat. Erzählung von Anna Benfey=Schuppe. — 2. Bändchen: Gut verzinst. — Der Berggeist. — Onkel Eduard. Von Redeatis (Marie Pögel). — 3. Bändchen: Elisabeths Leiden und Freuden. Ihren lieben kleinen Freundinnen erzählt von Minna Jacoby. M.=Gladbach, A. Neffarth, Verlagshandlung. Preis pro Bändchen gebunden M. 1.20 = fl. —.72.

In den drei Bändchen haben wir den Anfang eines mit vollster Anerkennung zu begrüßenden Unternehmens vor uns. Man will der Mädchenwelt in gediegenen, sittenreinen und von gläubiger Wärme erfüllten Erzählungsschriften eine Quelle wahrer Gemüthsveredlung eröffnen. Da die Leitung des Unternehmens in den Händen des bewährten Schriftstellers Rector Dummerborn ruht, so darf man sich wohl einen gedeihlichen Fortgang versprechen. Die Verlagshandlung widmet dem Werke, wie Ausstattung und illustrativer Schmuck beweisen, alle Sorgfalt.

Die vorliegenden drei Bändchen sind empfehlenswert, wenn auch ihr Wert verschieden ist. Am besten ist Benfey=Schuppe's Arbeit gelungen, da sie die zur Wachhaltung des Interesses nothwendige Spannung in die Erzählung bringt; Redeatis' Novellchen gehen an, nur klingt uns die Aeußerung (S. 17) eines jungen Mädchens: „Ich verstehe und weiß ja auch, was dazu gehört, sieben hungrige Kindermäuler zu füllen, von der Kleidung gar nicht zu reden“ etwas altklug; dann hätte der Excurs S. 29 über profane moderne und christliche alte Kunst billig fortbleiben können; man nützt den jungen Gemüthern gar nichts, wenn man sie zu laudatores temporis acti macht; einen dankbaren, aber nicht genügend benützten Stoff wähle Jacoby. Welch' herrliche Gelegenheit für eine feinfühligke Frauenseele, in der Umwandlung des kleinen Troglodyten ein Meisterstück der auch für die Jugend schon verständlichen Psychologie der Kindesseele zu

bieten. Statt dessen bietet die Verfasserin eine lose Aneinanderreihung von täglichen Gehehnissen, deren Einfluß auf die Gemüthsumbildung der kleinen Heldin zu wenig innerlich vertieft ist.

Der für die Jugend passende Ton ist übrigens in allen drei Bändchen mit kleinen Ausnahmen gut getroffen, die Sprache einfach und correct, die Ausführung sichtlich sorgfältig.

Hollnack.

Josef Brenner.

- 33) **Die Arche Noah.** Culturhistorischer Roman aus dem neunten Jahrhundert. Von Conrad von Volanden. 8° (396 S.). Mainz, 1897, Kirchheim. Preis M. 3.50 — fl. 2.10.

Wir können vorliegendes Werk des Meisters auf dem Gebiete culturhistorischer Schilderung mit vollem Recht eine herrliche Apologie des Christenthums in der katholischen Kirche nennen; denn die „Arche Noah“, die katholische Kirche, tritt uns hier vor Augen, wie sie im neunten Jahrhundert ihre sociale Aufgabe gegenüber der Armut und der ungerechten Unterdrückung erfüllt; sie nimmt den Verlassenen auf, schützt ihn gegen die Ungerechtigkeit und ist so der wahre Hort der Freiheit. Lebendige Erzählungen wie dramatische Handlung bewirken, daß die geschichtlichen Thatfachen gewissermaßen vor unsern eigenen Augen sich abspielen und das Gemälde, das uns der Verfasser von jener Zeit entwirft, sich tief in uns einprägt. Wir sehen es deutlich, das Christenthum steht himmelhoch über dem deutschen Heidenthum, das man heutzutage so gerne gegen dasselbe auszuspielen beliebt. Die Sammlung der Volanden'schen Romane ist sohin um eine treffliche Nummer bereichert worden.

Einz.

Convictsdirector Fr. Stingeder.

- 34) **Weilchen und Vergißmeinnicht für gute Kinder und fromme Mütter.** Ein Bilderbuch mit Reimen und Gedichten von Julius Pohl. 1. Bdch. Druck und Verlag von F. W. Cordier, Heiligenstadt (Eichsfeld). In farbigem Umschlag gebunden M. 3.— fl. 1.80.

Julius Pohl, der rühmlichst bekannte Verfasser von „Zubelgold“, „Bernsteinperlen“ und „Vaterland und Königshaus“ hat die poetische, entschieden katholische Literatur um ein neues Werk bereichert und bietet für den Weihnachtstisch eine willkommene Gabe. „Weilchen und Vergißmeinnicht“ sind durchdrungen von echt poetischem Geiste, beseelt von warmer Liebe zu den Kindern und getragen von hoher Begeisterung für die liebe Jugend.

In einem Kranze von 63 Gedichten, umrahmt von sehr schönen Bildern, bietet uns der Dichter viel Schönes, Gutes, Lehrreiches, Erheiterndes.

Die Ankündigung „1. Bändchen“ verspricht, daß noch andere nachfolgen werden, die wir mit der größten Freude erwarten.

Mehrerau.

P. Gallus Weiher S. O. C.

- 35) **Fürstenthum Sperbershausen.** Von Philipp Laicus. Mit 15 Original-Illustrationen von Hutter. Verlag von Franz Kirchheim, 1895. Preis broschirt M. 2.40 — fl. 1.44, elegant geb. M. 3.— fl. 1.80.

Ein köstliches Genrebild aus der Kleinstaatserei des vorigen Jahrhunderts. Wer einem Freunde Griesgram ein heiteres Lächeln abnöthigen will, der mache ihm diesen nett illustrierten Novellen-Cyclus zum Präsent. Die einzelnen Gri-

joden sind zu drollig, als daß man ernst bleiben könnte; und doch entbehrt das Büchlein nicht einer ernstlichen Lehre für alle, die zu regieren haben.

Einz.

Heinrich Rechberger.

- 36) **Das Hotel Niorres.** Eine Erzählung nach dem Französischen des Ernst Capendu. Frei bearbeitet von H. v. Veltheim. Mainz. 1897. Kirchheim. Zwei Bände. 8° 415 u. 449 S. Preis M. 6.— = fl. 3.60, gebunden M. 8.— = fl. 4.80.

Eine Erzählung nennt der Verfasser bescheiden den Inhalt vorliegender Bücher, in Wahrheit aber bieten dieselben weit mehr als der Titel vernuthen ließe. Sie enthalten ja ein treues Zeitbild vom Vorabende der großen französischen Revolution. Daß das Colorit in diesem Bilde düster erscheint, ist nicht Schuld des Verfassers. Ihm war es vor allem um die Wahrheit zu thun. Die Revolution wirkt schon ihre schwarzen Schatten voraus, in allen Schichten der Bevölkerung gährt und siedet es wie in einem Hergensessel, die Unzufriedenheit künstlich noch genährt durch die im Lande weit verzweigten Clubs nimmt allenthalben überhand. Mit Meisterschaft sind diese Verhältnisse vom Verfasser gezeichnet. Gleichsam wie zur Illustration der herrschenden Zeitströmung dienen dann eine Reihe von Verbrechen, deren Schauplatz das Haus Niorres ist und die nun ausführlich erzählt werden.

Das Buch ist spannend geschrieben vom Anfange bis zum Ende. Und obwohl es des Abschreckenden soviel enthält und demgegenüber die Lichtseiten nur spärlich vertheilt sind, wird es doch jeder Leser mit Interesse zur Hand nehmen, um es nicht so bald wieder wegzulegen. Doch will uns scheinen, als ob der Verfasser sich bisweilen allzusehr an das französische Original gehalten hätte. Darauf weist schon die große Zahl der Fremdwörter hin. Selbst der Titel liefert uns hierfür einen Beleg. Hotel Niorres! Unwillkürlich denkt man hiebei an Mahlzeiten, köstliche Getränke, an eine trinktgelüsterne Kellnerschar. Hier aber haben wir es zu thun mit dem Palaste des Pariser Parlamentsrathes Niorres. Auch hätten wir gerne ein Wort der Mißbilligung über das Duell gelesen, da sich doch hiezu ein paarmal Gelegenheit geboten hätte. Das Buch ist wohl keine Jugendlectüre, kann aber allen Erwachsenen, besonders den Freunden der Geschichte, angelegentlichst empfohlen werden.

Schwertberg.

Coop. Franz Hiptmair.

- 37) **Percy Wynn oder ein seltsames Kind der neuen Welt** von Franz Finn S. J. Für die deutsche Jugend bearbeitet von Franz Betten S. J. Mainz. 1897. Kirchheim. 264 S. M. 3.— = fl. 1.80.

P. Finn, der bereits durch seinen Tom Playfair die Sympathien der deutschen Leser sich erworben, bietet nun in seinem Percy Wynn eine zweite Perle der Jugend-Literatur.

Percy Wynn ist ein kleiner Amerikaner aus vornehmen Hause. Abgeschlossen von dem Verkehr seiner Altersgenossen, nur allein auf seinen Hauslehrer und auf seine weiblichen Geschwister im Umgange angewiesen, zeigt sich an ihm ein fast mädchenhaftes Wesen, wie er ins Pensionat zu Maurach eintritt. Dort nimmt ihn Tom Playfair, der Held der früheren Erzählung, tüchtig in die Lehre und es gelingt ihm, den männlichen Sinn in dem geistig ausgezeichnet veranlagten Knaben zu wecken. Alles Mädchenhafte, die langen Locken, die schöne Halskrause, die buntseidene Cravatte muß langsam verschwinden und damit auch alle Zaghafteit, Gesundheitsängstlichkeit und feige Ehen vor Anstrengungen. Mit köstlichem Humor wird diese Metamorphose uns dargestellt. Zugleich offenbaren sich auch seine edlen Seeleneigenschaften immer besser. Percy Wynn setzt sein Leben selbst aufs Spiel, um seine Freunde aus einer drohenden Gefahr zu befreien und ein zweitesmal, um einen trunkenen Mann von den frechen Gassenhuden zu befreien, die sich um ihn lustig machen. Durch diesen Liebesdienst wird er selbst die Veranlassung zur Befreiung eines Freigeistes, des Waters jenes un-

glücklichen Trunkenboldeß. Während ist es auch, wie der kaum 14jährige Percy auf freiem Felde einen Sterbenden trifft. Sein irdisches Leben ist nicht mehr zu halten, er stirbt, um zu einem besseren Leben einzugehen, zu dem ihm der kleine Pensionatsjünger durch seinen liebevollen Zuspruch und durch Vorbeten der vollkommenen Neue den Eingang verschafft.

Das Buch ist fesselnd geschrieben, die Uebersetzung leicht und fließend. Was der Uebersetzer in der Vorrede schreibt, „er wollte für die deutsche Jugend eine unschädliche, genuß- und gewinnreiche Lectüre bieten und so die Zahl der brauchbaren katholischen Jugendschriften um einige vermehren“ ist ihm meisterhaft gelungen. Glück auf zu neuer Arbeit im gleichen Sinne! — Hiptmair.

38) **Die Früchte des Geistes.** Populäre Abhandlung über Sanct Paulus Galaterbrief C. 5. V. 22—23 von P. Georg Freund C. SS. R. Mit Erlaubnis der Ordensobern und Approbation des bischöflichen General-Vicariats Münster. Münster in Westfalen. Verlag der Alphonius-Buchhandlung. 266 S. Preis M. 1.70 = fl. 1.02.

Der hochwürdige Herr Verfasser behandelt in wahrhaft populärer Form — Volksergese kann man es nennen — die vom hl. Paulus im Galaterbriefe aufgezählten Früchte des Geistes. „Frucht des Geistes“ ist: Liebe, Freude, Friede, Geduld, Wohlwollen, Güte, Langmuth, Sanftmuth, Treue, Bescheidenheit, Keuschheit. Um die Art und Weise wie der hochwürdige Verfasser seine Themata behandelt, zu kennzeichnen, hebe ich nur den Artikel: „Geduld“ heraus. 1. Geduld thut noth im Umgang mit seinesgleichen; 2. Geduld muß der Erzieher mit seinem Zögling tragen, 3. die Herrschaft mit den Dienern; 4. auch die Diener müssen sich Geduld aneignen; 5. Geduld ist den Kranken, 6. den Greisen nothwendig; Geduld muß man 7. mit den Freunden und 8. mit den Feinden haben. Am Schlusse jedes Artikels ist ein frommes Gebet zum heiligen Geist. So vielseitig wird jede der Früchte des Geistes betrachtet. Wenn der Verfasser in der Vorrede bescheiden meint, vielleicht wird das Büchlein nützen, so sagen wir ruhig: es wird gewiß nützen.

Wien, Pfarre Altlerchenfeld. Carl Kraja, Cooperator.

39) **Angelus Silesius und seine Mystik.** Von Dr. C. Zeltmann, Domcapitular in Breslau. Breslau 1896. G. P. Aderholz. 8°. 208 S. Preis M. 3. — = fl. 1.80.

Der Verfasser hat sich mit der Herausgabe des vorliegenden Buches ein unbestreitbares Verdienst erworben, denn Angelus Silesius ist ein Schriftsteller von sehr vielseitiger Bedeutung, so daß seine Geistesproducte einige Aufmerksamkeit verdienen.

Angelus Silesius oder wie er eigentlich heißt, Johannes Scheffler ist im Jahre 1624 in Breslau von protestantischen Eltern geboren worden. Im Jahre 1643 finden wir ihn an der Universität zu Straßburg, dann zwei Jahre in Leyden und vom Jahre 1647 zu Padua. In seine Heimat zurückgekehrt, wurde er 1649 Leibarzt bei Herzog Sylvius Nimrod zu Württemberg-Deß und später bei Kaiser Ferdinand III. Die Schriften eines Seele, Tauler und Böhme hatten entschieden großen Einfluß auf seine Geistesrichtung, welche Menzel als „Gottestrunkenheit“ (!) bezeichnet.

Am 12. Juni 1653 trat Scheffler zur heiligen katholischen Religion über und erhielt bei der heiligen Firmung nach einem spanischen Mystiker des 16. Jahrhunderts den Namen Angelus. Am 29. Mai 1661 empfing Angelus die Priesterweihe und starb im Matthiasstifte zu Breslau am 9. Juli 1677

am selben Tage, an welchem er im Jahre 1648 zum Doctor philosophiae et medicinae promoviert worden war. Die vielfach auftretende Behauptung, Angelus habe der Gesellschaft Jesu angehört, ist hinfällig und von ihm selbst in Abrede gestellt.

In den Schriften des Angelus Silesius spricht sich durchwegs ein kindlich reiner, nach dem Himmel sich sehrender Geist aus und seine Werke wird nur Jener mit Freude und Gefallen lesen, welcher ein die Wahrheit liebendes Herz hat, wie deren Verfasser. Sein „Cherubinsches Wanderbuch“ und seine „Geistliche Hirtenlieder“ zählen zu den besten Perlen der christlichen Mystik. — Ausstattung und Preis des Buches befriedigen in jeder Hinsicht.

Krauth.

P. Florian Kinnast O. S. B.

- 40) **Die biblische Geschichte in der katholischen Volksschule.** Ein Handbuch im Anschluss an die von G. Mey und Dr. Fr. J. Necht neu bearbeiteten Schuster'schen Biblischen Geschichten von H. Gottesleben. III. Band. 1. Theil. Paderborn, Schöningh. IV und 328 S. Preis M. 2.60 = fl. 1.56.

Der vorliegende erste Theil des dritten Bandes dieses Handbuches behandelt die biblische Geschichte des alten Testaments für die Oberstufe, ist wie die vorausgegangenen beiden Bände praktisch recht brauchbar gearbeitet und enthält überreiches Material für die Erklärung und Auslegung der biblischen Geschichte auf dieser Stufe.

Wien.

Professor Julius Kundi.

- 41) **Katechetische Skizzen.** Methodische Anleitung zur Ertheilung des katholischen Religionsunterrichtes in der Volksschule von Franz Pinkava, f.=e. Tit. Conf.=Rath, Religionslehrer an der k. k. Lehrer-Bildungsanstalt, Docent für Methodik und Katechetik an der k. k. theol. Facultät in Olmütz. Mit Druckgenehmigung des f.=e. Ordinariats in Olmütz. Olmütz 1897. Selbstverlag. 8°. 172 Seiten. Preis fl. 1.20 = M. 2.40.

Das Buch enthält in fünf Abschnitten 64 Paragraphen und einen Anhang, welcher letzterer die „wichtigeren Hilfsbücher für die katechetische Praxis“ angibt und kurz charakterisiert. Nach einer Einleitung über das Ziel und die Wichtigkeit des Religionsunterrichtes u. a. behandelt der Verfasser im II. Abschnitt den katholischen Lehrstoff und dessen Zweige, bringt im III. eine methodische Anleitung zur Einführung der Kinder ins religiöse Leben, im IV. Didaktisches über die verschiedenen Kategorien der Volksschule überhaupt und der einlässigen insbesondere, und bespricht endlich im V. und längsten Abschnitte das katechetische Lehrverfahren mit Rücksicht auf die verschiedenen Stufen der Volksschule. Dass dabei die Verhältnisse der Olmützer Erzdiocese besondere Berücksichtigung finden, ist begreiflich. Demungeachtet wird aber jeder Theologiestudierende und praktische Katechet das Buch, das vom besten Geiste getragen und mit Aussprüchen der hervorragendsten katholischen Schulmänner durchwoben ist, mit großem Nutzen lesen, auf manches Verkehrte in der eigenen Praxis aufmerksam werden und mancherlei Anregung zu freudiger und erspriesslicher Thätigkeit im Kinder-Unterrichte daraus schöpfen. Mancher Leser wird vielleicht wünschen,

dass der Fundort der vielen und guten Citate genau angegeben wäre. Seite 7 IV muss es heißen: die „nachfolgenden“ statt „vorstehenden“.

Kastelruth (Tirol).

Anton Egger, Decan.

42) **Die letzten Dinge des Menschen.** Fastenpredigten von Dr. H. Rütjes, Pfarrer. Paderborn. Ferdinand Schöningh. Preis M. 1.10 = fl. —.66.

Nach der Mahnung des heiligen Geistes sollten die letzten Dinge immer dem Menschen vor der Seele stehen. Deshalb ist es begreiflich, dass dieses Thema in den Predigtwerken oft und oft wiederkehrt. Auch das vorliegende Werklein dient dem gleichen Zwecke. Die Ausführungen sind gut, oft dramatisch dargestellt und durch passende Beispiele erläutert. Da wir dem leichtlebigen Böklein oft diese Wahrheiten vorhalten müssen, empfiehlt sich hiezu dieses Büchlein aufs Beste.

Franz Siptmair.

43) **Dr. Albert Stöckl**, Domcapitular und Lycealprofessor in Eichstätt. Eine Lebensskizze, verfasst von einem seiner Schüler. Mainz. Verlag von Frz. Kirchheim. 1896. pag. 72. Preis M. 1.20 — fl. —.72.

Mit Dr. Stöckl sank am 15. November 1895 ein Mann von der größten Bedeutung für die Philosophie ins Grab. Er hat das große Verdienst, die Schein-Philosophie aus den Bildungsanstalten der Priester verdrängt zu haben; aber auch in anderen Kreisen, selbst an Hochschulen, ist sein Einfluss nicht zu verkennen. Hervorgegangen aus einem armen, einfachen Hause, als der Sohn des Lehrers von Mühren bei Treuchtlingen (am 15. März 1823), blieb der Grundzug seines Charakters Bescheidenheit; fern war von ihm jeder Wissensstolz und jeglicher Brunk mit Gelehrsamkeit. Eine seltene geistige Kraft wohnte bei ihm in einer seltenen körperlichen Rüstigkeit. Wie schon als Student, so war er später als Lehrer die Zierde des Lyceums von Eichstätt. Nachdem er einige Jahre in der Wallfahrtskirche zu Wendling gearbeitet hatte, betraute ihn Bischof von Dettl am 18. October 1850 mit dem Lehramte der theoretischen Philosophie. Im Jahre 1861 wurde er zur Anerkennung seiner Verdienste zum bischöflich-geistlichen Rath ernannt. Als an der Akademie in Münster der berühmte Dr. Clemens gestorben war, wurde er 1862 sein Nachfolger. Mit schwerem Herzen verließ Stöckl seine traute Studierstube. In Münster entstand als Frucht seines immensen Fleißes (1864—66) seine dreibändige Geschichte der Philosophie des Mittelaltars. Nach deren Vollendung begann er die Herausgabe seines Lehrbuches der Philosophie, welches im Jahre 1892 bereits die siebente Auflage erlebte. Aber die geistigen Kämpfe über die Unfehlbarkeit des Papstes, die er als christlicher Philosoph vertheidigte, vertrieben ihn aus Münster und so wurde Stöckl im Jahre 1871 als einfacher Landpfarrer von Gimportshausen investiert. Am 7. März 1872 wurde er zum Domcapitular in Eichstätt ernannt. Als solcher konnte er nun weitere 23 Jahre nach Herzenslust seiner Philosophie leben. Mit Freude bestieg er wiederum den Lehrstuhl.

Stöckl brachte mit unermüdlichem Eifer die Grundzüge der mittelalterlichen Philosophie wieder ans Licht und bildete die christliche Philosophie auf Grund der Errungenschaften, der neueren Wissenschaften weiter aus. Er war ein Anhänger des hl. Thomas, folgte ihm aber nicht in allen

Stücken. Sehr dankbar wird ihm die christliche Welt auch für seine Erziehungsllehre sein.

Die Lebensskizze ist von einem seiner Schüler in Liebe und Wärme geschrieben, die Darstellung einfach, wie der Charakter des großen Verstorbenen. So bildet das Büchlein für alle eine ruhige, angenehme, sehr belehrende Lektüre, für seine Schüler aber eine stete Erinnerung.

Amberg.

Dr. Math. Högl, Militärprediger.

44) Pädagogische Jahresrundschau 1995. Auf Grund der kathol. Fachpresse bearbeitet von Josef Schiffels, Lehrer. III. Jahrg. Paderborn, Schöningh, 1896. 8°, 254 S. Preis M. 2. — — fl. 1.20.

Lehrer Schiffels, selbst ein bedeutender pädagogischer Schriftsteller, bietet uns in diesem interessanten Buche ein Bild der äußeren und inneren Entwicklung des Volksschulwesens in Deutschland, der verschiedenen Strömungen, die sich bezüglich der Schule sowohl in den regierenden Stellen und in den Volksvertretungen, als auch in den Kreisen der Lehrerschaft selbst zur Zeit geltend machen, und referiert über die Besprechungen, welche allgemeine und besondere Schul- und Unterrichtsfragen von Seiten der Fachmänner erfuhren, mit jedesmaliger Angabe der neuesten darauf bezüglichen Literatur. Wir halten die Rundschau für eine recht dankenswerte Arbeit, welche die Theilnahme nicht bloß der Schulmänner, sondern auch aller jener verdient, die sich für Schulunterricht und was damit im Zusammenhange steht, interessieren und in diesen Fragen sich auf dem Laufenden halten wollen.

Kastelruth.

Anton Egger, Decan.

45) Handbüchlein der Erzbruderschaft der Ehrenwache des heiligsten Herzens Jesu. Für Oesterreich-Ungarn canonisch errichtet in der Kirche des heiligsten Herzens Jesu, Wien III 3, Rennweg 31. Mit fürsterzbischöflicher Approbation. Selbstverlag der Erzbruderschaft. 74 Seiten. Preis 20 kr. — 40 Pf.

Die größere Ausgabe dieses Handbüchleins ist um den Preis von 1 fl. 20 kr. ö. W. zu haben. Zugabe zu diesem Büchlein sind die 33 Monatsübungen, der Aufnahmschein und die Ehrenwachmedaille. Die canonische Errichtung der Erzbruderschaft der Ehrenwache für ganz Oesterreich-Ungarn im Sacré Coeur-Kloster in Wien machte die Herausgabe dieses Handbüchleins nöthig. Vorausgeschickt ist eine kurze Geschichte der Entstehung und Ausbreitung der Bruderschaft. Es folgt die Organisation der Erzbruderschaft. Im 2. Theile sind schöne Andachtsübungen zu Ehren des allerheiligsten Herzens Jesu. Das Bruderschaftslied und das Herz Jesu Bundeslied bilden den Anhang. Wer immer die Ehrenwache einführen will, wird dieses Büchlein, das die Doll'sche Druckerei Austria nett ausgestattet hat, nicht entzathen können.

Wien, Pfarre Mttlerchenfeld.

Karl Krája, Coop.

46) Paulinus II., Patriarch von Aquileja. Ein Beitrag zur Kirchengeschichte Oesterreichs im Zeitalter Karls des Großen von Dr. Karl Giannoni. Wien, Verlag bei Mayer & Co., 1896. 8°. (126 S.) Preis fl. 1.20 — M. 2.40.

Der Inhalt des Werkes ist sehr reichhaltig. Das Buch handelt zuerst über Paulinus II. Leben bis zu seiner Erhebung zum Patriarchen, dann von der Stellung des Patriarchates von Aquileja zum Patriarchat von Grado, bespricht ferner die Metropole Aquileja als solche und die

Antheilnahme des Paulinus an den dogmatischen Fragen seiner Zeit. Hier werden dann die inneren Verhältnisse des Patriarchates von Aquileja erörtert und endlich die Stellung des Paulinus in Kirche und Reich, sowie dessen literarische Leistungen gewürdigt, wobei dargethan wird, daß sie im modernen Sinne kritisch gehalten seien.

Unser Werk, womit die Leo-Gesellschaft eine beabsichtigte Reihe historischer Studien zur Profan- und Kirchengeschichte Oesterreichs beginnt, zeigt das Verhältniß von vier großen Männern ihrer Zeit: Karls des Großen, Paulinus II., Arnos, Bischofs von Salzburg, und Alcuins. Während wir überdies speciell sehen, wie es Karl dem Großen sehr daran gelegen war, die Einheit des Glaubens zu erhalten, bemerken wir Alcuins Versöhnungsgeist, indem er die Adoptianisten gewinnen will. Wir lesen auch von Paulinus II. tiefer theologischer Bildung und tiefer Religiosität, sowie von der Strenge der Lebensweise der Priester seiner Zeit in Aquileja. Wir finden auch, daß die Bauern Friauls getadelt wurden, weil sie den Samstag statt des Sonntages feierten. Doch fiel es uns auf, daß Paulinus II. in seinem Protokolle bezüglich der Taufe der Awaren verlangt, daß zuerst die Taufformel gesprochen werden, dann erst die dreimalige Untertauchung stattfinden solle.

Da in dem Buche auch der Gegensatz zwischen dem Aranken- und byzantinischen Reiche besprochen wird, so ist es ein wichtiger Beitrag zur Weltgeschichte.

Das Werk wird empfohlen als ein Product eines gründlichen Studiums von Quellen, die auf ihre Echtheit vom Verfasser geprüft werden.

Teschen.

Dr. Wilhelm Klein, k. k. Professor.

47) **Dritter Rechenschaftsbericht der St. Vincenz-Conferenz in Schwechat für 1896.** Schwechat 1897. Selbstverlag der Conferenz. 30 Seiten in 8°. Preis 30 kr. ö. W. — 60 Pf.

Ein Rechenschaftsbericht in der Quartalschrift besprochen — das ist doch sonderbar. Und doch sei diese Ausnahme gestattet. Dem Rechenschaftsberichte ist eine sehr fleißig geschriebene historische Abhandlung über Schwechat und Umgebung vorangeschickt. Der Verfasser derselben ist der hochwürdige Herr Cooperator Johann Pilger in Altlerchenfeld, ehemals Cooperator in Schwechat. In den Mußestunden der Seelsorgzeit in Schwechat fieng der hochwürdige Herr Verfasser die Studien über Schwechat an. Die Schrift ist für Geschichtsforscher sehr interessant. Für Canonisten sei die Thatsache erwähnt, daß in einem Orte zwei Pfarren, jede einer anderen Diöcese angehörend, bestanden. Die Namen mehrerer untergegangener Ortschaften werden durch diese wertvolle Monographie der Nachwelt erhalten bleiben.

Die St. Vincenz-Conferenz in Schwechat kann sich bei dem fleißigen Geschichtsschreiber bedanken, nicht minder alle, die die Geschichte als Lieblingsgegenstand pflegen. Ein reichliches Almosen für die dortige St. Vincenz-Conferenz sei ein Lohn für den Verfasser.

Wien, Pfarre Altlerchenfeld.

Carl Krasa, Cooperator.

48) **Miseremini.** Nekrologium der Säcular und Regulargeistlichkeit der Erzdiöcese Wien. Vom 1. Jänner 1850 bis 31. December 1896. Von einem Priester der Erzdiöcese Wien. Mit Druckerlaubnis des fürst-erzbischöflichen Ordinariates. Wien 1897. Verlag des Vereines der Priester der Anbetung. Preis fl. — 50 = M. 1.—.

Da der Reinertrag dem so segensreichen Werke des heiligen Franciscus Regis zufließt, sei die Schrift wärmstens empfohlen.

49: **Le litanie lauretane.** Studio storico critico del P. Angelo de Santi d. C. d. G. Seconda edizione, Roma, Civiltà cattolica 1897.

Diese Schrift enthält eine sehr eingehende Untersuchung des Ursprunges und der Geschichte der lauretanischen Litanei. Gerade in der neueren Zeit hatte sich allmählig die Meinung eingebürgert, daß diese Litanei uralt sei; manche behaupteten sogar, sie stamme aus den ersten christlichen Jahrhunderten. Diese Ansicht hatte vor zwei Jahren Saurén in seiner „Lauretanischen Litanei, nach Ursprung, Geschichte und Inhalt dargestellt“ (Rempten 1895) als unhaltbar nachgewiesen; er kam zu dem Schlusse, daß sie wohl in das 15. Jahrhundert verlegt werden müsse; eine frühere Zeit ihres Ursprunges sei ganz ausgeschlossen. Sauréns verdienstvolle Arbeit gab die Veranlassung zu der vorliegenden Studie, welche zuerst in der römischen Zeitschrift „Civiltà cattolica“ (December 1896 bis April 1897) in mehreren Artikeln veröffentlicht wurde. Der Verfasser, P. de Santi aus der Gesellschaft Jesu, erkennt es als ein hohes Verdienst Sauréns an, „einen bisher von niemand betretenen Weg eröffnet zu haben“, geht dann dessen Ausführungen im einzelnen nach, berichtigt manche derselben, gibt eine Menge von neuen Gesichtspunkten und Beweisen und kommt schließlich zu folgenden Resultaten: 1. Vor dem 12. Jahrhundert findet sich gar keine Form irgend einer marianischen, geschweige denn der lauretanischen Litanei; seit jener Zeit kommen einige Nachbildungen der Allerheiligenlitanei vor, welche auch viele Lobsprüche der Muttergottes enthalten: diese sind aber zumeist nur Umschreibungen der Anrufung: Heilige Maria bitte für uns, die sich in allen möglichen Ausdrucksweisen wiederholen. — 2. Erst gegen Ende des 15. Jahrhunderts kamen verschiedene Texte von marianischen Litaneien auf, welche mehr oder weniger Ähnlichkeit mit der lauretanischen Litanei hatten; der jetzige Text dieser letzteren ist entweder eine geschickte Auswahl und Zusammenstellung aus jenen früheren marianischen Litaneien, oder, was noch wahrscheinlicher ist, ein specieller Text derselben, welcher zu Loreto im Gebrauch war. — 3. Wenn auch die gegenwärtige lauretanische Litanei zum erstenmal im Jahre 1576 im Druck erschien, so liegen doch viele Gründe dafür vor, daß sie schon seit der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, ja vielleicht schon zur Zeit der Pest am Ende des 15. Jahrhunderts in dem heiligen Hause zu Loreto öffentlich gebetet wurde. — So ist de Santi in der Hauptsache fast zu dem gleichen Schlusse gekommen, wie Saurén; in einzelnen nebensächlichen Fragen weicht er freilich mit Recht von ihm ab, zumeist auf Grund von italienischen oder lateinischen Schriften und Büchlein, welche einem außerhalb Italien weilenden Verfasser kaum zugänglich sein konnten. Uebrigens gesteht auch P. de Santi zu, daß er zwar die Hauptfrage über den Ursprung der lauretanischen Litanei richtig gelöst zu haben glaube; doch seien immerhin noch manche Lücken auszufüllen, was wohl in Zukunft geschehen könne, wenn andere weniger bekannte oder noch in Archiven und Bibliotheken verborgene Documente ans Licht gefördert würden. — Jeden-

falls gebührt dem gelehrten Verfasser, welcher sich, nebenbei bemerkt, auch in der deutschen Literatur gut bewandert zeigt, großer Dank für seine mühevollen Arbeit, durch welche er zur Aufklärung einer so interessanten Frage soviel beigetragen hat.

Rom.

P. Franz Beringer S. J.

B) Neue Auflagen.

- 1) **Brevis explicatio Psalmorum** usui clericorum in Seminario Tridentino accommodata. Auctore Jos. Niglutsch, S. Theol. Doctore et Professore. Editio altera totum Psalterium complectens. Cum approb. Ordinarii. Tridenti typis Ioannis Seiser, 1897. 8°. VI et 310 pag. pretium M. 2. — = fl. 1.20.

Der den Lesern der Quartalschrift bereits bestbekannte Herr Verfasser hat vor drei Jahren eine kurze Psalmenerklärung, zunächst für die Mönche des Priesterseminars in Trient, herausgegeben. Da das Werk allseits überaus günstig aufgenommen und auch in mehreren theologischen Instituten eingeführt wurde, mußte schon so bald eine zweite Auflage veranstaltet werden. Die neue Auflage umfaßt nun nicht mehr eine Erklärung bloß ausgewählter, sondern sämtlicher 150 Psalmen. Das schöne Werk ist für Theologen und Seelsorgspriester berechnet. Es war dem Verfasser nicht darum zu thun, einen dickleibigen Commentar mit all dem gelehrten Apparat von textkritischen, philologischen und exegetischen Glossen zu liefern, den nur wenige in die Hand nehmen können und werden; er wollte vielmehr eine kurze, gründliche, leichtfaßliche und vom lebendigen Glauben durchdrungene Psalmenerklärung bieten, wie sie der Priester vor allem bedürftigt. Und der Verfasser hat wahrlich seinen Zweck vollends erreicht. Voran stehen die wichtigsten Prolegomena; es war ein glücklicher Gedanke, dabei die hauptsächlichsten Regeln zusammenzustellen, die wegen der sprachlichen Eigentümlichkeiten der Psalmen zu ihrem Verständnisse praktisch wichtig sind. Die Erklärung selber behandelt Inhalt, Veranlassung (Verfasser), Analyse, Gedankengang, Messianität, typischen Sinn, Paraphrasierung der Verse, liturgische Verwendung der Psalmen seitens der Kirche in recht klarer und übersichtlicher Weise. Zum schönen Bußpsalm Miserere sind eigens: Doctrinae dogmaticae in ps. 50 enuntiatae beigelegt. Form und Ausstattung lassen nichts zu wünschen übrig. Wir können das gebiegene Werk nur bestens empfehlen und möchten wünschen, daß es in die Hände eines jeden Priesters komme. Jeder Priester, der sein Brevier mit Liebe und Freude betet, wird um diese Psalmenerklärung herzlich froh sein. — Für die dritte Auflage möchten wir den verdienten Herrn Verfasser eruchen, als Anhang auch noch die Erklärung der zehn cantica biblica, die im Officium divinum vorkommen, aufzunehmen.

Braunau am Inn.

P. Franz Ser. Tischler O. Cap.

- 2) **Theologia moralis** auctore Augustino Lehmkuhl S. J. Editio octava ab auctore recognita et emendata. Cum approbatione Rev. Archiep. Friburg. et Sup. Ordinis. Friburgi Brisgoviae, sumptibus Herder, 1896. Vol. 2 in 8°. Pag. XIX et 818, XVI et 884. Preis: M. 16. — fl. 9.60. Halbfz. geb. M. 20. — fl. 12. —.

Der letzten Recension (1895 Seite 966) fügten wir das Wort bei: Ein Nachschlagebuch ersten Ranges. Es enthält ja alles, was insbesondere für den Beichtstuhl zu wissen notwendig ist, und gar vieles Einschlägige aus der Pastoral und dem canonischen Rechte. Es nützt daher dem Seelsorger, dem Professor und dem kirchlichen Oberen. Die Allgemeinheit dieser Ueberzeugung bekundet sich am besten durch die rasche Auseinanderfolge der Auflagen. — Die gegenwärtige achte

Auflage hat am Schlusse des II. Bandes folgende Nachträge: Eine Antwort der Inquisition-Congregation (1886) auf eiliche Zweifel des hochw. Erzbischofes von Freiburg in Sachen der Leichenverbrennung; eine Instruction der Congr. s. Off. (1894) über die Theilnahme katholischer Schüler an Cultacten der Schismatiker; dann neuere römische Decrete bezüglich der Spendung der hl. Sacramente und der verbotenen Gesellschaften, endlich das für Ordensleute bedeutsame päpstliche Decret „Auctis admodum“. Auch der alphabetische Index wurde merklich erweitert.

Einz.

Professor Adolf Schmuckenschläger.

- 3) **Erklärung der Psalmen** und der im römischen Brevier vorkommenden biblischen Cantica, mit besonderer Rücksicht auf deren liturgischen Gebrauch. Von Dr. Valentin Thalhofer, weiland päpstl. Hausprälat und Dompropst in Eichstätt. Sechste vermehrte und verbesserte Auflage, herausgegeben von Dr. Peter Schmalzl, Professor in Eichstätt. Mit Druckgenehmigung und Approbation des hochwürdigen bischöflichen Ordinariates Regensburg. Regensburg, Nationale Verlagsanstalt Buch- und Kunstdruckerei, Actien-Gesellschaft früher G. J. Manz. 1895. gr. 8^o. VII und 968 S. Preis M. 10. — = fl. 6. —.

Vorliegendes Werk empfiehlt sich von vorneherein; einmal durch den Namen: Thalhofer und dann durch den Umstand, daß es bereits die sechste Auflage erlebt, also bei vielen beifällige Aufnahme gefunden hat, die es sicherlich verdient. Es ist zu wünschen, daß dieser Commentar auch ferner die Achtung erhalte, welche er sich bisher erworben; denn er trägt sicher viel zum Verständniß des Psalters bei, da er nach soliden exegetischen Grundsätzen vorgeht, kurz und klar in der eigentlichen Erklärung ist, den Leser durch lästige Zwischenbemerkungen nicht stört, sondern die nähere Erklärung in die Anmerkungen verweist; die einschlägige Literatur ist genügend berücksichtigt (Micoch wurde übersehen), auch die verschiedenen Textlesarten werden gehörig benützt (Bärs Ausgabe des hebräischen Textes könnte etwas mehr herangezogen sein); kurz, wer das Buch liest und — fügen wir hinzu — studiert, wird bedeutenden geistigen Gewinn daraus ziehen, besonders da die Liebe zu Christus und seiner Kirche das Ganze in erhebender Weise durchdringt, und so mehr geboten wird als bloß wissenschaftliches Verständniß des Psalteriums. Da der Herausgeber nach dem Wunsche des seligen Verfassers conservativ vorgehen mußte, so darf man nicht alles aus der fünften Auflage Stehengebliebene auf Rechnung des Herausgebers setzen.

Die 53 Seiten umfassende Einleitung beschäftigt sich mit den üblichen Vorfragen, worauf der eigentliche Commentar folgt: zuerst der lateinische und deutsche Text nebeneinander, dann die Erklärung des Literalsinnes, möglichst nach dem Contexte; auch der typische, tropologische und allegorische Sinn, wo er von größerer Wichtigkeit ist, wird nicht übergangen. Zuletzt folgt die liturgische Anwendung, d. h. es wird angegeben, wie und bei welchen Gelegenheiten die Kirche den betreffenden Psalm verwendet; die Begründung, warum gerade dieser Psalm bei dieser Gelegenheit verwendet wird, ist meist sehr passend und gelungen. Die historischen, kritischen, archäologischen Notizen sind in die Noten verwiesen, welche oft sehr umfangreich sind, aber nicht breit, und hier ist es besonders, wo der Herr Herausgeber vielfach ergänzend und verbessernd thätig war. — In einem sehr respectablen „Anhang“ werden auf beinahe 100 Seiten in derselben Weise die übrigen im Brevier vorkommenden biblischen Cantica behandelt.

Die Einleitung ist im Ganzen sehr gelungen, besonders § 8; manches wird freilich mit Neisebe aufzunehmen sein, z. B. „zur Zeit der LXX war die Psalmenammlung längst (?) geschlossen“; überhaupt tauchen in dem Werke von Zeit zu Zeit Behauptungen in ziemlich apodiktischer Form auf, ohne genügend begründet zu sein. Daß die „Haphs“ überlieferten Psalmen von Nachkommen Haphs verfaßt sind, ist nicht gewiß (§. 5); es ist auch nicht lauter Will-

für, was einzelne Gelehrte gegen die Authentizität mancher Ueberschriften vorbringen. SS. 13, 14, scheint irrig vorausgesetzt, daß die Liturgie zu Rom gleich anfangs in lateinischer Sprache gehalten wurde; daß die Itala nach Afrika gebracht wurde, ist mindestens sehr unwahrscheinlich, das Gegentheil viel glaubwürdiger; Seite 12 ist der eigentliche Grund, warum die Juden später von der Septuaginta nichts mehr wissen wollten, nicht angegeben. Seite 3 sollte gesagt sein, daß das Tridentinum gerade deswegen die Bezeichnung *Davidicum*, nicht *Davidis* gewählt hat, weil es nicht lehren wollte, daß alle Psalmen von David sind.

Die Uebersetzung ist getreu, edel, in schöner Sprache; daß sie soviel als möglich metrisch gehalten ist, verdient große Anerkennung. Einiges wäre freilich einer Verbesserung bedürftig; z. B. 14, 4 „vor seinem Blicke ist auf Null gesetzt“ klingt zu modern. 18, 7 ist „exultavit“ mit „jauchzet“ gegeben, während doch die nächste Bedeutung „sie springt auf“ festzuhalten ist. 34, 13 wäre besser die in der fünften Auflage gegebene Uebersetzung stehen gelieben; ist sie auch nicht genau im Ausdruck, so hat sie dafür das Richtige getroffen. V. 20, wo die lateinische Lesart sicherlich nicht festgehalten werden kann, wäre das einfachste gewesen, möglichst wörtlich zu übersetzen und in der Anmerkung den richtigen Sinn festzustellen. 36, 25 ist „etenim“ nicht mit „wahrhaftig“, sondern mit „und auch“ zu geben. 63, 8 „desecrerunt“ die Uebersetzung „sind fertig geworden“ obwohl nach dem Hebräischen richtig, dürfte nach dem lateinischen Sprachgebrauch schwer zu belegen sein: die hebräische Lesart „tammu“ hätte doch auch berücksichtigt werden sollen. 63, 8 „steigt auch der Mensch in seines Herzens Tiefe“ u. s. w. ist, ganz abgesehen vom Hebräischen, wohl verfehlt. Es ist enge mit dem Vorhergehenden zu verbinden: sie haben schlaue Pläne, ihr Herz wendet sich zu Hohem (hochfliegenden Plänen) aber nicht sie, die Männer der hochfliegenden Pläne werden erhöht, sondern Gott.

V. 65, 11. „auf den Kopf steigen lassen“ ist zu trivial. 67, 6. die Uebersetzung von „turbabuntur“ durch „freudig erzittere“ ist gewiß unrichtig: nach dem lateinischen und griechischen Texte dürfte der Sinn etwa sein: die Bedrücker der Waisen und Witwen werden in Verwirrung gerathen vor dem, welcher den Waisen Vater ist und den Witwen Recht schafft: „Richter der Witwen“ ist nach dem deutschen Sprachgebrauche weniger sinngemäß, besser: Richter. 91, 8. „apparuerint“ kann nach dem Paralell. nur heißen „zum Vorschein kommen“; „in Glanz“ ist eingetragen.

Vers 11 „exaltabitur“ mit „großwerden“ übersetzt, da doch „erhoben“ vielmehr dem lateinischen Ausdruck und dem Sinne entspricht. 95, 9. „et viderunt“ ob schon sie meine u. s. w. richtiger „und sahen“ nämlich sie versuchten mich ob ich Wunder wirke und ich wirkte Wunder u. s. w. Im Commentar dürften einige Noten, die in das Gebiet der Dogmatik einschlagen, vorsichtiger abgefaßt sein; z. B. Seite 92. „Wir halten es nicht für unkirchlich, anzunehmen, daß die armen Seelen . . . zuweilen auch von der Angst gequält werden, des ewigen Heiles noch verlustig gehen zu können . . .“, so daß sie zittern bei dem Gedanken, noch der Gewalt des leo rapiens und rugiens verfallen zu können . . . vergleiche dazu die 38. These Luthers (von Leo X. verworfen: *Animae in purgatorio non sunt securae de earum salute, saltem non omnes* . . . Der Vergleich mit der Gottverlassenheit Christi wird kaum etwas beweisen, da dieses Gefühl der Verlassenheit nicht auf einer Täuschung beruhte. Verwandt mit dem eben Angedeuteten sind die SS. 131, 132 entwickelten Gedanken, welche ihrem Wortlaute nach nahelegen, als ob Christus am Delberge mit neuen Kenntnissen ausgerüstet worden wäre, als ob in ihm eine theilweise Verdunkelung des Wissens stattgehabt hätte (vergl. S. 176, 177). Die Note des Herausgebers S. 81 ist etwas bedenklich; ist wirklich die ganze Zeit des Verweilens in der Vorhölle für alle Gerechten des alten Bundes ein „freudelofer Zustand“ gewesen? Hörte wirklich alle „süßbare Gegenliebe Gottes“ auf? Vergleiche die Parabel vom armen Lazarus, der sicher in der Vorhölle nicht im Himmel gedacht ist, und dennoch „getröstet“ w. d. Seite 156 „weit Gottes Zein

in der Creatur nicht zu seinem Wesen gehört“ ist etwas missverständlich, da Gott kraft seiner immensitas nothwendig in der Creatur ist; die Erklärung übrigens, welche da für den betreffenden Text gegeben wird, ist zu künstlich, auch dann, wenn der lateinische Text hier dem hebräischen vorzuziehen wäre, was aber nicht der Fall ist.

Seite 504. n. 8. liest sich einigermaßen sonderbar: „er versteht unter Himmel die wesentliche Existenzsphäre (!) Gottes; wo Gottes Wesen substantial und mit Nothwendigkeit ist (die Existenz Gottes in der Creatur ist eine freie), da ist der Himmel im strengsten Sinne des Wortes“; angehende Theologen (für welche das Buch in erster Linie bestimmt ist) könnten aus den Gedanken kommen, als ob Gott nicht absolut von allem Raum und Ort unabhängig wäre. Die Conjecturen über Entstehungszeit, Verfasser, Veranlassung eines Psalmen sind nicht gar selten zu kühn, z. B. ES. 558, 564, 567, 573. — 511 ist das Argument, daß im Psalm von mehreren Völkern die Rede sei, schwächlich; ebenso das andere, daß das im Psalm geschilderte Unglück als ein selbstverschuldetes erscheine; es ist doch in den Matt. V. B. ganz deutlich ausgesprochen, daß die damalige Trübsal, wenigstens von dem Verfasser des zweiten Buches auch als eine Strafe betrachtet wurde, übrigens sollte man auf dieses Beweisverfahren nicht viel Nachdruck legen, da gerade die Verfechter der Mattabäer-Psalmen (z. B. Reuß) aus dem Fehlen des Schuldbewußtseins in den Psalmen ihre Schlüsse ziehen. 593. n. 4. „scapulis suis“ u. s. w. heißt doch: „mit seinem Rücken wird er dich decken“ aber nicht: auf den Rücken nehmen und so beschützen. 594. n. 6. ist der nächstliegende Sinn: während rechts und links vom Vetter die Waffengefährten stürzen, bleibt er unverfehrt. In Psalm 92 scheinen uns die Feinde hineininterpretiert. 613 sollte die Vermuthung Aßh. und Vidells nicht so leicht abgethan werden. „genuslectamus“ ist wahrscheinlicher als „ploremus“. (614) 579. n. 13. warum Hobergs gedraubter Erklärung beipflichten? das nächstliegende ist doch: sie haben gespottet über die Veränderung, die mit deinem Gesalbten vorgegangen ist; „womit sie geschmäht haben die Fußstapfen deines Gesalbten heißt an sich nur: seinen Wandel schmähcn, oder auch „hinterücks“ aber nicht: „auf allen Wegen und Stegen“; überhaupt ist in dem Bestreben, den tiefsten Sinn zu finden, der zunächstliegende öfters übersehen worden.

Mögen die vorstehenden Zeilen beitragen, dem fleißigen und gelehrten Herausgeber neue Freunde für sein schönes Werk zu erwerben.

Sarajevo.

Professor Anton Heizmann S. J.

4) **Compendium Theologiae Moralis** a Joanne Petro Gury S. J. primo conscriptum et deinde ab Antonio Ballerini S. J. adnotationibus auctum, nunc vero ad breviorcm formam exaratum atque ad usum Seminariorum hujus regionis accommodatum ab Aloysio Sabetti S. J., in Collegio Woodstockiensi Theologiae moralis professore. Editio duodecima et tertiadecima. Novis curis expolior Fr. Pustet et Co. Ratisbonae, Neo-Elboraci et Cincinnati 1896, 1897. Pag. XIII. et 896. Preis gebunden M. 9.60 = fl. 5.76.

Außergewöhnlich schnell folgen sich die Auflagen dieses schon 1890 Heft II und 1894 Heft III der Quartalschrift belobten Moralwerkes. War damals die zweite respective sechste Auflage zu besprechen, so ist jetzt die zwölfte Auflage aus dem Jahre 1896 zur Anzeige zu bringen, welche indes bereits vergriffen sein muß, da ihr jüngst wieder eine andere, die dreizehnte Auflage folgte.

Der rasch: Absatz des Werkes spricht allein genug für die innere Güte desselben, und es ist wohl das derzeit beste und unentbehrliche Handbuch für den nordamerikanischen Clerus, für welchen es vorzugsweise berechnet ist. Mehr den Ordensoberen haben 27 amerikanische Bischöfe und der apostolische Delegat Cardinal Satolli das Werk approbiert.

Die beiden letzten Auflagen unterscheiden sich von den früheren durch einzelne verbessernde Kürzungen (S. 70, 77, 307), durch die Unterdrückung eines für Geburtshelfer vordem gegebenen Rathes (S. 205), durch erklärende Zusätze (S. 243, 246, 431, 664, 684 zc.), und durch Anfügung sowie Verwertung von seither erflossenen römischen Entscheidungen (S. 667, 700, 788 zc.). — Alle Vorzüge der früheren Auflagen vereinigen sich in der jüngsten, welche überdies die Approbation des bischöflichen Ordinariates Regensburg aufweist.

Professor Schmuckenschläger.

- 5) **Uebung der christlichen Vollkommenheit** von Alph. Rodriguez, Priester der Gesellschaft Jesu. Neu übersetzt von Christoph Heyboldt, Priester der Diocese Mainz. 3 Bde. 5. Aufl. Mainz, Kirchheim. 1896. gr. 8°. VIII, 490 u. VI, 480 u. IV, 393 S. M. 10.80 = fl. 6.48.

Unter den vorzüglichsten ascetischen Werken nimmt das vorliegende un-
streitig eine der ersten Stellen ein. Seit seinem ersten Erscheinen¹⁾ genoss es bei allen Geistesmännern ein hohes Ansehen. Schon einige Jahrhunderte hindurch wurde es von unzähligen Ordensleuten, Priestern, Candidaten des Priestertums und frommen Personen westlichen Standes zur geistlichen Lesung benützt, und auch heutzutage ist es in der ganzen katholischen Welt so wohlbekannt und so allgemein verbreitet, daß es hier einer näheren Angabe des Inhalts und einer neuen Empfehlung nicht mehr bedarf. Es kommt nur noch darauf an, gute und wohlfeile Ausgaben des überaus sorgfältig ausgearbeiteten und mit lauter gesunden Principien des geistlichen Lebens angefüllten Wertes herzustellen, und in jener zweifachen Hinsicht dürfte bei der vorliegenden Ausgabe keine begründete Klage zu führen sein. Den Preis noch niedriger zu setzen, ist bei einer drei stattliche Bände umfassenden, in einem größeren Formate gedruckten und auch sonst recht brauchbar und gefällig eingerichteten Ausgabe nicht wohl möglich. Die Uebersetzung, welcher größtentheils die nicht umsonst so gerühmte französische Uebersetzung von Abbé Regnier des Marais zugrunde liegt, empfiehlt sich durch ihre Ge-
lenkigkeit in den Satzwendungen und besonders durch ihre reine fließende Ausdrucks-
weise, welche Eigenschaften namentlich beim öffentlichen Vorlesen gut zustatten kommen. Ob und wie weit dieselbe auch an den spanischen Grundtext sich anlehne, kann ich, da letzterer mir fehlt, nicht nachprüfen, und im Buche finde ich darüber keine Andeutung. Zwei ziemlich ausführliche und stets klare Inhaltsanzeigen, von welchen die eine die Hauptgegenstände, die andere die Themata der einzelnen Capitel charakterisiert, sind am Schlusse eines jeden Bandes beigelegt. In deren Mitte steht ein Verzeichniß der Schriftsteller, welche vom Verfasser weitaufziger erklärt werden, und eben dieses kann dem Verkündiger des göttlichen Wortes wohl noch bessere Dienste leisten als jene. Die nämlichen Bibel- und zugleich die angezogenen Vätertexte sind in jedem Falle auch an den Fuß der betreffenden Blattseite gesetzt. Gewiß wird auch diese fünfte (inhaltlich unveränderte) Auflage eine ebenso freundliche Aufnahme finden als die früheren.

Ehrenbreitstein.

Bernard Deppe.

- 6) **Sieben Predigten über des Menschen Ziel und Ende der letzten Dinge** von Philipp Hammer, Doctor der Theologie. Mit kirchlicher Erlaubnis. Zweite Auflage. Sulda, 1896. Druck und Verlag der Suldaer Actiendruckerei. 8°. VIII und 208 Seiten. Preis M. 1.80 = fl. 1.08.

Die erste Auflage vorliegender Predigten, welche der Verfasser während der Fastenzeit 1888 in der Jesuitenkirche zu Mannheim gehalten, hat in der katholischen Presse eine überaus lobende Beurtheilung gefunden. Dem Verfasser war es nach seinem eigenen Geständnisse (Vorwort VI) „nicht um Reden, sondern um Material zum Reden“ zu thun; diese Absicht mag es auch erklärlich — und einigermaßen entschuldbar machen, wenn jede „Predigt“ min-

¹⁾ Rodriguez wurde geboren 1526 und starb 1616.

destens mit zwölf, manche sogar mit mehr als zwanzig Beispielen, Dichtervorten und ähnlichem oratorisch verwertheten Material überhäuft ist. Würde man den strengen Maßstab einer Rede, umsomehr einer Predigt, anlegen, so vermißt man zuweilen eine übersichtliche Eintheilung und des Wort Gottes als Grundlage. Immerhin werden die sieben Predigten als Erbauungsbuch, auch als Fundgrube für Predigten anziehend und reichhaltig zugleich bleiben. Bei Auswahl der gebotenen Beispiele dürfte man jedoch an den geschichtlich verbürgten Gehalt von manchen derselben keinen zu strengen Maßstab anlegen, daher „omnia probate, quod bonum est tenete“. Manche Bilder und Ausdrücke, wie: „in den Abgrund der Hölle hinuntertrutschen“ (S. 127) — „was das Schönste dabei (bei den Himmelsfreuden) ist, die ganze Kurzweil ist umsonst und kostet nichts“ (S. 195) und ähnliche entbehren wohl des oratorischen und heiligen Ernstes, wie er sich für die Kanzel geziemt.

Ursfahr-Linz.

Dr. Johann Gföllner.

7. **Der Katechismus auf der Kanzel.** Entwürfe zu katechetischen Predigten über die Glaubens- und Sittenlehren der katholischen Kirche nach dem mittleren Katechismus von Deharbe. Herausgegeben von † Josef Schuen, fürstbischöflich-geistlicher Rath. Mit Gutheißung des Ordinariats zu Brixen. Zweite Auflage. Erste Abtheilung: Vom Glauben. Paderborn, Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh, 1897. Gr. 8°. VIII und 294 S. Preis M. 2. — = fl. 1.20.

Das obige Werk erschien zum erstenmale im Jahre 1878. Seine Aufnahme war, wie es scheint, eine allgemein günstige. Diefür spricht schon der Name „Schuen“, der Name des berühmten Predigers. Es erscheint nummehr in zweiter und theilweise verbesserter Auflage, indem nicht wenige Beispiele aus dem sehr empfehlenswerten Exempellexikon von P. Augustin Scherer O. S. B., 4 Bd., in dasselbe aufgenommen wurden.

Recensent hat, was katechetische Predigtweise anbelangt, eine dreizehnjährige und alleseitig befriedigende Erfahrung hinter sich. Er fand mit seinen katechetischen Predigten im allgemeinen ein aufmerksames Publikum und hatte das erhebende Bewußtsein, in einer Reihe von Jahren diesem seinem Publicum den ganzen Heilsplan Gottes erschlossen zu haben.

Aber abgesehen hievon! Die katechetische Predigtweise ist eine von mehreren hohen Kirchenfürsten dringend empfohlene, und für wie viele Gegenden, in welchen die christliche Lehre nur mehr spärlich besucht wird, geradezu ein unabwiesbares Bedürfnis.

Recensent freut sich deshalb über das Erscheinen dieser zweiten Auflage und nimmt keinen Anstand, dieselbe — zumal auch mit Rücksicht auf ihre große Bediegenheit — allenthalben zu empfehlen. Der zweite und dritte Band werden in Bälde folgen.

Schloß Zeil, Württemberg.

Pfarrer Gaile.

- 8) **Geschichte des Ratiborer Archipresbyteriats.** Historisch-topographisch-statistische Beschreibung der zu demselben gehörigen Orte, Kirchen, Kapellen, Schulen u. s. w. Aus Urkunden und amtlichen Acten verfaßt von Dr. H. Wetzel, geistlicher Rath und Pfarrer von Tworkau. Zweite und umgearbeitete Auflage. Breslau, 1896. Im Selbstverlage des Verfassers und in Commission der Marcellus-Druckerei zu Ratibor (Oberschlesische Volkszeitung). XVI und 640 S. Gr. 8°.

Die erste Auflage dieser Schrift ist 1885 erschienen. Solche Monographien, als Bestandtheile einer Diöcesangeschichte, haben ihren Nutzen und verdienen alle Pflege. Der Verfasser hat auf die Sammlung des Materials offenbar vielen Fleiß verwendet und in Anerkennung der Verdienste so vieler oberchlesischer Gutsherren um Dotierung und Unterhaltung der einzelnen Kirchen und Schulen

öfters eine Geschichte der Domänen und deren Besitzer in Verbindung gebracht. So gestaltet sich das Ganze zu einer vielfach interessanten Lectüre, besonders für den, welcher mit der Dertlichkeit und auch mit den betreffenden Adelsfamilien einigermaßen bekannt ist. Die Verzeichnisse der Pfarrer und in einzelnen Schulen auch der Lehrer sind sehr vollständig geführt und auch leicht controlierbar. Für andere actenmäßige Angaben fehlen öfters die Belege. Auch würde das Ganze offenbar gewonnen haben, wenn zwischen dem, was wichtig und was wenig bedeutend ist, schärfer geschieden worden wäre. Die beigegebenen Verzeichnisse empfehlen sich durch Vollständigkeit. F.

9. „**Die wahre Kirche Jesu Christi.**“ Sechs Vorträge, gehalten in der Fastenzeit 1887 in der Kirche St. Martin zu Freiburg von Heinrich Hansjakob. Zweite, neu durchgesehene Auflage. Herder in Freiburg. Preis M. 1.30 = fl. —.78.

10) **Messopfer, Beicht und Communion.** Sechs Vorträge, gehalten in der Fastenzeit 1891 in der Kirche St. Martin zu Freiburg von Heinrich Hansjakob. Zweite, neu durchgesehene Auflage. Herder, Freiburg. Preis fl. —.90 = M. 1.80.

Die begeisterte Aufnahme, welche die Fastenpredigten des geistvollen Redners und Schriftstellers bei ihrem ersten Erscheinen gefunden, wird durch die nun nothwendig gewordene zweite Auflage am besten illustriert. Und in der That, wenn man die geistvollen, apologetisch scharfen, originell entwickelten, ungewungen und trefflich ausgedrückten Gedanken des ersten, und die ergreifenden und erschütternden durch alle Hindernisse und Einwände bis zu den verborgensten Tiefen des menschlichen Herzens dringenden Ermahnungen des zweiten Entlus in sich aufnimmt, so begreift man, warum Hansjakob so rasch der Liebling der Freunde einer geistreichen religiös gehaltvollen Lectüre geworden ist. Hier ist Geist und Leben.

Laucha-Kapsenburg.

Jos. R. Kröll, Pfarrer.

11 **Der Clerus und die sociale Frage.** Moral-sociologische Studie von Professor Dr. Josef Scheicher. Zweite Auflage. VII. 273. Chr. Casanova. 1896. Preis M. 2.40 = fl. 1.44.

Nach mehr als zehn Jahren erscheint diese ungearbeitete und vermehrte Auflage, um „in den gerade für die katholische Kirche höchst gefährlichen Zeit läuften den Mitbrüdern socialpolitisch vernünftige und energische, wie theologisch verlässliche Winke und Rathschläge zu bieten“. Die Schrift berücksichtigt zwar zunächst österreichische Zustände und Verhältnisse, besonders jene, welche durch die dort überaus einflussreichen Juden geschaffen sind. Trotzdem — die sociale Frage ist ja international — gelten die kritischen Abhandlungen über die verschiedenen Wirtschaftssysteme und die Heilmittel der socialen Mißstände natürlich überall. Die Sprache ist stellenweise nicht fehlerfrei. Die höchst lehrreiche Schrift hätte gewiss die Mühe sorgfältigen Lesens ihrer Form verdient.

Weinheim a. d. Bergstraße.

Dr. Friederich Kayser, Stadtwr.

12) **Veronika.** Schauspiel in drei Aufzügen von Emilie Ringeis. Vierte verbesserte Auflage. Freiburg. Herder. 1895. Preis M. 1.40 = fl. —.84 fr.

In psychologisch fein motivierter Weise und in edler Sprache schildert die Dichterin an der legendarischen Gestalt der Veronika den Conflict zwischen übernatürlichem Glauben und grübelndem menschlichen Verstand. Jedenfalls gehört das (in Linz erworfene) Drama zu den besten der neueren katholischen Literatur. Für eine nur mit Freuden zu begrüßende neue Auflage würden wir die ziemlich unverständlichen Verse (S. 14) verbessert wünschen:

„Wenn bald kein Unrecht mehr die böse Saat
Entfalten dürft, in seiner Wurzel selbst
Zerstört verfaulend, o und all das Elend,
Die Sünde über uns gebracht, mit ihr!“

Auch könnten einige metrische Unebenheiten (z. B. S. 39 Z. 5 v. o., S. 52 letzte Z., S. 65 Z. 4. v. o. u. a.) sowie die namentlich im dritten Aufzuge gehäufigen D und Ga! beseitigt werden.

Stift Schlägl.

Gottfried Vielhaber, Stiftsbibliothekar.

C) Ausländische Literatur.

Ueber die französische Literatur im Jahre 1897.

XV.

Beginnen wir unsern Rundgang durch die französische Literatur wieder mit dem lebenswürdigen hl. Franz von Sales. Von ihm brachte das verflossene Jahr 1897: Saint François de Sales. Oeuvres. Edition complète. (Werke. Vollständige Ausgabe.) 8. Bd. (Der Reden 2. Bd.) Annecy, Nierat. 8°. XXI. 447 S.

Dieser Band gewinnt dadurch an Bedeutung, daß von den 95 Predigten oder Predigtentwürfen bisher nur neun veröffentlicht waren. Der Heilige hatte je älter, desto mehr Arbeiten, so daß es ihm nicht mehr möglich war, seine Predigten ganz zu schreiben. Zudem bekam er wohl allmählig eine Sprachgewandtheit, daß ihm eine Skizze genügte. Der gegenwärtige Band umfaßt die Predigten vom Jahre 1604 bis Mai 1622.

An das vorliegende Werk schließt sich würdig an: Dionysii Cartusiani, Doctoris ecstatici opera omnia. Tomus I. In Genesim et Exodum (c. I—XIX). Monstrolii, typis Cartus. S. M. de Pr. 4. XCIV. 684 p.

Dionys, der Karthäuser, war eine der größten Zierden seines Ordens, einer der hervorragenden Theologen seines Jahrhunderts und einer der fruchtbarsten (187 Schriften) Schriftsteller aller Jahrhunderte. Obgleich Dionys immer im höchsten Ansehen stand, waren doch seine sämtlichen Werke nie veröffentlicht worden. Ein Grund davon mag, wie französische Recensenten bemerken, der Umstand gewesen sein, daß zur Zeit seines Wirkens (er lebte von 1394—1471) die Buchdruckerkunst noch in den Windeln lag und die Abschreibeluft am Verschwinden war. Endlich haben die Karthäuser von Montreuil, aufgemuntert durch Leo XIII. den Entschluß gefaßt, eine Gesamtausgabe seiner Schriften zu veranstalten. Dieses ist auf 48 Quartbände berechnet; jährlich sollen drei Bände erscheinen. Der erste enthält das Breve Sr. Heiligkeit Leos XIII., in welchem die Karthäuser ermuntert werden, das Werk herauszugeben, sodann die Biographie des ehrwürdigen Verfassers, ferner dessen gelehrte und an tiefen Gedanken reiche Commentare zur Genesis und zum Exodus (bis Cap. 19). Möge das große und schöne Unternehmen gelingen!

Mignon (A.) Les origines de la Scolastique et Hugues de Saint-Victor. (Die Anfänge der Scholastik und Hugo von St. Victor). Paris, Lethielleux. 2 Bde. 8°. 378 und 406 S.

Die ehrenvolle und wichtige Stelle, welche Hugo von St. Victor (aus der Familie der Grafen Blankenburg im Halberstädtischen, geb. 1079, trat frühzeitig in das Augustinerkloster St. Victor in Paris ein, starb 1141) in der Philosophie, Theologie und Mystik einnimmt, ist in der Gelehrtenwelt hinreichend bekannt. Bei seinen Zeitgenossen war er so hochgeachtet, daß man ihn alter Augustinus nannte. Ein solcher Mann verdiente gewiß, daß sein Leben und sein Wirken einmal gründlich untersucht und eingehend besprochen werde. Dieser Arbeit hat sich der Abbé Mignon unterzogen. Seine Leistung findet in Bezug auf Gründlichkeit und Darstellung allgemeine Anerkennung. Seine Kenntnis der einschlägigen Literatur ist staunenswert. Das Werk beginnt mit einer gedrängten, jedoch erschöpfenden, höchst interessanten Biographie des großen Gelehrten und

Ordensmannes. Sodann wird die Echtheit der ihm zugeschriebenen Schriften untersucht, wobei manche als unecht ausgeschieden werden; dadurch wird er von mancher irrigen Ansicht, als deren Vertheidiger Hugo bisher galt, freigesprochen. In Bezug auf die Philosophie zeigt der gelehrte Verfasser, wie Hugo von St. Victor sich durch Boëtius an die Griechen angeschlossen und zwar mehr an Aristoteles als an Plato. Ganz besondere Aufmerksamkeit wird Hugo als Theolog gewidmet. Seine Ansichten und Beweisführungen werden mit denen seiner Vorgänger zusammengestellt, verglichen. Seine Fortschritte werden gebührend hervorgehoben; aber auch seine Fehler und irrigen Ansichten werden aufgedeckt und objectiv besprochen. Eines der beachtenswerthesten Capitel ist das über die Eucharistie. Doch steht Hugo hierin noch weit hinter dem hl. Thomas zurück. In zwei Capiteln wird schließlich die hohe Bedeutung besprochen und begründet, welche dem contemplativen Hugo von St. Victor in der Mystik zukommt. Das Gesagte mag genügen, um die Wichtigkeit dieser Publication zu zeigen.

Unter den dogmatischen Werken möchten wir auf folgende besonders aufmerksam machen: Tepe (G. B. S. J.) *Institutiones theologicae*. Paris, Lethielleux. 3 Bde. 8°. 636, 672 und 780 S. (Es werden noch zwei Bände folgen).

Der Theologe, der heutzutage in usum scholarum schreibt, muß nicht bloß seinen Stoff vollkommen beherrschen, sondern er muß sich auch durch eine klare und deutliche, durch eine schöne und interessante Auseinandersetzung und Begründung auszeichnen. Das ist nun in hohem Grade der Fall bei dem Werke des Jesuiten, P. Tepe. Er schließt sich inhaltlich so eng als möglich an den hl. Thomas an. Wo man aber über die Ansicht des hl. Thomas nicht einig ist, folgt er Suarez und den andern großen Theologen seines Ordens. Da immer neue Angriffe auf die Lehre der Kirche gemacht werden, genügt die alte Waffenkammer nicht mehr; die neuen Streiter müssen mit neuen Waffen abgewiesen werden. Auch in dieser Beziehung entspricht P. Tepe vollkommen allen billigen Anforderungen. In der Exegese ist er ein Meister wie Wenige. Die Verwertung der Schriftsteller ist wirklich ausgezeichnet.

Tonqueray (P.) *S. J. Synopsis theologiae dogmaticae ad mentem S. Thomae Aquinatis hodiernis moribus accomodata*. Tournai, Desclée. 8°. 2 vol. 618 und 727 p.

Wir erachten es als Pflicht, auf dieses vorzügliche Werk, die Frucht zwanzigjähriger Arbeit, aufmerksam zu machen. Der Verfasser hält, was er verspricht; er macht uns bekannt mit den Ansichten des hl. Thomas, überhaupt mit denen der alten Schule, wendet sie unter Verwertung der neuen und neuesten Literatur auf die jetzigen Verhältnisse, wie sie sich durch die Fortschritte in den verschiedenen Wissenschaften gebildet haben, an. Es ist wohl nicht nöthig zu sagen, daß das Werk allgemein die beste Aufnahme findet und ebenfalls nicht in das Einzelne einzugehen, da Plan und Eintheilung des Werkes die gewöhnlichen sind.

Lahousse. (Gust.) *S. J. De vera religione. Praelectiones theologicae*. Louvain, Peeters. 8°. 523 p.

Heutzutage, wo der Kampf am meisten zwischen Gläubigen und Ungläubigen wogt, ist die generelle Dogmatik (Fundamental-Theologie) von besonderer Bedeutung. Daher wird jeder tüchtige Kämpfer freudig bewillkommt. Ein solcher ist in der That G. Lahousse S. J. Sein Werk zeichnet sich durch Klarheit, Präcision, strenge Beweisführung, einfache leichtverständliche Sprache, große Erudition vor vielen andern ähnlichen Inhalten aus. Der Verfasser bespricht sein Thema in vier Hauptthesen: 1) von der Religion im allgemeinen, 2) von der geoffenbarten Religion im allgemeinen, 3) von der mosaischen Religion, 4) von der christlichen Religion. Eine ganz besondere Beachtung verdient seine vorzügliche Besprechung der Authenticität der Schriften des Alten und Neuen Bundes.

Auch die Schlussabhandlung, Geschichte der Religionen, — die Evolutionstheorie der Rationalisten in Bezug auf Religion und Moral wird schlagend widerlegt — ist höchst interessant.

Terrien (S. J.) *La grace et la gloire ou la filiation adoptive des enfants de Dieu.* (Die Gnade und die Glorie oder die Aufnahme der Kinder Gottes als Adoptivkinder. Paris, Lethielleux. 2 Bände. 8°.

P. Terrien S. J., ehemaliger Professor der Dogmatik am Institut Catholique in Paris will in diesen zwei Bänden alle übernatürlichen Gaben, welche den Menschen nach dem Sündenfalle durch die Barmherzigkeit Gottes zutheil wurden, auseinanderlegen — alles, was in den Worten „Kinder Gottes“, „Tempel des heiligen Geistes“, „Brüder und Miterben Jesu Christi“ Großes, Erhabenes, Göttliches für Zeit und Ewigkeit enthalten ist. Es ist wohl die gründlichste und ausführlichste Besprechung dieser Wahrheiten. Der Verfasser hat zunächst Theologen und Seelsorger im Auge. Damit aber auch Laien das Buch mit Nutzen lesen können, sind streng wissenschaftliche Fragen in besonderen Capiteln für den Anfang beiseite gelegt.

Cornely (S. J.) *Commentarius in S. Pauli Apostoli Epistolas. Epistola ad Romanos.* Paris, Lethielleux. gr. 8°. 806 Seiten.

Es ist dies der 23. Band des *Cursus Scripturae sacrae*, welchen die Väter der Gesellschaft Jesu herausgeben. Einer ausführlichen Besprechung und Aufzählung der Vorzüge bedarf diese Publication nicht; es ist wohl genug, Fachmännern das Erscheinen derselben angezeigt zu haben.

d'Hulst (Msgr.) *Conférences de Notre Dame. Carême de 1896.* (Conferenzen in Notre Dame. Fasten 1896). Paris, Ponsielgue. 8°. IV. 448 S.

Diese Conferenzreden sind ein würdiger Schwanengesang des ausgezeichneten Theologen und Kanzelredners Msgr. d'Hulst. In denselben werden die jetzt brennenden Fragen der Socialpolitik in wahrhaft kirchlicher Gesinnung eben so gründlich als geistreich besprochen, — so die Achtung vor dem Leben und dem Wohl anderer, die Brüderlichkeit, das Eigenthum und die damit verbundenen Pflichten. Man wird nichts Schöneres und nichts Besseres über diese und ähnliche Themata finden, und es ist daher zu wünschen, daß das Buch einen recht großen Leserkreis in- und außerhalb Frankreich finde.

Delaville-Le Roux (J.) *Cartulaire général de l'ordre des Hospitaliers de S. Jean de Jérusalem.* (Allgemeines Urkundenbuch des Ordens der Hospitaliere des hl. Johannes von Jerusalem). Paris, Leroux. Fol. t. I. & II. CCXXX. 701 und 919 Seiten.

Es hat in unserem Jahrhundert wohl selten jemand, auf die eigenen Kräfte beschränkt, eine so großartige Publication unternommen, wie der Verfasser und Herausgeber dieses Werkes. Seine Absicht ist, alle wichtigen Documente, welche auf den Orden der Johanniter Bezug haben, von der Gründung des Ordens (1099) bis zu der Uebersiedelung desselben nach Rhodus (1310) mitzutheilen. Alle Documente zu veröffentlichen, wäre unmöglich; denn sie sind zu zahlreich und einige auch ohne besondere Bedeutung. Daher mußte eine Auswahl getroffen werden. Der erste Band enthält 1129 Urkunden, vom Jahre 1099 bis zum Jahre 1200; der zweite Band enthält deren 1841 aus den Jahren 1201 bis 1260. Daraus läßt sich erkennen, welche Riesensarbeit der Verfasser auf sich genommen hat. Die meisten Archive und Bibliotheken Europas mußte er durchstöbern. Die Verbindungen des Ordens erstreckten sich eben über alle Länder. Daher ist das Werk auch von großer Bedeutung für das christliche

Morgen- und Abendland. Möge der dritte Band, mit dem das Werk abschließen soll, bald erscheinen!

Vassal (Auguste). *Le célibat ecclésiastique au premier siècle de l'Eglise, depuis N. S. Jesus Christ jusqu' à l'an 100.* (Der kirchliche Eölibat im ersten Jahrhundert der Kirche, von Christus bis zum Jahre 100. Paris, Oudin. 8°. VIII. 791 S.

Der Verfasser, H. Vassal, beabsichtigt, wie aus der Vorrede hervorgeht, eine vollständige Geschichte des kirchlichen Eölibates zu schreiben. Dieser (erste) Band soll die Grundlage dazu bilden. In demselben wird alles, was in der heiligen Schrift und bei den heiligen Vätern und den Kirchenschriftstellern sich vorfindet über den Eölibat, über die Jungfräuschast und über andere damit in Verbindung stehende Punkte eingehend, gründlich besprochen. Ebenso gründlich werden die Einwendungen der Protestanten und anderer Gegner des Eölibates widerlegt. Der Verfasser ist der Ansicht, daß am Ende des ersten Jahrhunderts der Eölibat ein von der Mehrheit der Geistlichen befolgter Rath, aber nicht ein strenges Gesetz gewesen sei.

Verdun (P.) *Le diable dans la vie des Saints.* (Der Teufel im Leben der Heiligen.) Paris et Lyon, Del homme et Briguet. 12. 2 Bde. XI. 298 u. 319 S.

Ein sonderbarer Titel, und ein sonderbares Buch, aber doch höchst interessant, besonders für unsere Zeit, wo ja die Spiritisten mit ihren Beschwörungen so beliebt sind. Der Verfasser gibt sich alle Mühe, nur Glaubwürdiges zu bringen. Deshalb läßt er auch alle Ereignisse und Begebenheiten vor dem zehnten Jahrhundert, als zu wenig kritisch begründet, beiseite. Vom 10. bis 18. Jahrhundert wird sodann die Lebensgeschichte von 340 Heiligen mit 650 Thatfachen unersucht. Für jedes Vorkommnis wird genau das Quellenmaterial angegeben, aus welchem das Erzählte geschöpft wurde. In vielen Fällen dienen als Grundlage die Canonisationsprocesse, gerichtlich bestätigte Aussagen, Selbstbiographien, die Berichte von Augenzeugen, die Werke der Bollandisten. Das Werk beginnt mit dem Kampf der Kirche gegen das Wirken Satans in ihren Gebeten und Ceremonien; sodann kommen wir rasch zum zehnten Jahrhundert. Den Schluß bildet der ehrwürdige Pfarrer von Mrs. Verdun ist in seinem Urtheil sehr nüchtern und vorsichtig, in den Schlußfolgerungen streng logisch, so daß sein Werk allseitig Anerkennung findet.

Pierling S. J. *La Russie et le Saint-Siège. Etudes diplomatiques.* (Rußland und der heilige Stuhl. Diplomatische Studien.) Paris, Plon et Nourrit. 8°. 2. Bd. III. 416 S.

Ueber den ersten Band dieses vorzüglichen Werkes wurde letztes Jahr Bericht erstattet. Der zweite Band ist, wie P. Pierling selbst in der Vorrede sagt, eine Umarbeitung und Erweiterung seiner im Jahre 1890 erschienenen Schrift „Papes et Czars“. Der zweite Band geht von 1580 bis 1601. Eine großartige Persönlichkeit, welche durch die ganze Zeit hindurch im Vordergrund steht, ist der Jesuit Pojsewino. Auch dieser Band zeichnet sich nicht bloß durch den höchst interessanten Inhalt aus, sondern durch eine musterergütige Darstellung und Sprache.

Salzburg.

Emer. Professor J. Mä f.

Erlässe und Bestimmungen der römischen Congregationen.

Zusammengestellt von P. Bruno Albers O. S. B. in Monte Cassino (Italien).

(Einfache Gelübde *vota simplicia* und deren Lösung).

Werden in einer Congregation, welche nur einfache aber dauernde Ge-

Gelübde (*vota simplicia sed perpetua*) hat, die Gelübde eines Religiosen durch einfache Entlassung aufgehoben? Die S. C. EE. & RR. antwortet auf diese Frage mit Nein und verpflichtet gegebenenfalls den Entlassenen zur Lösung der Gelübde an die Congregation zu recurrirten. Die heilige Congregation wollte dem Obern die Facultät die Religiosen im Falle der Entlassung aus dem Institute auch von den Gelübden lösen zu können, nicht ertheilen. Wir lassen hier diese wichtige Entscheidung in ihrem Wortlaute folgen. „*Procurator generalis Congregationis N. in qua vota simplicia perpetua solummodo nuncupantur H. S. Congni sequentia dubia proposuit:*

1. *Utrum Religioso rite ejecto ab hac Congregatione juxta normam decreti S. C. EE. & RR. „Auctis admodum“ una cum juramento permansionis vota simplicia etiam dispensentur? Et in casu negativo;* 2. *Ut Sanctitas Vestra Oratori delegare dignetur facultatem dispensandi suos alumnos professos in actu dimissionis ab Instituto juxta normam decreti. „Auctis admodum“ una cum juramento super votis simplicibus et perpetuis. Et. S. Congr. re mature perpensa rescripsit. Ad I^{um} Negative. Ad II^{um} Non expedire; sed recurrendum ad hanc S. Congregationem ab ipsis alumni postquam fuerint legitime dimissi, pro enuntiata dispensatione obtinenda. Romae die 10 Januarii 1896 (Analect. Ecclesiast. 1897. II. 54).*

(Zweifel hinsichtlich der Taufen von Heiden). 1. Ist es rathsam, Mädchen, die im übrigen hinlänglich unterrichtet sind und selbst die hl. Taufe verlangen, zu taufen, wenn die Gefahr besteht, daß sie von den heidnischen Eltern schon verheirateten Personen als Concubinen überlassen werden? 2. Sind die Knaben zu taufen, welche hinlänglich unterrichtet sind und die Taufe verlangen, wenn Gefahr besteht, daß sie sich nach ihrer Entlassung aus den christlichen Schulen wieder dem Götzendienste zuwenden? Die letzte Frage wurde entschieden bejaht und angerathen, die Knaben durch die hl. Sacramente und Religionsunterricht gegen die Gefahren des späteren Lebens zu schützen und zu stärken. Die erste Frage dahin beantwortet, daß solchen Mädchen die Taufgnade nicht vorzuenthalten sei, wenn sie bei Empfang der heiligen Taufe bereit sind, lieber zu sterben als sich zu beflecken (*ita ut paratae sint potius mori quam foedari*). S. Cong. de Prop. fid. d. d. 8. Julii 1895.

(Giltigkeit der Priesterweihe). Bei einer Priesterweihe gebrauchte der Bischof zur Salbung durch Versehen des Ceremoniars das Chrisma anstatt das Katechumenen-Oel. Auf eine Anfrage, ob die Salbung zu wiederholen sei, oder ob der Ceremoniar in Betreff derselben ruhigen Gewissens sein könnte, antwortete die S. C. S. J. verneinend auf den ersten, und bejahend auf den zweiten Theil der Anfrage. (Analect. Ecclesiast. 1897. III. 99).

(Taufe, respective Wiedertaufe des Foetus). Muß ein Kind, welches im Mutterleibe die Taufe empfangen und zwar nach Aussage des Arztes so, daß eine Abwaschung des Hauptes stattgefunden hat,

nach der Geburt die heilige Taufe aber conditionatum gespendet erhalten? Nachdem die S. Poenitentiaria sich für die Lösung der Frage nicht competent erklärt und dieselbe an die S. C. Concilii verwiesen hatte, erfolgte von dort der Bescheid: *Servetur decretum S. Concilii diei 12 Julii 1794. Das Decret lautet: „Foetus in utero supra verticem baptizatus post ortum denuo sub conditione rebaptizetur.“*

(Trauung vor dem akatholischen Minister). Der hochwürdige apostolische Vicar Dr. Ms. Lasserre frug in Rom an, ob ein Katholik mit einer Muhamedanerin entweder selbst oder durch einen Procurator vor dem Kadi die Civiltrauung eingehen dürfe. Auf die Anfrage folgte der Bescheid, da eine Civiltrauung von dem Gesetze nicht gefordert werde, dürfe der akatholische Minister weder selbst noch durch einen Procurator um besagte Trauung angegangen werden. S. C. de prop. fid. d. d. 12. März 1897.

(Rangerhöhung des Festes des hl. Remigius). Für Frankreich und die unter französischer Oberhoheit stehenden Colonien ist das Fest des hl. Remigius Ep. Cf. zu einem Feste dupl. maj. erhöht worden. S. R. C. d. d. 14. Dec. 1896.

(Heilige Familie). Bezüglich des Vereins der heiligen Familie gab der Secretär desselben auf die nachstehenden Anfragen folgende Antwort.

I. Können diejenigen, welche Tischgenossen einer Familie sind und in derselben leben, auf ihr Verlangen unter dem Namen dieser Familie in das Register miteingetragen werden? Antwort. Ja, doch sollen im Pfarrregister Vor- und Zuname, sowie die Umstände, welche das Zusammenwohnen veranlaßt (*circumstantiae cohabitationis*), angemerkt werden.

II. Können diejenigen, welche mit keiner Familie zusammenwohnen, zur Gewinnung der Ablässe sich irgend einer Familie bei Verrichtung der häuslichen Gebete anschließen? Antwort. Ja, wosern sie Mitglieder der frommen Genossenschaft sind.

III. Genügt zur Gewinnung der vollkommenen und unvollkommenen Ablässe die einfache Namens eingetragen in das Register der Vereinigung? Antwort. Die Namens eingetragen und Verrichtung der Gebete ist erforderlich, wie die Statuten und Regeln vorschreiben.

IV. Ist zur Gewinnung der Ablässe erforderlich, daß der Pfarrer öffentlich (in facie ecclesiae) die Weiheformel betet? Antwort. Nach Nr. 5 der Statuten ist dies nicht wesentlich erforderlich.

V. Ist es nothwendig, daß bei der Aufnahme einer Familie alle Mitglieder, auch Bedienten, sich persönlich einfänden? Antwort. Nein, doch müssen die Bedienten den Bedingungen Genüge leisten, und sind ihre Namen einzutragen.

VI. Genügt zur Gewinnung der Ablässe die Gegenwart des Vaters oder der Mutter allein? Antwort. Die Ablässe gewinnt, wer die Weiheformel oder die vorgeschriebenen Gebete verrichtet.

VII. Kann der Pfarrer, welcher Rector der Vereinigung ist, sich selbst und seine Hausbewohner dem Vereine einschreiben? Antwort. Ja.

VIII. Ueberträgt der Pfarrer aus Gesundheits oder Alters-Rücksichten die auf dem Vorstand ruhenden Verpflichtungen einem anderen Priester,

kann er dann auch die ihm vom heiligen Stuhl übertragenen Privilegien und Indulgenzen auf den Subdelegierten mitübertragen? Antwort. Ja, doch sind die im canonischen Recht für die Delegation vorgeschriebenen Regeln genau zu beobachten. Rom, Generalvicariat. 28. Mart. 1897.

(Anrühren des Kelches und der Patene bei der Priesterweihe.) Bei Ertheilung der Priesterweihe hatte einer der Weihcandidaten den Kelch und die Hostie berührt, und war im Zweifel, ob er auch nach der Vorschrift des Pontificale die Patene berührt habe. Die S. C. S. J. gab auf eine Anfrage die Antwort. „*Acquiescat*“.

(Erscheinungen und Visionen.) Aus Anlaß der von manchen Personen zu Tilly-sur-Seulles berichteten Erscheinungen, bat der Bischof von Bayeux die S. C. S. J. um Verhaltensmaßregeln. Es wurde geantwortet: Der Bischof solle darüber wachen, daß nichts geschehe was eine directe oder indirecte Approbation der stattgehabten Erscheinungen, Wallfahrten u. in sich schließe. Vermitteltst einer katholischen Zeitung sei den Gläubigen bekanntzumachen, daß einzig und allein der kirchlichen Behörde das Recht zustehe, sich über die Erscheinungen auszusprechen und daß nach erfolgtem Ausspruch alle sich diesem Urtheile zu unterwerfen hätten. Unterdessen solle der Bischof dem Clerus verbieten sich in die Untersuchung der Angelegenheit einzumischen. (*Analect. Eccles.* 1897. IV, 143).

(Beichte der Klosterfrauen.) Die *Analecta Ecclesiast.* (1897. IV, 146) bringen folgende schon ältere Entscheide der S. C. EE. & RR. bezüglich der Beichte der Klosterfrauen. I. Dürfen Klosterfrauen, welche aus Gesundheitsrückichten oder anderen Gründen die Erlaubnis erhalten haben, außerhalb der Clausur zu weilen, bei jedem beliebigen anders approbierten Beichtvater ihre Beicht ablegen, oder muß derselbe auch für die Klosterfrauen approbiert sein? Antwort. Während ihres Aufenthaltes außerhalb der Clausur können sie jedem sonst approbierten Priester beichten. (d. d. 27. Aug. 1852). II. Für die Congregationen der Klosterfrauen, welche einfache Gelübde ablegen und keine Clausur haben (*legibus clausurae non subiacent*) wurde entschieden, daß die Schwestern auch außerhalb ihres Hauses bei jedem vom Bischof approbierten Beichtvater ihre Beicht ablegen können. (*Sorores de quibus agitur posse peragere extra piam domum sacramentalem confessionem penes quemcunque Confessarium ab Ordinario approbatum* (die 22. April 1872).

(Beichterlaubnis für die Mitglieder des Kapuzinerordens.) Unter dem 5. April 1897 gab der heilige Vater auf Bitten des Generalprocurators des Kapuzinerordens die Erlaubnis, daß künftighin alle Mitglieder dieses Ordens, wosfern sie mit Erlaubnis der Oberen sich außerhalb ihres Klosters befinden oder auf Reisen sind — nicht aber diejenigen, welche absichtlich oder mit Hintergehung des Gesetzes sich auf Reisen begeben — von jedem bevollmächtigten Priester auch von allen Reservatfällen und Censuren losgesprochen werden können, wenn sie nicht Gelegenheit haben unter zwei Beichtvätern ihres Ordens wählen zu können. Die also Losgesprochenen haben nicht mehr die Verpflichtung, sich im gegebenen

Walle wie früher nach ihrer Rückkehr an ihre Oberen zu wenden und um nochmalige Absolution nachzusuchen. (Anal. Eccles. 1897. IV, 147.)

(Erbchaft der Klosterfrauen). Der Bischof von Zamora in Spanien hatte bei Gelegenheit einer Erbchaft, welche einer Klosterfrau mit feierlichen Gelübden zugefallen war, bei der S. C. EE. & RR. angefragt: 1. Ob die Klosterfrau in erlaubter Weise entweder selbst oder durch einen Procurator jene Acte beim weltlichen Richter vornehmen dürfe, welche die Erhebung der Erbchaft erheischten oder ob sie 2. vielmehr einer Erlaubnis dazu bedürfe und von wem? Von ihrer Oberin, von dem Diöcesanbischof, welchem das Kloster unterstehe, oder vom apostolischen Stuhl. Bedürfe sie einer Erlaubnis vom heiligen Stuhl, so erbitte der Bischof für die Klosterfrau die Vollmacht entweder selbst oder durch einen Procurator die Erbchaft in eigenem Namen zu erheben und für sich selbst die Vollmacht in Zukunft in ähnlichen Fällen, welche gewöhnlich dringlich seien, vom Gelübde der Armut zu dispensieren und die Nonnen zu jenen Acten zu ermächtigen. Es wurde geantwortet. Die Klosterfrau bedürfe der Erlaubnis des heiligen Stuhles in jenem Falle, und werde dieselbe ertheilt, jedoch unter der Bedingung, daß die Erbchaft an das Kloster gelange. Dem Bischof selbst wurde die Erlaubnis für drei Jahre ertheilt, in dringlichen Fällen, wenn keine Zeit erübrige, sich nach Rom zu wenden, mit anderen Klosterfrauen zu dispensieren. S. C. EE. & RR. d. d. 15. Jan. 1897.

(Sanatio in radice-America). Die amerikanischen Bischöfe erhalten von der S. C. de prop. fide die Vollmacht, in gewissen Fällen eine Ehe durch die Sanatio in radice gültig zu machen. Auf eine Anfrage des Bischofes von Belleville, ob die Bischöfe Amerikas auch dann die Sanatio in radice eintreten lassen könnten, wenn eine Ehe mit dem trennenden Ehehindernis des „disparitas cultus“ geschlossen sei, wurde von der Propaganda mit „Ja“ geantwortet, doch müsse der katholische Theil versprechen sich zu bemühen die Kirchengesetze zu beobachten, des ungläubigen Eheheils Vetehrung sich angelegen sein zu lassen und die Kinder in der katholischen Religion zu erziehen. Vorstehender Entscheid wird durch ein anderes Schreiben des Cardinalpräfecten der S. C. de prop. fid. an den Erzbischof von Cincinnati bestätigt. Auf eine Anfrage dieses 1. ob er recht gehandelt in einem Falle die Sanatio in radice bewilligt zu haben, wo die Ehe wegen des trennenden Ehehindernisses der „disparitas cultus“ ungültig geschlossen war, nachdem der katholische Theil zur Einsicht gekommen und dieselbe unter den gewöhnlichen Versprechungen gegeben, und 2. ob die Bischöfe auch in dem Fall die Sanatio in radice eintreten lassen könnten, wenn die Ehe mit einem Juden, welcher schriftlich dem Judenthum entsagt habe, wurde geantwortet: Ad 1. Die Bischöfe hätten die Facultät, wenn die Nothwendigkeit vorliege, der Consens fortzudauern und der katholische Theil verspreche, für die Taufe und katholische Kindererziehung zu sorgen. Ad 2. In den einzelnen Fällen solle der Ordinarius unter Vorlegung aller Umstände sich nach Rom wenden. Für die Vergangenheit sei der heilige Vater um die Sanatio in radice angegangen worden und habe

soweit es nothwendig sei eingewilligt. (Anal. Eccl. V, 897. — V, 204. — VI, 257.)

(Pfarrrecht—Nordamerika). Da Zweifel darüber entstanden, welcher Pfarrei die in Amerika geborenen Kinder eingewanderter und nicht englisch sprechender Familien sich anschließen müßten, wurde entschieden, daß die Kinder, wenn sie erwachsen, nicht gehalten seien sich der Pfarrei anzuschließen, worin ihre Eltern sich befinden und ihre Muttersprache geredet wird, sondern daß sie sich ebenso einer englischen Pfarrei anschließen dürften. 2. Die Einwanderer, welche englisch reden, können sich als Mitglieder bei einer englischen Pfarrei einschreiben lassen und sind nicht gehalten sich der Jurisdiction des Rectors der Pfarrkirche, an welcher ihre Muttersprache geredet wird, zu unterwerfen. (S. C. de prop. fid. d. d. 26. Apr. 1897).

Neueste Bewilligungen oder Entscheidungen in Sachen der Ablässe.

Von P. Franz Beringer S. J., Consultor der heiligen Ablass-Congregation.

I. Zur Gewinnung der vollkommenen Ablässe am Rosenkranzfest (1. Sonntag im October) kann nach einer Bewilligung Sr. Heiligkeit Papst Leo XIII. in der Audienz vom 25. März 1897 die Beichte schon am Freitag vor diesem Feste abgelegt werden. Dies gilt für das Gebiet der deutschen Provinz des Dominicanerordens, wegen des dort herrschenden Mangels an Beichtvätern.

II. Bezüglich des Herz-Jesu-Festes hatte Papst Pius VII. durch Rescript der Secretarie der Memorialen vom 7. Juli 1815 bewilligt, daß man mit Erlaubnis des Diöcesanbischofs dieses Fest (welches bekanntlich erst seit 1856 für die ganze Kirche vorgeschrieben ist) auf einen beliebigen Tag des Jahres verlegen könne, und zwar so, daß dann an jenem Tage alle heiligen Messen vom Herz-Jesu-Fest gelesen werden dürften.

Nachdem nun durch Decret der hl. Ritencongregation vom 28. Juni 1889 dieses Fest für die ganze Kirche zu einem duplex primae classis erhoben und seine Feier auf den Freitag nach der Frohnleichnamsoctav fixiert worden war, erklärte die nämliche Congregation am 20. November (11. December) 1889 auf eine Anfrage, daß das frühere Privileg Pius' VII. jetzt nur noch insoweit zu Recht bestche, daß einzig die äußere Festfeier verlegt werden könne, und zwar auf irgendwelchen nach dem Herz-Jesu-Fest folgenden Tag, auf welchen nicht ein duplex primae classis, ein privilegierter Sonntag oder ein Fest des Herrn falle (s. „Die Ablässe“, 11. Aufl. S. 290). — Durch diese Antwort schien die Feier von Herz-Jesu-Messen am Tage der Verlegung des Festes einfachhin ausgeschlossen.

Auf eine wiederholte Anfrage über denselben Gegenstand hat aber jetzt dieselbe hl. Ritencongregation durch Decret vom 23. Juli 1897 eine weitergehende Erklärung folgenden Inhaltes erlassen: Das Fest des hl. Herzens Jesu bleibt auf den Freitag nach der Octav des Frohnleichnamfestes fixiert und muß da alljährlich mit dem eigenen Officium und der eigenen Messe nach den Rubriken und Decreten gefeiert werden; es kann jedoch die äußere Festfeier desselben nach Maßgabe des obenerwähnten Rescriptes Pius' VII. auf einen anderen von den hochwürdigsten Ortsbischöfen bezeichneten Tag verlegt werden (was bekanntlich die Verlegung der Ablässe mit sich bringt — s. „Die Ablässe“, 11. Aufl. S. 95; 10. Aufl. S. 92), und zwar so, daß dann auch die hl. Messen vom Herz Jesu-Feste gelesen werden dürfen. Jedoch wird dieses Privileg nach der Praxis der Ritencongregation ausgeschlossen bezüglich des Hochamtes von jedem duplex primae classis und ebenso von den privilegierten Sonntagen primae classis; bezüglich der stillen Messen aber auch von jedem duplex secundae classis, ebenso von einem Sonntag, einer feria, Vigilie oder Octav, die privilegiert sind; ¹⁾ endlich darf deshalb nie die dem Tagesofficium entsprechende Conventual- oder Pfarrmesse unterlassen werden an jenen Orten, wo die Verpflichtung dazu besteht, und es müssen die Rubriken beobachtet werden.

III. Für den ersten Freitag jedes Monates ist kürzlich eine sehr schätzenswerte Gnade gewährt worden. Durch Rescript der hl. Ablasscongregation vom 7. September 1897 hat nämlich unser hl. Vater Papst Leo XIII. allen Gläubigen, auch wenn sie nicht der Herz Jesu-Bruderschaft angehören, vollkommenen Ablass bewilligt, wenn sie beichten, communicieren, ein wenig über die unendliche Güte des hl. Herzens Jesu betrachten und nach den Meinungen des hl. Vaters beten; außerdem einen Ablass von sieben Jahren und sieben Quadragenen an allen anderen folgenden Freitagen des Monats. — Demgemäß ist das in „Ablässe“ (11. Aufl. S. 290, Nr. 22; 10. Aufl. S. 268, Nr. 22) Gesagte zu berichtigen und zu ergänzen.

IV. Ueber die Approbation von Büchern, Broschüren oder Zetteln, welche Ablassbewilligungen enthalten, ist

¹⁾ So die technischen Ausdrücke der Ritencongregation. Mit anderen Worten will das heißen: Am Tage, auf welchen die äußere Festfeier des Herz Jesu-Festes verlegt wird, können Hochamt sowohl als die stillen Messen vom Feste selbst gehalten werden, jedoch mit folgenden Einschränkungen: Wenn der Bischof für dieses Fest ein duplex primae classis oder einen privilegierten Sonntag primae classis bezeichnet, so dürfen weder die feierliche Messe noch die Stillmessen vom Herz Jesu-Feste sein; dann müßte also alles auf die äußere Festfeier allein beschränkt werden. Würde aber der Bischof dafür ein duplex secundae classis, oder einen Sonntag, eine feria, eine Vigilie oder Octave, die privilegiert sind, bestimmen, so könnte nur die Hochmesse vom Herz Jesu-Feste gesungen werden, die stillen Messen aber müßten dem Tagesofficium entsprechen.

eine neueste Entscheidung der Indexcongregation wohl zu beachten. Zum besseren Verständniß derselben sei folgendes vorausgeschickt.

Das siebenzehnte der allgemeinen Decrete „de prohibitione et censura librorum“, welche durch die Constitution „Officiorum ac munerum“ vom 24. Januar 1897 veröffentlicht wurden, lautet folgendermaßen: „Indulgentiarum libri omnes, summaria, libelli, folia etc., in quibus earum concessiones continentur, non publicentur absque competentis auctoritatis licentia.“

Durch die letzteren gesperrten Worte ist eine Aenderung im Wortlaut der seither geltenden Vorschrift eingeführt. Denn bisher konnten solche Bücher, Broschüren oder Zettel, welche Ablassbewilligungen enthielten, nicht gedruckt werden ohne Erlaubnis der hl. Ablasscongregation; im Art. 12, § III der auf die Indexregeln folgenden Decrete hieß es nämlich: „Indulgentiarum libri omnes, diaria, summaria, libelli, folia etc., in quibus earum concessiones continentur, non edantur absque licentia S. Congregationis Indulgentiarum.“ — Von dieser Vorschrift waren indes in neuerer Zeit einige Fälle durch den hl. Stuhl selbst ausgenommen und den betreffenden Bischöfen unterstellt worden.

Diese Fälle lassen sich auf zwei zurückführen:

1. Handelt es sich nämlich um einen Ablass oder um ein Ablassverzeichnis, welche aus einem apostolischen Breve oder Rescript oder aus einer bereits mit Genehmigung der hl. Ablasscongregation veröffentlichten Sammlung zu entnehmen sind, so kann der Bischof zum Druck und zur Veröffentlichung dieses Ablasses oder Ablassverzeichnisses bevollmächtigen, wofern nicht ein besonderes und ausdrückliches Verbot für gewisse Sammlungen von Ablässen besteht. — Dieses Verbot besteht bekanntlich für die Uebersetzung der ganzen römischen Naccolta in eine andere Sprache; ebenso für jeden Abdruck und jede Uebersetzung des Verzeichnisses von Ablässen, welche die Päpste auf die von ihnen geweihten Medaillen, Kreuze, Rosenkränze u. s. w. verliehen haben; dieselben müssen vor dem Drucke die Approbation der hl. Congregation der Ablässe erhalten.

2. Für eine Sammlung oder für ein Verzeichnis von Ablässen, das schon früher zusammengestellt, aber nie approbiert wurde, wie auch für eine Sammlung, welche man jetzt zum erstenmale mit Benutzung von verschiedenen Verleihungsschreiben veranstalten will, genügt die Erlaubnis des Bischofs nicht, sondern die Veröffentlichung muß ausdrücklich von der hl. Congregation der Ablässe gestattet werden. — Von dieser letzten Bestimmung sind indes durch das Decret vom 8. Januar 1861 „Ad religionis“ die Ablasssummarien der Bruderschaften, die von Ordensobern errichtet zu werden pflegen, und der Erzbruderschaften, Hauptcongregationen u. s. w. ausgenommen worden (falls sie nicht in Rom residieren); es genügt nämlich auch für diese die Approbation jenes Diöcesanbischofs, wo solche Ordens- oder Erzbruderschaften ihren Hauptsitz haben.¹⁾

In allen anderen Fällen mußte man bisher für Ablassbücher u. s. w. stets die Druckerlaubnis von der Ablasscongregation selbst einholen

¹⁾ Vergl. Decreta authent. S. Congr. Indalg. n. 383 u. 388, und „Die Ablässe“, 11. Aufl. S. 102 (10. Aufl. S. 98).

Da nun aber durch das neue oben mitgetheilte Decret die Ablassschriften nicht mehr ausdrücklich der Ablasscongregation, sondern der competenten Autorität unterstellt werden, so war es zweifelhaft, ob nun auch alle jene Bücher, Broschüren, Verzeichnisse und Zettel, die bisher der Censur der Ablasscongregation vorbehalten waren, den Ortsbischöfen zur Bewilligung der Druckerlaubnis anheimgegeben seien.

Einige Autoren waren dieser Ansicht und glaubten, in den neuen Decreten selbst eine Bestätigung derselben zu finden. In der That heißt es in dem Decret Nr. 35 also: „*Approbatio librorum, quorum censura praesentium Decretorum vi Apostolicae Sedi vel Romanis Congregationibus non reservatur, pertinet ad Ordinarium loci, in quo publici juris sunt.*“ Nun ist aber der Ablasscongregation durch diese neuen Decrete nichts anderes ausdrücklich vorbehalten, als die Sammlung ihrer eigenen Entscheidungen, wie es in Nr. 33 heißt.

Andere Autoren behaupteten im Gegentheil, es sei durch die neuen Decrete nichts in Bezug auf diesen Gegenstand geändert worden; denn in dem oben mitgetheilten siebenzehnten Decret sei an Stelle des früheren Ausdrucks „*absque licentia S. Congregationis Indulgentiarum*“ nur deshalb dieser andere „*absque competentis auctoritatis licentia*“ gesetzt worden, um anzudeuten, daß auch in Zukunft die Ablassbücher und -Schriften jener Behörde zur Censur zu unterbreiten seien, der sie bereits vor jenen neuen Decreten vom hl. Stuhle waren zugewiesen worden.

Der Zweifel wurde nun vor kurzem der hl. Indexcongregation selbst zur Lösung vorgelegt und diese entschied zugunsten der letzt-erwähnten Ansicht.

Wir theilen hier den Wortlaut der Entscheidung mit:

Sacra Indicis Congregatio. — Huic Sacrae Congregationi proposito dubio: „Utrum in Decreto n. 17 Decretorum generalium de prohibitione et censura librorum nuper a SSmo. D. N. Leone P. XIII. editorum verba haec: non publicentur absque competentis auctoritatis licentia — ita sint intelligenda, ut in posterum indulgentiarum libri, libelli, folia etc. omnes ad solos locorum Ordinarios pro impetranda licentia sint referendi? — an vero subijciendi sint censurae aut Sacrae Congregationis Indulgentiarum aut Ordinarii loci secundum normas ante novam Constitutionem „Officiorum ac munerum“ stabilitas?“

Eadem Sacra Congregatio respondit:

Ad primam partem: Negative.

Ad secundam: Affirmative.

Datum Romae ex Secretaria ejusdem S. Congregationis die 7. Aug. 1897.

Andreas Card. STEINHUBER, Praef.
Fr. Marcol. Cicognani O. Pr., a Secret.

Kirchliche Zeitläufe.

Von Professor Dr. Mathias Hiptmair in Linz.

Gewisse Ausscheidungen im Organismus der Kirche. Der Kampf von außen gegen den Clericalismus. Die Bulle Clericis laicos. Die Circulare Rindinis. Das spanische Ministerium und das Kirchenvermögen. Die Freimaurerei in Frankreich und ihr Programm. Die 13hundertjährige Feier der Befreiung Englands; eine Seminarfrage. Die Autonomie in Ungarn. Aus der protestantischen Welt. Die blinde Wuth gegen die Canisius-Enchiridion. Socialdemokraten werden den Katholiken vorgezogen. Das österreichische evangelische Vereinsblatt und die Statistik.

Die Kirche ist ein lebendiger Organismus und darum entbehrt sie auch nicht jener Erscheinungen, die den organischen Gebilden eigen sind. Dazu gehören auch gewisse Ausscheidungen. Die Gegenwart weist derartige Phänomene auf, die theils schon zum Abschluß gelangt sind, theils das Gähren und Streben darnach offenbaren. Zum traurigen Abschluß gelangte bereits das Beginnen des französischen Priesters Victor Charbonnel, von dem unsere Zeitschrift im vorigen Jahre an erster Stelle des zweiten Heftes Mittheilung gemacht hat. Er hat nun einfach seinen Stand verlassen und das Christenthum preisgegeben, nachdem er es zuerst reformieren wollte. Und ihm hat sich eine ganz beträchtliche Anzahl gleichgesinnter Abbés angeschlossen. Es ist nicht uninteressant zu erfahren, wie dieser Abfall in protestantischen Zeitschriften zur Kenntniss gebracht wird. Ein Blatt sagt also: „Frankreich. Es war bisher eine bekannte Thatsache, daß unter dem Druck, den der formalistische und abergläubische Geist des Jesuitismus in der römischen Kirche ausübte, viele Seelen seufzten. Nun hat sich eine Anzahl ausgetretener Priester mit solchen, die noch im Schoße der Kirche verbleiben, zusammengethan, um für eine Reform der römischen Kirche zu werben mittelst eines zweimonatlich erscheinenden Organs: „Le Chrétien français“, das als Bulletin für die „evangelische Reform innerhalb des Katholicismus“ dienen soll. Vorderhand begehrt man noch keinen Anschluß an den Protestantismus, obgleich der Redacteur A. Bourrier ein früherer Priester, zur Zeit Pfarrer der reformierten Kirche in Sevres ist.“ Wie man sieht, liegt hier ein gutes Stück Charakterlosigkeit oder Heuchelei vor; aber das verschlägt bei einem protestantischen Blatte nichts, wenn es Förderung seiner Sache gilt. Die „Jungen“ in Frankreich, die für die protestantische deutsche Wissenschaft ebenso wie für die christliche Demokratie schwärmen, liefern Wasser auf seine Mühle. Im gleichen Sinne arbeiten die „Jungen“ in Amerika. Hervorgegangen aus der Schule Irelands und Keanes träumen sie von neuen Lehren der Theologie und neuen Wegen der Wahrheit; die alte Theologie schleppt nach ihrer Anschauung noch viel zu viel unbrauchbares, verlebtes Zeug mit sich und sie rühmen sich namentlich der Freiheit von den Bischöfen, die sie da drüben genießen. Auch anderswo fehlt es nicht an „Jungen“, und in Deutschland sind sie

es, die einem Schell zuzubeln und den „Spectator“ verschlingen. Wie wird das enden? Wer frühere Zeiten kennt, wer sich an die Döllinger Adressen erinnert, wer an Günther, an Hermes, an tausend andere Namen in der Geschichte denkt, der kann mit voller Sicherheit den Ausgang der heutigen Geisterbewegung sich vorstellen und jetzt schon wissen, auf welcher Seite Sieg und Niederlage sein werden. Der Kampf muß allerdings seine Entwicklung haben und vorerst seinen ihm eigenthümlichen Verlauf nehmen, und er nimmt ihn auch. Es mehren sich die Auflagen der Schell'schen Broschüre und werden verstärkt durch die Uebersetzung der „Hindernisse“ Mannings, sowie auch die Gegenschriften, das Distinguo und Iterum distinguo des Würzburger Dompfarrers Dr. Braun und die Broschüre des Limburger Domcapitulars Dr. Höhler gleichen Schritt halten, um von Zeitschriften und Tagesblättern nicht zu reden, die sich mit dieser Bewegung gleichfalls beschäftigen.

Haben wir hier Kampfeserscheinungen innerhalb der kirchlichen Grenzpfähle, so fehlt es in der Gegenwart auch nicht an solchen von außen. Selbst in den rohen parlamentarischen und politischen Kämpfen, die wir in den verflossenen Monaten mit Schauer und Scham erleben mußten, offenbarte sich als treibendes Element der Haß gegen das Christenthum, und in den verschiedenen Versammlungen wurde der heftigste Krieg dem Clericalismus angekündigt, wie der deutsch-nationale Parteitag in Bozen gethan. Man nennt Alles, was christlich, namentlich katholisch ist, kurzweg clerical: der katholische Laie heißt ein Clericaler, ein katholischer Grundsatz heißt ein clericaler Grundsatz, eine katholische Zeitung ist einfach eine clericale, eine katholische Uebung, eine katholische Unternehmung ist etwas Clericales. Darnach soll die Welt sich theilen und der Laie, der eben nicht zum Clerus gehört, in allem auch nicht clerical, das heißt, anticlerical sein und reden und handeln. Wer denkt da nicht an die Bulle Bonifaz VIII. Clericis laicos, wenn er sieht, daß nun wirklich so manche Katholiken dem verfänglichen Schlagworte zum Opfer fallen und mit Juden und Ungläubigen halten, mit Glaubensfeinden wählen und stimmen, nur kirchenfeindliche Blätter lesen, in Wort und That ihre Kirche bekämpfen und ihren Glauben verleugnen?

Wer denkt nicht an die so verschieden beurtheilte Bulle, wenn er sieht, daß auch die Regierungen entweder der Kirche nicht gerecht werden wollen, weil sie fürchten, des Clericalismus bezichtigt zu werden, oder sie in ihren Bestrebungen, in ihrem Wirken hemmen, sie verfolgen, eben weil sie das Clericale hassen? So hat das bisher gemäßigte Ministerium Rudini in Italien eine neue Periode des Anticlericalismus eröffnet, indem es gedrängt von den radicalen Elementen vom Schlage eines Zanardelli zunächst den Gemeinderath von Lucca auflöste und den Bürgermeister von Genua absetzte, weil sie an der Feier des 20. September nicht theilnahmen. Dann hat derselbe Minister in fünf, vom 18. September bis 8 October auf-

einanderfolgenden Erlässen an die Präfecten die katholische Bewegung in Italien aufs Korn genommen und befohlen, sie zu überwachen, die Versammlungen in den Kirchen unter Polizeiaufsicht zu stellen und die missfälligen Beschlüsse der Katholiken nicht zu dulden. Rudini nennt die katholische Bewegung ein beständig wachsendes Erwachen der clericalen Partei, deren Bestrebungen im Gegensatz stehen zum italienischen Staatswesen und — wie er sagt — „zu unseren Idealen“, Bestrebungen, die selbst auf den Untergang und die Vernichtung des Staates abzielen. Die Präfecten beeilten sich, dem Winke des Minister zu folgen. Voran ging der von Treviso, indem er eine Diöcesan-Versammlung zu Motta di Livenza untersagte, weil dabei die Häupter der katholischen Bewegung erscheinen wollten und das Wohl des Vaterlandes, der Sieg des heiligen Vaters und der Triumph der Kirche auf dem Programme stand. Der Präfect von Florenz verbot eine Versammlung in Lampovechio, wo der berühmte Sociologe Toniolo reden wollte, weil Unruhen an heiliger Stätte entstehen könnten. So geschah es auch in Brescia, in Ivrea, in Casara, in Cavriana u. s. f. Dagegen erhebt sich nun auf der ganzen Halbinsel ein Proteststurm auf Grund der bestehenden Gesetze, von dem sich mit Recht erwarten läßt, daß dadurch die katholische Bewegung erst recht in Fluß kommen werde. Da der Minister von Idealen sprach, sprechen nun auch die Katholiken von solchen und nehmen die Freiheit, die jener für die Liberalen beansprucht, nun auch für sich in Anspruch. Es ist gewiss, daß die römische Frage solange der Pfahl im Fleische Italiens bleiben werde, bis sie gerecht gelöst sein wird, ob die Machthaber wollen oder nicht.

Anticlericale Acte meldet man auch aus Spanien. Das frühere Ministerium Canovas und das des De Azarraga hießen zwar conservativ, waren aber nicht besonders katholisch; insbesondere schienen sie bezüglich des Kirchenvermögens nicht scrupulös zu sein. Die Bischöfe von Valladolid, Sevilla, Catalonien, Valencia, Aragona und andere sahen sich wegen Verletzung des Concordates in Bezug auf diese Materie zu feierlichen Protesten genöthigt. Da auch das berühmte Kloster in Bluch dem Fiscus zum Opfer gefallen, erklärte der Bischof von Majorca, daß der Finanzminister, der die Confiscation angeordnet, der Excommunication verfallen sei. Die Constatierung dieser rechtlichen Thatsache seitens des Bischofes, gab den liberalen Zeitungen Veranlassung die Sache so darzustellen, als ob er den Bann über den Minister ausgesprochen hätte. Indessen ist das Ministerium gefallen und der liberale Sagasta an die Spitze der Regierung getreten. Zugleich ist auch das Organ „Movimento catolico“ eingegangen, das den Zweck verfolgte, alle Katholiken nach den Weisungen des heiligen Vaters unter Anerkennung der factischen Verhältnisse zu vereinigen. Es scheint eben in Spanien der Karlismus noch starke Wurzeln im Clerus zu haben und nunmehr wieder stärker hervorzutreten.

In Frankreich schürt die Freimaurerei den Kampf gegen den Clericalismus. In einer Versammlung der Loge vom 19. bis 27. September, welche in Paris abgehalten wurde, legte der Deputierte Hubbard das Arbeitsprogramm für die Brüder vor. Es wird da unter anderem gefordert die Trennung der Kirche vom Staate, die Ausbildung der confessionslosen Schule, die obligatorische Einrichtung von Kinderasylen (crèches) und Krankenpflegeschulen und dergleichen. Die gegenwärtige Regierung wird der Reaction und des Clericalismus beschuldigt. Letztere Klage tönt auch aus protestantischen Blättern heraus, die über die Zustände in Frankreich schreiben. „Die Kirche, sagt ein solches Blatt, scheint großen Einfluß dadurch gewonnen zu haben, daß sie sich nach dem dringenden und wiederholten Rathe des Papstes je mehr und mehr der Republik anschließt. Was dieser Anschluß zu bedeuten habe, weiß jeder, der die Verhältnisse klar durchschaut. Wenn Rom behauptet, keiner Regierungsform abhold zu sein, sondern mit allen sich vertragen zu können, so darf man nicht vergessen, daß es dabei darauf ausgeht, das Volk in seine Hände zu bekommen und darin zu behalten. Ein Anschluß an die Republik, den man im Lande selbst eine duperie genannt hat, kann also nichts anderes bedeuten und heißen, als eine allmähliche Umgestaltung der jetzigen Republik in eine clericale. Immerhin spizen sich die Gegensätze zu einem immer schärferen Kampfe zwischen der römischen Kirche und der Republik zu, und welcher Geist der zuletzt herrschende, wohl auch die politische Lage beherrschende sein wird, läßt sich unschwer errathen für jeden, der die einander gegenüber stehenden geistigen Factoren abzuschätzen weiß und der bedenkt, daß von jeher Frankreich immer wieder in die Hände des Clerus gerathen ist“.

Weniger culturfämpferisch geht es in England zu. Wir haben da zwei friedliche Mittheilungen zu machen.

Im Jahre 597 kam der Mönch Augustin mit 40 Gefährten auf Geheiß des Papstes Gregor d. G. nach dem heidnischen England und bekehrte in erstaunlich kurzer Zeit den König Ethelbert von Kent und sein ganzes Volk. Dieses Ereignis wurde zuerst von den anglikanischen Bischöfen in gut protestantischer Weise gefeiert. Die „Herren Nachfolger des Mönches und Bischofs Augustin“ begaben sich in corpore nach Ebbsfleet, dem Flecken, wo die römischen Apostel vor 1300 Jahren zuerst den englischen Boden betraten. Ihr eigenes Organ, die Church Times, welches die Scene mit der späteren katholischen Feier vergleicht, hat den Muth oder Muthwillen, die Herren zu beschreiben als einen Haufen wohlhabender, wohlgenährter Bauern, die hinter einer Hecke stehen und sich recken und strecken, um zu sehen, was drüben auf dem Felde vorgeht. Lassen wir sie stehen! — Die katholische Feier begann am 12. September in den Kirchen des Landes. Am folgenden Tage fand die große Demonstration in Ebbsfleet statt. Wir wollen die Beschreibung einer nicht-katholischen Quelle entnehmen, damit der Leser den Eindruck beurtheilen

könne, den die Feierlichkeiten auf Andersgläubige machten, und zugleich die vorurtheilsfreie Weise sehe, mit welcher die große englische Presse die Katholiken behandelt. Die Daily News, die größte und gelesenste aller liberalen Zeitungen, gab am 14. September folgenden Bericht: „Mit aller Pracht, mit welcher die römische Kirche ihr Ritual zu verschönern weiß, hat gestern die katholische Hierarchie das 13. Centenarium der Ankunft des hl. Augustin gefeiert . . . Vor einiger Zeit feierten die Bischöfe der englischen Staatskirche dieselbe Ankunft am selben Orte mit vielem Eifer aber mit großer Einfachheit; heute auf demselben Grunde und am Fuße desselben Kreuzes commemorierten die Bischöfe der römisch-katholischen Kirche, sicher nicht mit geringerem Eifer aber gewiß mit mehr malerischen Ceremonien, ein Ereignis, für welches beide Kirchen ein so lebhaftes Interesse an den Tag legten. Cardinäle mit Mitren und Bischöfe in prachtvollen Gewändern, und Mönche, gekleidet in der Uniform gelobter Armut, bildeten Anfang und Ende der Procession, welche sich, Psalmen singend, durch die gedrängte Menge der „Gläubigen“ aller Gegenden Englands fortbewegte in der Richtung des riesigen Zeltes auf dem geheiligten Lande. Hier stand ein Altar, auf welchem das pontificale Hochant in Gegenwart der englischen Katholiken und mancher wohlwollender Protestanten celebriert werden sollte. Das Wetter war günstig . . . Um das große Zelt waren kleinere Zelte, in welchen die Officianten ihre Ornamente anzogen. Der Bürgermeister von Ramsgate (ein Jude) und der Stadtrath (aller Confessionen) nahmen theil an der Feier in ihrem Amtssornate: besondere Plätze waren ihnen zugewiesen. Nun kam die Procession: Ein Kaplan, von zwei Acolyten begleitet, trug ein Kreuz voran. Dann folgten Mönche aller Orden, die in England vertreten sind: Väter des Institute of Charity (? barmherzige Brüder!), Oblaten der unbefleckten Empfängnis, Passionisten, Redemptoristen, Jesuiten, Serviten, Karmeliten, Kapuziner, Franciscaner, Dominicaner: ihre groben Röcke und Kapuzen, ihre begürteten Hüften und geschorenen Scheiteln machten einen tiefen Eindruck. Jetzt kam wieder ein Kreuz . . . hinter diesem eine große Zahl Benedictinermönche und in ihrer Mitte eine Fahne, die das Verillum darstellen sollte, welches ihre Brüder im Jahre 597 trugen, als sie König Ethelbert von hier aus entgegen giengen. Nach den Würdenträgern, Prioren und Aebten der Benedictiner kamen zwei Vertreter der regulierten Chorherrn des Lateran, dann der Weltklerus, vertreten durch mehrere Mitglieder jedes Capitels der fünfzehn Diöcesen Englands. Die farbenreichen Mozette dieser Canoniker bildeten einen angenehmen Contrast zu den dunklen Farben der Mönchstrachten. Den Canonikern folgte der Erzpriester der Metropolitankirche von Arles in Frankreich, gesandt von seinem Erzbischof, dem Nachfolger des hl. Virgilius, welcher zur Zeit Augustins päpstlicher Vicar in Gallien war und welchem Papst Gregor die englischen Missionäre von 597 warm empfohlen hatte. Prälaten verschiedenen Ranges er-

schienen nun, und endlich eine stattliche Reihe von Erzbischöfen und Bischöfen in Mitra und Kappa, jeder von einem Kaplan begleitet. Die milchweiße Seide ihrer Mäntel glänzte mit goldener Stickarbeit, in welcher die Taube, Sinnbild des heiligen Geistes, und der Pelikan, Sinnbild der Liebe für die anvertraute Herde mit feiner Kunst behandelt waren. Hinter diesen Prälaten kam ein Subdiacon mit dem erzbischöflichen Kreuze, dann der Subdiacon, Diacon und assistierende Priester und endlich Cardinal Vaughan, Erzbischof von Westminster. Er trug eine mit Edelsteinen besetzte Mitra und die prachtvollsten Gewänder. Ueber dem leinenen Kleid des Priesters sah man die Dalmatiken des Subdiacons und Diacons, über diesen eine feine, seidene, goldgestickte Casula, und um den Hals das Pallium, die besondere Gabe des heiligen Stuhles. Aller Augen waren auf ihn, als auf die centrale Figur der ganzen Function gerichtet, als er, in blendendem Ornate und majestätischer Haltung, mit erhobener Hand den bischöflichen Segen rechts und links ertheilte. Die Benedictiner sangen die Psalmen und Antiphonen, welche der hl. Augustin vor dreizehnhundert Jahren mit seinen Mönchen hier gesungen . . . Als der Cardinal-Erzbischof von Westminster seinen Platz auf dem Throne eingenommen, erhoben sich alle, um den Cardinal-Bischof von Autun zu empfangen. Die Bischöfe von Autun erfreuen sich gewisser Privilegien als Nachfolger des hl. Syagrius, dem speciellen Freunde und Beschützer des hl. Augustin: obgleich einfache Bischöfe tragen sie das Pallium und haben Präzedenz vor ihren Brüdern. Cardinal Perraud, in der rothen Tracht der Cardinäle, saß auf einem Thron dem englischen Collegien gegenüber . . . Der Herzog von Norfolk und andere katholische Notabilitäten waren zugegen . . . Der englische Cardinal celebrierte die Messe nach dem pontificalen Ritus. Vierzig Mönche des Benedictiner-Ordens sangen die liturgischen Gesänge im gregorianischen Stile, jedoch mit Variationen, welche die verschiedenen Stimmen der Tenore u. s. w. durchklingen ließen . . . Eine auffallende Ceremonie war das wiederholte Abnehmen und Aufsetzen der Mitren so vieler Prälaten. Die Anbetung, als Hostie und Kelch erhoben wurden, war ein ungemein eindruckvoller Anblick. Der Cardinal von Autun stieg herab von seinem Throne und erniedrigte sich vor dem Altare, die Bischöfe, die Priester, die Laien, alle beteten an in tiefer Stille, nur gebrochen durch das Klingeln der Schelle. Nach der Messe wurde der päpstliche Segen gegeben und ein Brief des Papstes vorgelesen. Dann folgte das Gebet für die Königin und eine Rede über die apostolische Thätigkeit des hl. Augustin, gehalten vom Benedictiner Bischof Hedley. Das Te Deum endigte die Function . . .“

Die Feier in Ebbsfleet war der Glanzpunkt des Centenariums. Das Festessen und die Sitzung der Catholic Truth Society (Gesellschaft zur Verbreitung katholischer Wahrheit) am selben Tage in Ramsgate müssen wir der Kürze wegen umgehen. Am nächsten Tage pilgerten die Cardinäle mit mehreren Bischöfen und vielen hervor-

ragenden Persönlichkeiten der Laienwelt zur protestantischen Kathedrale von Canterbury. Die Ankunft der Pilger war der kirchlichen Behörde vor Monaten schon angekündigt worden. Mit ausgezeichnete Höflichkeit und Takt nahmen sich Dechant Farrar und Canonicus Mason — zwei anglikanische Streithähne — der katholischen Würdenträger an. Die Cardinäle wurden ehrerbietig herumgeführt, alles Sehenswerte wurden ihnen gezeigt, und die Andachtsverrichtungen am Grabe des hl. Thomas à Becket konnten ungestört vollbracht werden.

Bedenken wir nun, daß diese Demonstration, speciell die Procession und das öffentliche Erscheinen der Mönche in ihrer Tracht, gegen den Buchstaben des Gesetzes und ein öffentlicher Angriff gegen die Staatskirche war, und daß kein Mann von Ansehen seine Stimme dagegen erhoben hat; daß im Gegentheil öffentliche Behörden sich daran betheiligten — der Herzog von Norfolk ist Minister der Posten und Telegraphen —; daß die Presse beinahe ohne Ausnahme sich freundlich und wohlwollend zeigte: dann können wir nur Gott danken für die große Veränderung, die zugunsten der Katholiken über England gekommen ist. Man darf sie nicht mehr verachten; sie sind eine nicht geringe Macht im religiösen und politischen Leben des Volkes. Die gewichtigen Reden der zwei Cardinäle und des Bischofs Hedley in Ebbfleet, Ramsgate und Canterbury sind überall bekannt geworden und haben Licht in die finsternsten Ecken des Landes gebracht. Früchte zeigen sich schon in Bekehrungen. Andererseits hat das Schauspiel katholischer Einigkeit und Kraft unter den Protestanten aller Farben eine große Sehnsucht nach Vereinigung der verschiedenen Secten hervorgerufen. Diese Sehnsucht fand Ausdruck in den Zusammenkünften, welche um diese Jahreszeit von den Methodisten, Baptisten, Congregationalisten und anderen gehalten wurden. Für diese kleineren Secten ist Rom noch immer der böse Feind, und die Staatskirche der böse Freund. Könnte man den Freund nur vom Staate trennen, dann würde seine Bosheit bald schwinden, und man könnte gemeinsam gegen den Feind vorschreiten.

Die zweite Mittheilung betrifft die Seminarfrage. Englands Katholiken hatten lange eine Seminarfrage, und versuchten oft, sie befriedigend zu lösen. Die Frage ist: Ist es besser, daß jede Diocese ein eigenes Seminar habe, oder daß mehrere, oder alle Diöcesen ein großes Central-Seminar besitzen? Das Concil von Trient und die provinziellen Synoden von Westminster wollen, daß jeder Bischof sein Seminar habe. Das Gesetz ist klar genug. Aber man nahm wahr, daß die literale Ausführung des Gesetzes der Erziehung des Clerus und den kirchlichen Finanzen mehr schadet als nützt, da die einzelnen Bisthümer zu arm an Geld und tüchtigen Lehrern sind, um kostspielige Bauten zu errichten und die Anstalten mit den nöthigen Lehrkräften zu versehen, eine Wahrnehmung, die nicht aus der Luft gegriffen ist, sondern aus peinlicher Erfahrung feststeht. Von fünfzehn Diöcesen haben sieben eigene Seminare gegründet, zwei (Ply-

mouth und Shaewsbury) haben sich immer dagegen gewehrt und sechs senden ihre Seminaristen in andere Diöcesen. Nun, von den sieben sind zwei so armselig, daß ihr Weiterbestehen nur als Warnung für andere gerechtfertigt werden kann. Salford und Westminster und Birmingham wurden geschlossen und verkauft. Ueber die zwei anderen wollen wir den Mantel der Charitas werfen, denn das eine ist sehr jung und das andere schüchtern. Daraus glaubte man mit Recht folgern zu können, daß England noch nicht reif ist für Diöcesan-Seminare und so gründete Cardinal Vaughan mit Zustimmung des Papstes und der Hälfte seiner Suffraganen ein „Central-Seminar für Südingland“ in Oscott bei Birmingham, das am 8. September mit großem Pomp eröffnet wurde. Für Nordengland hat „Ushaw College“ bei Durham schon lange als Central-Seminar gedient. Oscott ist nun für sieben Diöcesen eingerichtet, während Ushaw für sechs Dienste leistet. Es ist vorauszusehen, daß in nicht langer Zeit die noch bestehenden Sonderseminare von den größeren und besseren Instituten verschlungen werden. Ushaw nimmt auch jüngere Studenten auf und solche, die nicht Priester werden wollen. Oscott ist rein kirchlich. Der Cursus dauert sechs und ein halbes Jahr und begreift nur Philosophie und Theologie. Mathematik und Naturwissenschaft müssen anderswo gelernt werden.

Ungarn. Autonomie. Paragraph 20 des Gesetzes von 1848 gibt den Confessionen Ungarns das Recht der Autonomie, das heißt jede Confession regelt und ordnet ihre eigenen Angelegenheiten bezüglich der confessionellen Behörde, der Schulen, der Fonde und Stiftungen und dergleichen selbständig. Die akatholischen Confessionen sind bereits im Besitze dieser Autonomie und nun streben sie auch die Katholiken an. Gestützt auf die traurigen Thatfachen, daß der moderne, constitutionelle Staat confessionstlos ist, daß seine Gesetze kirchenfeindlich, insbesondere der katholischen Religion abträglich sind, daß die Cultusminister Ungläubige, Häretiker, selbst Juden sein können, daß die actuelle Regierung thatächlich die katholische Religion verfolgt, gestützt auf diese und ähnliche Thatfachen, sagen nun die ungarischen Katholiken: Wir wollen in Bezug auf unsere religiösen Angelegenheiten unsere eigenen Herren sein. Die Rechte, die das canonische Recht uns gibt, die wollen wir auch ausüben. Die Autonomie soll das staatsrechtliche Organ der Kirchenfreiheit bilden, ohne die constitutionelle Regierungsform zu ändern. Dabei sollen die Rechte des apostolischen Königs in voller Kraft bleiben, aber die Ausübung dieser Rechte darf nicht durch einen irrgläubigen oder ungläubigen Katholikenfeind geschehen. Schon im Jahre 1871 wurde ein Elaborat zur Schaffung dieses Institutes vorgelegt und nun hat der Cultusminister eine große Versammlung zur Revision derselben einberufen. Die Wahlen dazu sind gut ausgefallen, indem etwa 80 Procent Männer der katholischen Volksache, Geistliche und Laien, gewählt worden sind. Das Eindringen unreiner Elemente, als da sind Liberale,

Ungläubige, Socialdemokraten und dergleichen, das man Anfangs auf mancher Seite befürchtet hatte, wurde verhütet, und in soweit steht die Sache gut. Es stehen aber dem Gelingen des großen Werkes mancherlei Schwierigkeiten im Wege; nämlich die Autonomie in den Rahmen der Constitution zu bringen, einen schlimmen oder unberechtigten Einfluß der Regierung hintanzuhalten, sie auf rein katholischer Basis zu erhalten, und die geschlossene Einheit der maßgebenden kirchlichen Kreise zu erzielen. Der Clerus will sie haben und muß sie haben, so schreibt man uns, der Primas und einige Bischöfe wollen sie auch, aber nicht alle. Infolge dessen ist es den katholischen Führern noch nicht gelungen, ein fertiges Programm, eine bestimmte Richtung ihres Bestrebens vom Episcopat zu erlangen. Bei den maßgebenden Persönlichkeiten besteht die beste Absicht, rein kirchlich zu bleiben und bei allem Streben, die Laien für die Sache zu interessieren, die kirchliche Verfassung rein zu wahren, die Formen der protestantischen Autonomien zu meiden und noch weniger deren Geist sich zu nähern. Ihr Ziel ist und bleibt, den Katholicismus Ungarns vom schweren Drucke der freimaurerischen, liberalen Richtungen, der unbefugten Bevormundung glaubensloser Ministerien und Parlamente zu befreien. Diese werden freilich, wenn die Sache zur legislatorischen Verhandlung kommt, mit aller Gewalt die katholische Idee niederschlagen wollen. Zeit und Richtung ist eben noch so ungünstig als möglich. Es scheint nur das sich gebessert zu haben, daß bei den an zahlreichen Orten gehaltenen katholischen Volksversammlungen keine Conflicte mehr von den Juden, den Liberalen und den Gendarmen provociert werden, so daß diese Versammlungen sich entwickeln und mit Ruhe und Würde abgehalten werden können; im übrigen aber steht Ungarn noch immer unter dem Zeichen der Kirchenverfolgung, wie der Fall des Bischofs Mailáth von Siebenbürgen zeigt. Wenn daher der Cultusminister die Autonomie zu fördern scheint, so leiten ihn ganz gewiß andere Absichten als wie die Katholiken. Ihm schwebt dabei sehr wahrscheinlich eine Nationalkirche, eine Schwächung der Einheit mit Rom, eine Erschütterung der katholischen Principien vor Augen. Daher heißt es auf katholischer Seite gewiß sehr vorsichtig sein. Es ist ungemein löblich, ja nothwendig, daß der „constitutionelle“ Absolutismus auf religiösem Gebiete, diese Tyrannei der Bureaucratie, gebrochen, daß der febronianische Geist, der leider sein Unwesen noch mehr treibt als man glauben sollte, ausgetrieben werde. Die Autonomie kann ein Mittel dazu werden, aber das beste Mittel ist das lebendige, katholische Christenthum. Je mehr Ungarns Katholiken, Clerus und Volk, dieses Leben heben und pflegen und ausbreiten nebst dem Streben nach Autonomie, desto schneller und sicherer werden sie die Kirchenfreiheit erlangen. In der vom Primas auf den 6. November einberufenen Bischofs-Conferenz, bei welcher nur zwei Drittel des Episcopates erschienen, wurde beschloffen, sich in Rom Instructionen zu erbitten. Nach dem

Berichte des Magyar Allam war die Stimmung der Versammelten eine gedrückte und auch sonst zeigt sich alles im Lande muthlos und thatenlos.

Aus der protestantischen Welt. Die Canisius-Enzyklika des hl. Vaters gab den Protestanten Deutschlands Veranlassung, ihrem alten Ingrim gegen Rom wieder einmal recht Lust zu machen. Wenn man den allseitigen gewaltigen Lärm betrachtet, den sie deswegen seit einem Vierteljahre machen, sollte man meinen, Leo XIII. habe an allen vier Ecken der lutherischen Kirche Feuer gelegt, so unbändig toben und schreien die Leute. Und doch ist es nur der kurze, in ein paar Worte gefasste Hinweis auf eine historische Thatfache, die der Papst gemacht, der Hinweis auf Martin Luther, der die Fahne der Empörung gegen die katholische Kirche erhoben hat, und diesen einfachen Hinweis macht man mit lächerlicher Tragik zum casus belli. Wie billig eröffnete der Gustav-Adolf-Verein in Berlin (v. 28.—30. Sept.) den Hauptsturm gegen Rom. Der Präsident des preußischen Oberkirchenrathes, D. Barckhausen, bildete den „Höhepunkt des Festes“, indem er folgendes leistete:

„Es kann uns nicht anfechten, wenn transalpinisch irrende Unsehlbarkeit, wie wir es noch vor kurzem erleben mußten, ex cathedra schwere Schmähungen gegen unsere theure evangelische Kirche und insbesondere gegen den Helden der Reformation schleudert, dessen Werk mit nichts ein Gift, sondern das scharfe Salz gewesen ist, welches weit über die Grenzen der evangelischen Kirche hinaus seine heilsame Wirkung geäußert hat. Es darf uns auch nicht anfechten, wenn fanatische Anmaßung sich erschreckt, den königlichen Schirmherrn der evangelischen Kirche zu verunglimpfen, weil er für das evangelische Märtyrertum einer glaubenstreuen protestantischen Stadt Worte ehrender Anerkennung gesprochen. Bewahren wir all diesen Angriffen gegenüber den vertrauenden Muth evangelischer Glaubensgewisheit, halten wir mit Mannhaftigkeit fest an der Fahne, welche Luther und seine Mitreformatoren im Glaubenskampfe uns vorangetragen. Die Fahne, sie ist mit nichts eine Fahne des Aufruhrs, sie ist das Banner der Gerechtigkeit, welche allein durch die im Glauben ergriffene göttliche Gnade gewirkt wird, deren Botschaft, wie sie vor Jahrhunderten die Welt von den Banden schweren Irrthums befreit hat, auch jetzt noch allein den gängstern Gewissen der durch Sünde bedrückten Menschheit die Gewisheit der Sündenvergebung und die Hoffnung ewiger Seligkeit schafft. Und je hochmüthiger und freisüchtiger die Rückkehr unter die Menschenknechtschaft der Gewissen, an der schon mehr als ein edles Volk zugrunde gieng, auch in diesen Tagen wieder als das Heilmittel für alle Schäden des Völklerlebens angesprochen worden ist, um so gewisser sei die ruhige Festigkeit unseres Bekenntnisses, das im Evangelium und nur im Evangelium der Jungbrunnen quillt, der unserem deutschen Volke seine Gesundheit, sein Heil und seine Zukunft verbürgt.“ Die Ansprache rief lang andauernden, lebhaften Beifall hervor. Der Vorsitzende, Geheimrer Kirchenrath D. Pant, erklärte: „Was wir gehört, war mehr als ein bloßer Segensgruß. Es war ein mächtiges Zeugnis aus protestantischem Gewissen und evangelischer Glaubensgewisheit heraus (allseitige Zustimmung), das als solches gehört und gewürdigt werden weit über diese Kirchenmauern hinaus, eine repetitio confessionis Augustanae aus der Seele der gesammten evangelischen Welt“.

Nach der Hauptstadt kamen die Provinzen. Das hessische Ober-Conistorium, die Generalsynode Bayerns, Baden und Württemberg, alles richtete die Kanonen nach Rom.

Den Vogel aber schloß der „Evangelische Bund“ in Krefeld ab. Dem war die Encyclika zu wenig; er packte mit der ihm angeborenen Unerforschlichkeit sämtliche Missethaten der Katholiken und verfuhr mit ihnen, wie folgender Bericht, den wir als Spiegelbild protestantischen Fanatismus bringen, zeigt.

Der „Evangelische Bund“, der die „Wahrung der deutsch-protestantischen Interessen“ sich zur Aufgabe gemacht hat, trat diesmal unter besonders günstigem Stern zu seiner Jahresversammlung zusammen. Zu den mancherlei Diebungen von Seite eines anspruchsvollen Ultramontanismus, der dem „Bund“ von jeher Nahrung zugeführt hat, waren in letzter Zeit verschiedene Ereignisse getreten, die die ganze protestantische Welt in Entrüstung versetzt hatten, so die gewalthätige Jesuitenpropaganda in Madagaskar, das unerhörte Canisiuschreiben des Papstes, der Vorschlag für einen „Fonds für abgefallene evangelische Theologen“ u. Es war kein Wunder, daß die Krefelder Versammlung mit besonderem Hochgefühl verlief. Wenn wir auch nicht alles unterschreiben möchten, was gesagt wurde, wie wir ja in kirchlicher und theologischer Beziehung uns sonst nicht zu den Freunden des „Bundes“ rechnen, so müssen wir doch constatieren, daß der „Bund“ diesmal keinen Schlag ins Wasser gethan hat. Die Expectationen der römischen Presse, die kein Ende nehmen wollen, zeigen, daß der Dieb gefessen hat. Dies lag vielleicht weniger an den einzelnen Rednern, als daran, daß auf der Bundesversammlung offen zur Aussprache kam, was Tausende von Protestanten denken und fühlen. Dies gilt nicht zuletzt von dem Vortrag des Pastors Kremers in Kirchenbollenbach, der über den „Ultramontanismus als die schwerste Gefahr für unser Volk“ redete. Gewiß gieng er zu weit, wenn er die Socialdemokratie als die geringere Gefahr hinstellte. Aber nicht mit Unrecht sagte er: „Immer und immer noch hat der Ultramontanismus antinationale Ziele verfolgt, immer und immer ist er ein grimmiger Hasser des Deuththums gewesen. Ich erinnere nur an ein naheliegendes Beispiel, an den Verrath, den in Oesterreich die Katholiken im Verein mit Czechen und Polacken begehen am deutschen Volkthum. (Sehr richtig! Stürmischer, langanhaltender Beifall.) Nationale und andere Dinge, alle sind sie Figuren in der Hand des Ultramontanismus, alle sind sie Kauf-, Tausch- und Handelsobjecte in der Hand des jüdisch denkenden und jüdisch handelnden Centrumsgeistes. (Großer Beifall.) Der Ultramontanismus betrachtet alle diese Dinge mit souveräner Heuchelmiene. Alles steht bei ihm in dem Gesichtswinkel des Machts, nicht des Gewissensverhältnisses. (Stürmischer Beifall.) Er läßt in kalter, berechnender Diplomatie alle Volksleidenschaften spielen; alles und jedes ist Sprungfeder und Hebel, um die Mächte dieser Welt sich zu Füßen zu legen und sich als einzige, als Universalmacht an ihre Stelle zu setzen. Der sogenannte „Zukunftsstaat“ ist in seiner nebelhaften, verschwommenen und verwachsenen Perspektive ein Kinderpiel (?) gegen das klar vorgezeichnete, mit allen Machtmitteln ausgestattete und in seinen Grundlagen längst festgelegte ultramontane Kirchenregiment. (Sehr richtig! Stürmischer Beifall.) Da ist nichts auf die Entwicklung der Dinge berechnet, sondern da ist alles fest verankert, und sollte je dermaleinst etwas nicht klappen, so wird es eben durch ein Machtwort des unfehlbaren Papstes geordnet. In dieser Berechnung fehlt auch die Möglichkeit der socialen Revolution nicht. . . . Nun wird man freilich auf der Seite, da man die Gefahr unterschätzt, den Einwurf bereit haben, daß der Staat schon die Machtmittel in der Hand habe, um den Dingen in ihrer letzten Consequenz mit Energie zu begegnen. Ja, aber ob es dann nicht zu spät ist, das ist die große Frage. Zu spät! Das haben die Hohenstaufen einstens bitterlich an ihrem eigenen Leibe erfahren. Und politert das rothe Gespenst auf offenem Markte, so geht leise und heimlich schon längst das schwarze Gespenst umher in den Bureaus und Acten. Es stoppt die Staatsmaschine, wenn und wo es will, und es paßt mit satanischer Freude seinen Moment ab. Und es hat dabei den großen Vortheil, den das rothe Gespenst nicht besitzt, den Vortheil der materiellen und geistigen Macht. (Sehr

richtig! Stürmischer Beifall.) Man kann die sociale Revolution, die offen auf dem Markte tobt, mit Waffengewalt niederschlagen, aber wider den mephistophelischen Geist des Ultramontanismus wird der Staat immer wieder die Rolle des Valentin im „Faust“ spielen.“ (Stürmischer Beifall.) — Die ultramontane Presse versucht sich mit diesen Aeußerungen des Längen und Breiten auseinanderzusetzen. Sie redet von „wüsten Hezereien“ zc., bedenkt aber nicht, daß, wie gesagt, es sich hier nicht bloß um einen Vortrag im „Evangelischen Bund“ handelt, sondern um Anschauungen, die infolge römischer Uebergriffe und Anmaßungen in den letzten Jahren und Jahrzehnten im Herzen des protestantischen Deutschland tiefe Wurzel gefaßt haben.

Mit allgemeiner Zustimmung wurde auch die Ansprache des Vorsitzenden der thüringischen Missionsconferenz, Pfr. Kurze in Vornshain, in der Abendversammlung am 5. October aufgenommen. Er sprach über die Bedrohung der evangelischen Heidenmission durch die päpstliche Propaganda und schilderte namentlich die Zustände auf Madagaskar.

Einen Hauptnachdruck legte die Bundesversammlung auf den Protest gegen das bekannte Canisius-schreiben. Sie schloß sich damit an die bereits vorher erlassenen Proteste des heftigen Kirchenregiments, der bayerischen General-synode und des Präsidenten des preussischen Oberkirchenrathes an. Soviel man hört, werden noch weitere Proteste in den evangelischen Landeskirchen folgen. Es ist eben nicht zu leugnen, daß der Ausfall Leo's XIII. gegen die Reformation große Erregung in weiten Kreisen hervorgerufen hat, welche die ultramontane Presse vergeblich als unberechtigt darzustellen sucht. Die Resolution des Evangelischen Bundes hat folgenden Wortlaut: „Die zehnte Generalversammlung des Evangelischen Bundes zur Wahrung der deutsch-protestantischen Interessen erhebt lauten Einspruch und entschiedene Verwahrung gegen das „Rundschreiben“ des römischen Papstes über die sogenannte Canisiusfeier. Dies „Rundschreiben“ ist eine mit Unwahrheiten durchsetzte Beschimpfung des evangelischen Bekenntnisses, eine Verhöhnung des deutsch-evangelischen Bewußtseins und der geschichtlichen Wahrheit, ein leidenschaftlicher Angriff auf den confessionellen Frieden. Es ist eine Unwahrheit und eine Beschimpfung, daß „Luther die Fahne des Aufsturus erhoben hat“. Er hat die heilige Fahne evangelischer Gewissensfreiheit entfaltet, aber auch den Gewissensgehorsam gegen göttliche und menschliche Ordnung neu begründet. Es ist eine Unwahrheit und eine Beschimpfung, daß die Reformation eine Quelle der „Sittenverderbnis“ gewesen, daß durch die Reformation „die höchsten Güter“ gefährdet worden seien. Die Reformation wandte sich gegen die schon seit Jahrhunderten bestehende „Sittenverderbnis“ der römisch-ultramontanen Geistlichkeit; die Reformation kämpfte für die durch römischen Aberglauben schwer gefährdeten „höchsten Güter“.

Wie man sieht, sind die Herren nicht mehr recht bei Sinnen. Dem Pastor Kremer ist die Belehrung von Seite der Socialdemokratie sehr bald zutheil geworden, und zwar von einer Dame.

„An einen Gott glauben wir ja doch nicht“, sprach auf dem socialdemokratischen Parteitage die „Genossin“ Frau Steinbach aus Hamburg, und die Berichte verzeichnen hinter diesen Worten „großen Beifall“. Dieses freimüthige Bekenntnis zum socialdemokratischen Princip des Atheismus mag manchen „Genossen“, die mit der Phrase, daß „Religion Privatsache“ sei, die Leute zu fangen suchten, recht ungelogen gekommen sein. Aber die „Genossin“ Steinbach hat ja nur etwas unvorsichtig aus der Schule geplaudert, was in Hunderten von socialdemokratischen Schriften, Abhandlungen und Erzählungen für jedermann zu lesen ist, der sich mit diesen Dingen etwas näher befaßt. „Genossin“ Steinbach hat nur mit anderen Worten gesagt, was August Bebel einst vor versammeltem Reichstage verkündete: „Das Ziel der Socialdemokratie ist auf politischem Gebiete die Republik, auf wirtschaftlichem der Communismus und auf religiösem Gebiete der Atheismus“, was derselbe Bebel am 3. Februar 1893 wiederholt im Reichstage mit den Worten proclamierte: „Wir sind gegen alle

himmlischen und irdischen Autoritäten, mit denen sie bis heute die Massen am Leitseil geführt haben. Den Himmel überlassen wir den Engeln und den Engeln.“ Als damals Bachem den Socialdemokraten im Reichstag zurief: „Sie erkennen keine Auferstehung, kein Jenseits an?“ erscholl wie aus einem Munde die Antwort: „Nein“. In socialistischen Arbeiterbuchhandlungen wird eine Schrift vertrieben, die den Titel trägt: „Der Socialismus als Feind der Religion und der Volksschule“. Diese Schrift stellt den Satz an die Spitze: „Die Socialdemokratie ist die Feindin der Religion. Sie ist eine atheistische Partei und sucht mit allem, was in ihren Kräften steht, die Religion aus den Köpfen der Menschen auszutreiben.“ Die Genossin Steinbach drückt das kürzer und prägnanter aus, schreibt die „Germania“, indem sie von der Unmöglichkeit, alle zufrieden zu stellen, sprechend wörtlich jagte: „Dazu würde ein Gott gehören, und an den glauben wir ja doch nicht“.

Wir haben den obigen weitichweifigen Krefelder Bericht gebracht, damit unsere Leser den protestantischen Haß gegen die Katholiken mit Augen sehen können. Was die Herren Jahr für Jahr gegen Papst und Kirche schreiben, was sie von römischem Aberglauben, von römischer Herrschsucht, von Werkheiligkeit u. s. w. mit stereotypischer Gleichmäßigkeit erzählen, das und so vieles andere sind natürlich keine Provocation, keine Beleidigung. Wenn sie ein zweifelhaftes statistisches Resultat zuungunsten der Römischen entdecken, so fühlen sie sich im vollsten Rechte, daselbe auszubeuten. Unser „Evangelisches Vereinsblatt“ für Oberösterreich, das natürlich auch seinen Mann stellen mußte gegen die Canisius-Encyklika, erhaschte eine solche Statistik und sagt:

„Einiges Blättern in der Geschichte der Päpste hätte dem Papst einen Blick über die Alpen und auf den „Irrthum, welcher die Sittenverderbnis bis zum äußersten steigerte“, gründlich verleiden können. In Deutschland kamen nach der confessionellen Criminalstatistik der Jahre 1882 bis 1891 durchschnittlich auf 100.000 Evangelische 963 Vergehen und Verbrechen, auf 100.000 Katholiken 1153. In Württemberg war in einer Reihe von Jahren das Ergebnis: 59 evangelische, 41 katholische Inhaftierte, während die Evangelischen zu den Katholiken wie 70 zu 30 sich verhalten. Dabei ist noch zu berücksichtigen, daß der Katholicismus in Den ichland verhältnismäßig auf einer höheren Stufe steht, als der in romanischen Ländern. Die Zahlen der Statistik sind als Maßstab der Sittlichkeit keineswegs allein ausschlaggebend, immerhin aber sehr beachtenswert“.

Die Logik, welche diesem Hieb auf uns zugrunde liegt, wird wohl von denkenden Protestanten selbst zurückgewiesen werden, und das dürfte sehr klug sein, da zu gleicher Zeit aus dem stockprotestantischen Berlin folgende von der Polizei veröffentlichte Statistik durch die Blätter geht.

„Es standen zu Anfang 1896 unter sittenpolizeilicher Controle 4995, im Laufe des Jahres kamen hinzu 1128, Summa 6123. Ende 1896 blieben unter Controle 5098. Dem Amtsanwalt wurden zur Erhebung der Anklage zugeführt 20.351. In die Krankenhäuser wurden befördert wegen Syphilis 2515, wegen Krätze 125, auf ihren eigenen Antrag wurden dort aufgenommen 556. Aus dem Polizeigewahrsam und dem Asyl sind 43 Männer wegen Krätze, 68 Männer und 28 Frauen wegen Syphilis der Charité überwiesen worden“.

Lin., 10. November.

Bericht über die Erfolge der katholischen Missionen.

Von Johann G. Huber, Stadtpfarrer zu Schwanenstadt.

Die langen Winterabende sind gut herzunehmen für Arbeiten am Schreibtische. Dazwischen gibt es hin und wieder eine Pause: es ist die Pfeife ausgegangen und eine frische zu stopfen, oder es ist der Hausrunk nachzugießen u. dgl. In solchen Pausen schlüpft der Geist leicht aus dem Zuggeschirre und fängt gerne an, in Erinnerungen aus vergangenen Zeiten herum zu kramen. Heute gieng es mir auch so. Nach einem harten Stücke Pflichtarbeit sollte noch eine Stunde für den Beginn des Missionsberichtes erübrigt werden. Die Zwischenpause schlaun benützend, gestattete sich der Geist einen Ausflug, sogar in weite Ferne, in die Kindesjahre!

Flugs war er in einer Bauernstube am Winterabende. Da sitzt ein kleiner Knirps auf dem Tische, neben sich den „Spanleuchter“, an dem er seines Amtes waltet im „Abreischn“, das heißt, er muß von dem brennenden Holzspäne die bereits abgebrannten Stücke entfernen, damit die Leute zu ihrer Abendarbeit besser sehen. Vater, Bruder, Knecht und Stallbub' spalten Späne auf Vorrath für den nächsten Winter. Die Mägde spinnen. Die Mutter sitzt mit der Strickerei am Tische und erzählt zur Kurzweil Geschichten. Sie hat viel gelesen und weiß so gut zu erzählen, daß alles gerne zuhört. Das Knacken der Späne wird möglichst vermieden, das Surren der Spinnräder wird zeitweise leiser. Aber das ist schön gewesen! sagt eins wie das andere, wenn die Erzählung zu Ende ist. Hin und wieder kommt auch ein alter Inwohner zur Gesellschaft in die Stube. Wenn gerade die Hausmutter nicht da ist, dann legt er los mit Erzählen. Er weiß allerlei Schwänke und Schnurren. Ist genug gelacht, so versteht er, wieder das Gespräch auf ernste Gegenstände zu bringen, besonders auf das Gebiet der Geister-Geschichten.

Da ist er zu Hause, wie kein Zweiter. Er weiß eine Muzahl von Fällen, wo Verstorbene „heimgehen“, das heißt ihre frühere Behausung aufsuchen mußten und wie sie dort umrumorten.

Zur Abwechslung kommt auch das „wilde Sjoad“ (wilde Jagd) an die Reihe, davon er wiederholt Zeuge gewesen auf seinen nächtlichen Wanderungen, wenn er mit seinem Schusterwerkzeuge „von der Sterr“ nach Hause zu gehen hatte. Da wird alles still in der Stube, während er bis ins kleinste erklärt, wie da der höllische Teufel selber daher reitet mit seinem Gespenster-Gefolge, knapp über den Erdboden hinstreichend.

Zu dieser Jagd müssen die Hunde mit, die man an gewissen Merkmalen erkenne. Es nimmt sie mit, und wenn sie noch so gut in den Gehöften versperret wären, dahin sind sie kläffend und bellend; das wilde Waldgeflügel, die Uhu und die Habichte und Raben, sie müssen gurgelnd und pfeifend und krächzend mitfliegen und die Mattern zischen wie Pfeile über den Boden hin, das Sumpfgezücht hüpfet in weiten Bögen mit, und das friedliche Waldgethier rennt geäuszt voraus, es weiß nicht, wo an und aus, und doch gilt ihnen gar nicht die Jagd, sondern verworrenen Seelen, die auf der Welt übel gehaust haben. Hinter denen ist die Jagd her und man hört schon von weitem das Geheul und Gewimmer und wenn sie näher kommt, vernimmt man deutlich das Hüh! und Hoido! und Huffassa! des wilden Jägers.

Und wenn ein Mensch in die Richtung des grausigen Zuges kommt, um den ist's geschehen, wenn er nicht bald genug das Kreuz macht und sich auf's Knie gesenkt und still hält, bis das wilde Gjoad über ihn hinweg gesaust ist.

Er sei, sagte der Alte, schon eifichemal darunter gekommen. Neue und Leid habe er gemacht und alle Heiligen angerufen und trotzdem gemeint, es sei sein letztes End'; und Püffe und Beulen und Kratzwunden habe er davon getragen und schlotternd sei er dann seines Weges gegangen und todtensblaß nach Hause gekommen, — er möchte solches seinem ärgsten Feinde nicht wünschen!

So erzählt der Alte. Die Mägde haben ihr Spinnwerk beiseite gestellt und schmiegen sich näher zusammen; und wenn das muthige Mannesvolf Einwürfe und Zweifel laut werden läßt, so wird alles kurz abgeschnitten mit der Bemerkung: „So hab' ich es erlebt und wenn Ihr einmal dazu kommt, dann sagt Ihr kein Wort mehr!“

Dem Kleinen auf dem Tische stehen die Haare zu Berge. Wenn er dann zu Bette geschafft wird, so geht er mit Bangen und Grauen über die Stiege in seine Schlafkammer. Da ist's so still und einsam, düstere Finsternis starrt durch die Fenster, der Wind saust durch die Bäume und dazwischen hört er noch den Laut eines aufgeschreckten Vogels und das Gebell des Hoshundes.

Das Vaterhaus ist ein Einödhof, mitten in Feldern und Wiesen, die damals noch rings von Wald umschlossen waren. Da stimmte alles zum Inhalte des Gehörten. Noch schnell das Abendgebet, und dann hinein ins Bett und die Decke über den Kopf gezogen! Und noch im Traum geht die wilde Jagd über ihn hinweg! —

So kehrte die Erinnerung daran wieder in die stille Schreibstube zurück. Jetzt macht sie mir freilich kein Grauen mehr.

Schnunzelnd greife ich zur Feder und schreibe sie nieder und es reihen sich Gedanken an Gedanken, wie ich jetzt die wilde Jagd auffasse. — Ist ja doch die Sage vom wilden Gjoad nur ein Gleichniß und Abbild von der wilden Jagd, womit der Böse von jeher durch die Welt tobt, um seine Beute zu erjagen.

Lange Zeit gieng dieses Jagen wie in stiller Nacht. Zu unserer Zeit rast es am hellen Tage dahin und kommt dabei schneller und weiter durch die Welt.

Die Auslegung und Anwendung dieses Gleichnisses macht sich die P. T. Leserschaft selbst. Sie sieht und hört es ja täglich, wie der alte, wilde Jäger landauf- und abzieht und wie ihm seine Waidgesellen Gefolgschaft leisten: aus allen Völkern und Nationen die Feinde Gottes, des christlichen Glaubens und der katholischen Kirche; und wie sie jene vor sich her hetzen, die mit Glauben oder Sittlichkeit überquer gekommen sind.

So hören wir aus den Heidenländern von Zeit zu Zeit, wie der Heßkruf des wilden Jägers Tausende mitreißt und sie entflammt zu sinnloser Wuth und blutiger Gewaltthat gegen die Verkünder und Bekenner des christlichen Glaubens. Von andersher poltern im wilden Gewirre die abgeirrten Secten und kehren ihre Spieße gegen ihre christlichen Mitbrüder. Das dröhnt so von der Ferne her.

Das Haupt-Jagdgebiet ist aber jetzt in nächster Nähe: Da werden die Nationen gegen einander gehezt und die Volksmassen aufgestachelt gegen alles, was Obrigkeit heißt. Vor und hinter diesem Treiben tönt das Geflässe der Dummen in allen Tonarten, die ihnen von einer gottentfremdeten

Wissenschaft vorgebellt werden, und dazu das Jauchzen der zügellosen Wilderlichkeit.

Das ist die wilde Jagd unserer Zeit und ihr Zug richtet sich gerade aus gegen uns. Wir können und werden ihm nicht ausweichen. Es thut noth, daß wir uns mit dem heiligen Kreuze bezeichnen, aber uns niederwerfen auf das Angesicht: das thun wir nicht! Mag der „Gottseibeiuns“ gegen uns und das katholische Volk daherstürmen, zu Boden bringen wird er uns nicht, denn Gott ist mit uns und Sein Wort hält uns aufrecht: Si mundus vos odit, scitote, quia me priorem vobis odio habuit. Joh. 15.

Mitten im Brausen der wilden Jagd naht uns die heilige Weihnacht und das neue Jahr des Herrn. Ja! des Herrn, der Alles in Seiner Hand hält. Auf deren Schutz vertrauend reichen wir uns die Hand zum Gruße: Frohe Weihnacht und ein glückseliges neues Jahr! Gott schütze uns und die Mission der katholischen Kirche in allen Welttheilen!

I. Asien.

Palästina. Die Salesianer des † Don Bosco haben nun auch im heiligen Lande sich festgesetzt und haben ihre ersten Niederlassungen in Bethlehern, Beitgemal und Nazareth.

Syrien. Unter den Maroniten hat die katholische Mission eine schöne Anzahl von Mädchenschulen gegründet. Sie stehen theils unter Leitung von Ordensschwestern, theils sind sie einheimischen Lehrerinnen anvertraut, haben zahlreiche fleißige Schülerschaft und bilden das nothwendige Gegengewicht gegen die Bestrebungen der Protestanten, denen sonst diese Kinder in die Hände fallen würden.

Um diese weltlichen Lehrerinnen noch mehr für ihren Beruf zu begeistern, wurden jüngst für dieselben in Ghazir Exercitien gegeben, an denen sich alle betheiligten.

Arabien. Einer der Kapuziner-Missionäre von der Station Hodeidah am rothen Meere, P. Justinian, ist der Mission durch den Tod entzissen worden.

Sein Tod hatte etwas besonders Tragisches an sich. Schwer erkrankt sollte er, um ärztliche Hilfe zu finden, zu Schiffe nach Aden gebracht werden. In Begleitung einer Ordensschwester ward er eingeschifft und starb schon in der ersten Nacht der Fahrt. Nach Schiffsreglement wurde schon am Morgen darauf sein Leichnam, in Segeltuch gehüllt, ins Meer versenkt.

Kleinasien. Die Assumptionisten-Missionäre in Eskischehir, von deren Seelsorgethätigkeit unter den fremden Eisenbahnarbeitern im letzten Hefte Meldung geschah, haben inzwischen auch die aus dem Schisma Bekehrten zu einer Gemeinde geeinigt, die für die Zukunft wie ein Sauerteig die große Masse der Bevölkerung (25.000) durchdringen soll.

Damit ist aber der Bau einer Kirche und Schule nothwendig geworden. Die Kirche soll unter dem Titel des heiligen Kreuzes eingeweiht werden zur Erinnerung des Sieges, welchen hier, beim alten Dorylaeum die Kreuzfahrer erfochten haben. Die Missionäre bitten um Almosen dazu.

Vorderindien. Apostolische Präfectur Assam. Die seit der Meldung von dem Erdbeben eingelaufenen Einzelberichte lassen erkennen, daß der

Schaden leider noch viel größer sei, als man anfangs gemeint hatte. P. Abela bringt aus diesem Missionsgebiete der „Gesellschaft des göttlichen Heilandes“ (im letzten Hefte irrthümlich „vom göttlichen Worte“ genannt) in den Freiburger katholischen Missionen eine Schilderung von dem Umfange und den Einzelheiten dieser Katastrophe, die mit der Klage endet:

„Die Früchte der Arbeiten und Sorgen all' der Jahre unseres Wirkens in Assam“ sind mit einem Schlage vernichtet, nur die armen Christen sind uns geblieben. „Unsere Noth übersteigt alle Grenzen. Haben wir auch Alles verloren, den Muth verlieren wir nicht und wollen auf unseren Posten ausharren“. Ohne ausgiebige Unterstützung wird dieses freilich nicht lange möglich sein.

Außerdem bieten manche Stationen der Mission noch außergewöhnliche Schwierigkeit, so zum Beispiel Bonda shill im Districte Cachar, und deren Filiale Silchar, wo das Christenthum schon vor 30 Jahren Eingang gefunden hatte, aber infolge langjährigen Mangels eines ständigen Priesters so herunter gekommen war, daß das Leben der Christen von dem der Heiden und Moslems kaum mehr zu unterscheiden war. Dazu im Volke ein fanatischer Haß gegen das Christenthum und obendrein ein arges Fieberklima.

Seit 1895 hat P. Dumbrowsky dort gearbeitet, was nur menschenmöglich war, in Predigt, Schulunterricht und Ausbesserung der Baulichkeiten und hat vieles vorwärts gebracht. Leider ist er schwer erkrankt. P. Molz trat an dessen Stelle.

In der Diocese Madura zählt die Mission, seit 60 Jahren von den Jesuiten geleitet, 200.000 Katholiken, hiefür 830 Kirchen und Kapellen, 260 Schulen mit 300 Lehrkräften und 135 Missionäre. Im letzten Jahre wurden 6000 Heidenkinder getauft.

Die Station Manapad gewährt den Missionären viel Freude und Trost durch die große Ehrfurcht und Dankbarkeit, welche das Fischervolk der Paraver ihnen erweist.

Dieses, sowie den Eifer im religiösen Leben schreiben die Missionäre der Fürbitte des heiligen Franz Xaver zu, der diese und viele Christengemeinden an dieser Küste gegründet hat. Dessen Andenken hat sich immer erhalten und selbst die lange Zeit der Verfolgung durch die Holländer konnte es nicht ausrotten.

In Tuticorin leiten eingeborene Schwestern eine Mädchenschule und freuen sich der besten Erfolge.

Die Mission Tumarikop (Diocese Puna) unter Leitung des deutschen Jesuiten P. Perrig hat von der Bewohnerschaft (1400 Seelen) bis jetzt 580 Katholiken. Die Befehrungen ergeben sich durchwegs aus dem armen Volke der Hirten und Arbeiter auf den Reisfeldern der Reichen. Die Bestgestellten darunter sind die Pächter kleiner Grundstücke. Die Schule hätte 160 Kinder, da aber die meisten derselben als Hirtenkubben tagsüber hinter der Herde her sein müssen, so kommen kaum die Hälfte zum regelmäßigen Unterrichte. Abgesehen von mancherlei Zank wegen Kastenschiedes ist das Volk gutwillig und voll Vertrauen zum Missionär und eifrig. Aber die bittere Armut und Abhängigkeit von den heidnischen Brothebern bildet ein fast unüberwindliches Hindernis.

Die einzige Möglichkeit, hierin Abhilfe zu schaffen, wäre dadurch gegeben, wenn ein größeres Grundstück angekauft werden könnte, welches in Parzellen an christliche Familien in Pacht gegeben würde unter Bedingungen, daß sie ihren Lebensunterhalt finden und auch ihren religiösen Pflichten nachkommen könnten. Zur Verwirklichung dieses Planes, welchen der Missionär, ein Schweizer,

durchführen möchte, würde die Summe von 4000 Mt. vorläufig ausreichen. Wer will zur Beschaffung derselben beitragen?

China. Aus dem apostolischen Vicariate Nord=Jokien kommen Nachrichten über große Erfolge. Im letzten Jahre wurden 800 Erwachsene getauft und die Zahl der Katechumenen ist gar über 30.000 gestiegen, 70 Katechisten arbeiten am Unterrichte derselben mit.

Auch neue Stationen konnten eröffnet werden in Bin=Kong, Tjong=lo, Min=tschiang und Sinyen.

In der Provinz Kwang=Si wurde in der Stadt Lo=ly der junge Missionär P. Mazel von einer Heidenbande beraubt und ermordet.

Apostolisches Vicariat Tschu=Kiang. Die PP. Lazaristen haben der Mission auch in dem Archipel der Tschusan=Inseln Zutritt verschafft und schon einige Erfolge erzielt. Dort gibt es ganz besondere Schwierigkeit und bedeutet schon der Versuch ein großes Wagnis.

Eine dieser Inseln, Pu=tu, ist nämlich für die heidnischen Chinesen das, was Mekka für die Moslim ist, der Mittelpunkt und Pulsschlag des Heidenthumes.

Aus allen Provinzen Chinas kommen jährlich viele Tausende von Heiden zu dieser „heiligen Insel“ wallfahren. Was da an Feierlichkeiten in den angeblich 300 Pagoden vorgeht, das übersteigt alle Grenzen des Begreiflichen. Vieles an diesem Culte hat eine auffallende Ähnlichkeit mit katholischen religiösen Formen und Anschauungen. Z. B. wird besonders der Göttin Kwangin, die man sich als ein Wesen mit tausend Augen und tausend Händen vorstellt, viel Verehrung erwiehen; es werden Weihegeschenke gebracht, ja ein eigener Monat ist ihr gewidmet, während dessen sie in Wort und Schrift genannt wird: „Die himmlische Königin, heilige Mutter des Himmels“. — Da rächt sich offenbar der alte Böse für allen Widerstand, der seinem Werke geschieht durch die katholische Marienverehrung.

Aus dem festländischen Gebiete von Tschu=Kiang meldet der apostolische Vicar P. Monsignore Javeau, daß er im Districte Hang=tschu=fu, in weite Entfernung verstreut, 1200 Neubekehrte zähle, und daß die jüngste Station Tschu=lan in ihrer ersten Entwicklung alle Aussicht habe, ein Centrum für zahlreiche Bekehrungen zu werden.

In Ost=Schantung hat der Hoango=Fluß wieder ungeheure Landstrecken überflutet, die Ernte vernichtet. Auch zwölf Missionsgemeinden wurden davon betroffen, innerhalb drei Jahren dreimal, die einer Hungersnoth entgegensehen.

In Nord=Schantung ist die Mission der Franciscaner, welche dieses und das vorgenannte Gebiet verwalten, ebenso in großer Bedrängnis durch Gewaltthaten der Heiden. In Ly=yuen=tuen haben sie die im Bau begriffene Missionskirche zerstört und sofort angefangen, aus dem Materiale derselben eine Götzen-Pagode zu bauen.

Tibet. In diesem Lande, welches sich gegen alle Fremden und am meisten gegen die Europäer hartnäckig abschließt und seit Jahrhunderten der Mission auch viel Blut gekostet hat, wirken d. Z. ein Bischof und 16 Missionäre. Die Zahl der Bekehrten ist 1200: es bestehen 13 Schulen, ein Seminar mit 12 Zöglingen.

Apostolisches Vicariat Mandschurei. Drei neue Missionsdistricte wurden eröffnet: Fu=suen, Kai=juen und Ka=kumen. Das Schulwesen

wird auch dort als Grundlage angesehen und eifrig gepflegt. Die Mission hat schon 117 Schulen mit 2630 Schülern. Sehr gute Dienste leisten dabei die einheimischen Ordensschwestern.

Die Mission hat jetzt 15 Waisenhäuser, hauptsächlich erhalten durch das Werk der heiligen Kindheit, Krankenhäuser, ein Katechumenat, ein Knabenseminar in Pa-fia-tse und ein Priesterseminar mit 30 Alumnen in Scha-ling. Zahl der Katholiken 19.200.

Ein neue Schwierigkeit und Gefahr wächst heran durch das Vordringen Rußlands, welches sich das Amur-Land, diese Schatzkammer an edlen Metallen, beigelegt hat, es nicht bloß gründlich cultiviert, sondern auch durch die orthodoxe Missionsgesellschaft schon seine Vorbereitung macht, dieses schöne Gebiet auch mit dem russischen Kirchenthume zu „beglücken“.

Ceylon. In der Diöcese Dschaffna wurde auf einem hochinteressanten Boden eine Missionsstation gegründet, welche für die Zukunft zu größerer Bedeutung kommen dürfte, nämlich in der alten Ruinenstadt Anuradhapura, die so großartige Bauten und Kunstwerke aus alter Zeit aufweist, daß die Regierung große Mühe und Kosten aufwendet, um sie wieder zugänglich zu machen. Eine neue Stadt beginnt dort emporzuwachsen.

Der † Bischof Melizan zog sie schon in den Bereich der Mission, ließ eine Kirche und Priesterwohnung dort errichten. Jetzt hat sich um dieselbe schon eine blühende Christengemeinde gesammelt, unter Leitung des einheimischen Priesters P. Antony, dessen unermüdlicher Arbeitskraft es gelungen ist, an 13 Orten der Umgebung Schulen zu gründen, an allen diesen Orten auch Grund anzukaufen, worauf nach und nach Kirchen und Missionshäuser erbaut werden sollen. Es geschieht dieses zum großen Verdrusse der protestantischen Prediger und der buddhistischen Bonzen, aber zur Freude des Volkes, welches gegen diesen Missionär große Verehrung hegt und sich ihm mehr und mehr anschließt.

Apostolisches Vicariat Batavia, wozu die sämtlichen holländischen Besitzungen auf den ostindischen Inseln gehören, hat 22 Hauptstationen besetzt. Es zählt 50.000 Katholiken, Neubefehrte 1120, hat 22 von den Missionären, 2 von Schulbrüdern und 23 von Ordensschwestern geleitete Schulen mit 4050 Schülern.

Korea. In diesem Lande, welches die Japaner den Chinesen entrissen, dann aber durch rücksichtsloses Vorgehen so unsinnig verwaltet haben, daß das Volk in gewaltthätigem Aufstande sich seiner Peiniger entledigte und der Leitung Rußlands sich anheimstellte, ist trotz dieser Unruhen das Missionswerk bedeutend vorwärts gegangen.

Es wurden 2724 Erwachsene getauft und zählt die Mission jetzt 28.800 Katholiken; das Priesterseminar hat 34 einheimische Alumnen, wovon heuer drei zu Priestern geweiht wurden.

II. Afrika.

Ägypten. Die Kopten-Mission geht so stetig vorwärts, daß man denken muß: damit will der liebe Gott dem heiligen Vater Leo noch eine besondere Freude machen für die große Mühe, die der greise Hirt diesem Volke zuwendet.

In der Stadt Beni-Dbeïd hat sich der schismatische Priester Demetrios mit einem Großtheil seiner Gläubigen in die katholische Kirche aufnehmen lassen und ist, nachdem er vom katholischen Bischofe Msgr. Sedfaoui selbst in der katholischen Lehre unterrichtet worden war, wieder zu seiner Gemeinde zurückgekehrt, wo er nun als katholischer Missionär wirkt.

In der Diöcese Theben sind innerhalb zwei Jahren nahezu 8000 Befehrungen aus dem Schisma erfolgt, darunter auch die gesammte Bewohnerschaft des Dorfes Beni-Seh. Besonders lebhaft Bewegung zur katholischen Kirche zeigt sich in Mallavui, wo das Volk unentgeltlich den Baugrund für eine katholische Kirche angetragen hat und alle Hilfe leisten will, sobald nur dazu angefangen wird.

In der Diöcese Hermopolis ergaben sich ebenso günstige Erfolge zum Beispiel sind in Mansafis allein 600 Neubefehrte, so auch Hunderte in Elidem, Nazlet-Gattas und Bouche (dem Geburtsorte des heiligen Einsiedlers Antonius). Wo man vor zwei Jahren vom Katholicismus noch kaum wußte, wendet sich das Volk mit Freude demselben zu.

In der Patriarchal-Diöcese Alexandrien ist auch guter Fortschritt; da aber die Mehrzahl der Bevölkerung in Städten wohnt, so müssen erst katholische Kirchen erbaut werden, was viel Zeit und Geld in Anspruch nimmt.

Doch soll alles möglichst schnell gehen, weil die protestantischen Secten Alles daran setzen, dort Boden zu gewinnen. Sie haben in der Diöcese Theben allein schon 120 Schulen. Helfen wir dazu, daß sie uns nicht überflügeln!

Abeßinien. Die Kapuziner, die während des Krieges in Pflege der Verwundeten gute Dienste geleistet haben, sind nun wieder an ihrer Missionsarbeit, haben in Keren jüngst 27 Erwachsene zur heiligen Taufe gebracht.

Aus dem Seminar von Keren haben 9 Cleriker, dazu drei koptisch-nicht unierte Geistliche, die von den Kapuzinern bekehrt worden waren, in Massaua die Priesterweihe empfangen und sind nun als Missionäre an der Arbeit.

Die Lazaristen=Missionäre, welche 1895 mitten in den Kriegerunruhen von dem italienischen General Baratieri aus ihrem Wirkungskreise gewaltsam ausgewiesen wurden, sind in jene Gebiete, die von den Italienern seither aufgegeben werden mußten, wieder zurückgekehrt, begannen ihre Arbeit von vorne und drangen schon weiter in das Landes-Innere vor.

Apostolisches Vicariat Gallas=Länder. Der greise Vicar Msgr. Cahagne (†) Cap. hat einen längst gehegten Wunsch endlich zur Verwirklichung gebracht, nämlich eine Abtheilung Franciscaner-Ordensschwestern in sein Gebiet eingeführt.

Die Schwestern haben unter dessen persönlicher Führung die weite Reise von Djibuti an der Küste durch die Wüste über Bio Naboba bis Harrar trotz mancher Gefahr glücklich überstanden und arbeiten rüstig am Unterrichte und in der Krankenpflege.

Deutsch-Ostafrika. Die Station St. Franz Xaver am Nyangao-Flusse hat im ersten Jahre ihres Bestehens die Unterkunftsbauten fertig gebracht und müssen Kirche und Schule erst gebaut werden.

Sie liegt zwischen Bindi und Lufuledi und ist damit wieder ein Glied eingefügt in die Kette von Missionsposten, wodurch nach und nach das ganze Gebiet in die Missionsthätigkeit einbezogen werden soll.

Auf der Insel Mauritius steht die Seligsprechung eines einstigen Missionärs P. Laval (aus der Gesellschaft vom heiligen Geiste) bevor. Im letzten Jahre fanden sich an seinem Grabe 153.400 (!) Wallfahrer ein, am Jahrestage seines Todes allein 18.000, darunter nicht wenige Moslim und Heiden, auf welche die vielen an Pilgern geschehenen wunderbaren Gebetserhörungen großen Eindruck machten.

Auf Madagascar schreitet die katholische Mission mit zahlreichen Erfolgen vor. In mehreren Ortschaften, wo es früher keine Katholiken gegeben hat, ist die gesammte Bevölkerung nun katholisch.

Auf der Linie vom Mangoro-Thale bis zur Hauptstadt (300 Kilometer), an der es noch vor einem Jahre nur zwei katholische Stationen gab, ist nun in sämtlichen Ortschaften Grund zu katholischen Gemeinden gelegt. Die Missionäre sind infolge dessen mit Arbeit überladen, daß sie nur um Hilfskräfte und Unterstützung bitten, um zur Errichtung so vieler Kirchen und Schulen mit den nöthigen Mitteln auskommen zu können.

Aequatorial-Afrika. Das apostolische Vicariat Nord-Nyanza hat für die Arbeit unter der ungeheuren Zahl von Katechumenen eine wertvolle Mithilfe an den Katechistenschulen, aus denen schon 243 als Mitarbeiter der Missionäre hervorgegangen sind. Das Priesterseminar wird bald einheimischen Nachwuchs liefern, dessen man sehr bedarf, da das Vicariat ein Flächenmaß, fast so groß als das deutsche Reich hat, und außerdem die Gegnerschaft der Protestanten allen Verträgen und Gesetzen zum Troste noch immer sehr scharf und angreifend sich geberdet.

Das neue apostolische Vicariat Nyassa steht noch bei den schwierigen Anfangsversuchen. Es hat zwei Stationen zu Mambwe und Kaimba mit 25 Getauften und 550 Katechumenen.

Das Volk ist kriegerisch und verlegt sich noch vielfach auf Raubzüge, jedoch den Missionären zeigt es sich freundlich und dankbar für ärztliche Hilfe; es finden sich auch viele zu den religiösen Belehrungen ein. Der apostolische Provicar P. Dupont steht bei ihnen so in Ansehen, daß sie z. B. beim Tode des Oberhäuptlings Lobemba ihm gar dessen Stelle antrugen.

Apostolisches Vicariat Tanganjika. Die Mission, vor zwölf Jahren von den weißen Vätern übernommen, ist schon kräftig entwickelt.

Die Station Karama hat eine 50 Meter lange, 14 Meter breite Kirche aus Stein und Ziegeln, ebenso Schwesternanstalt, Schulen und Werkstätten; die Pflanzungen liefern genügend Lebensmittel. Das Missionsdorf hat 2000 katholische Bewohner. Erfreulichen Aufschwung machen auch die auf deutschem Gebiete liegenden Stationen Mkarjaria, das hübsch gelegene Kirando und Kala.

Süd-Afrika. Aus dem Namaqua-Lande melden die Berichte noch immer nichts als Hungersnoth und Hungertod. Es ist ganz entsetzlich, es nur zu lesen.

Die Missionäre (Oblaten vom heiligen Franz von Sales) sind in großer Gefahr, auch verhungern zu müssen. Beim letzten Lebensmitteltransporte von Kapstadt her sind die meisten Zugthiere in der Wüste verendet; zu Fuße durch die weite Wüste zu entkommen, ist kaum denkbar.

Auch dort ist der schrecklichste der Schrecken der Mensch in seinem Wahn! Das vor Hunger wüthende Heidenvolk fängt an, die Missionäre als die Ursache dieses Unglücks anzusehen. Es ist zu befürchten, daß das wilde Volk einen Ueberfall mache und die Missionäre tödte und auffresse. Möchte ihnen durch rasche und ausgiebige Unterstützung noch Hilfe werden!

Auch in Transvaal, in Sutherland und Kap-Colonie und am Dranje-Fluss greift die Hungersnoth immer ärger um sich. Die weißen Ansiedler sind schon in schwerer Bedrängnis, die Eingebornen sterben massenhaft dahin.

Die apostolische Präfectur Transvaal hat jetzt zwölf Priester (Obl. M. J.) und viele Niederlassungen von Ordensschwestern verschiedener Genossenschaften.

West-Afrika. Im apostolischen Vicariat Ober-Kongo gibt es erfreulichen Fortschritt.

In den Stationen Baudouinville, Mpala und St. Louis sind über 1300 Neubefehrte und gegen 6200 Katechumenen; im letzten Jahre allein wurden 549 getauft; es sind in sechs Waisenhäusern 300 Kinder, in den Schulen 560 Schüler. Zwei neue Stationen, St. Jacob und St. Emilia, sind in der ersten Entfaltung. Das zahlreiche Eintreten der Katechumenen, schon bei tausend, läßt gute Zukunft hoffen.

Apostolisches Vicariat Benin-Küste. Die Missionäre aus dem Lyoner Seminar arbeiten nun über 30 Jahre in jenem Gebiete. Sie haben dort nichts vorgefunden als Heidenthum in der gräßlichsten Entartung; der Zustand der jetzigen Stationen Porto Novo, Lagos, Oyo und Abeokuta zeigt, daß die katholische Mission sich als Siegerin über jene Greuel erwiesen hat.

In Lagos hatte seinerzeit ein ehemaliger Negerclave den ersten Grund gelegt. Anfang der Sechzigerjahre dorthin gekommen, hat er viele unterrichtet und zum katholischen Glauben bekehrt und selbst den anglikanischen Predigern gegenüber sein Häuflein fest zusammengehalten, bis endlich 1868 katholische Missionäre dorthin kamen. Jetzt ist Lagos katholischer Bischofsitz, 20 Priester, viele Katechisten und Ordensschwestern arbeiten in der Mission. Lagos hat eine herrliche Kirche mit Raum für 2000 Christen.

Die neueste Station ist in Ibadan, einer Stadt mit 150.000 Neger-Bewohnern.

Apostolisches Vicariat Senegambien. Dasselbe halten die Väter vom hl. Geiste besetzt. Von den Hauptstationen St. Louis, Rufisque, Dakar und Gorée ausgehend, arbeiten sie mühsam, aber doch mit Erfolg in der weiten Umgebung.

In der apostolischen Praefectur Senegal sind die Stationen Fandène, Mont-Rolland, Popongine, Mbodiène, Ndianda, Ngazobil, Zoal und Fadiut mit Missionären besetzt. Ngazobil hat ein Seminar zur Heranbildung für einheimischen Clerus, ebenso ein Noviziat für einheimische Ordensschwestern.

In der jüngsten Station Thiès leiten die Missionäre nebst eigentlicher Missionsarbeit auch eine staatliche Sträflingsanstalt, wo in den Gärten auch Acclimatisationsversuche mit ausländischen Gewächsen gemacht werden, womit neue Erwerbsquellen geschaffen werden, die auch der Mission zugute kommen.

Apostolische Praefectur Elfenbeinküste. Die Lyoner Missionäre haben seit zwei Jahren vier Stationen eröffnet. Den Ausgangspunkt bildet die Station Groß-Bassam, die übrigen liegen schon tief landeinwärts.

In Dahome hat die Mission ein Spital in Aguè errichtet, worin nebst den Kranken auch alte, arbeitsunfähige Negerclaven Aufnahme finden. In ihrer Dankbarkeit für die genossene Pflege haben bis nun die meisten derselben nach gutem Unterrichte auch die heilige Taufe empfangen.

Nord-Afrika. Die weißen Väter haben im letzten Jahre (1896) dort wacker gearbeitet.

In Syrien und Tunisien unterrichteten sie in 18 Missionsschulen 1400 Kinder; in den Spitälern versorgten sie 125.000 Kranke, von denen 750 vor dem Tode die heilige Taufe empfingen.

In der Sahara arbeiten sie in den Stationen Gardaia und Quargla.

Im Sudan haben sie den im Jahre 1895 gegründeten Stationen Segon-Sickoro und Timbuktu eine neue beigelegt in der Provinz Kiffi am oberen Niger.

Es ist dies ein bergiges Waldgebiet. Die Dörfer sind weit von einander entfernt, jedes von Wald umschlossen und schwer zugänglich, das Volk ist echt „waldbenisch“ und hat in den Verteidigungskämpfen gegen feindliche Stämme sich als sehr wehrhaft erwiesen.

Der apostolische Vicar Msgr. Toulotte hat es selbst auf sich genommen, die ersten Missionsversuche bei ihnen zu machen.

III. Amerika.

Nord-Amerika. Die Freiburger „katholischen Missionen“ veröffentlichen den Jahresbericht des Comités für Unterstützung der Neger- und Indianer-Mission. Als Einnahmen werden 61.939 Dollars ausgewiesen, welche Summe für die Bedürfnisse bei weitem nicht ausreicht und zur Klage berechtigt, daß, während für die wilden Neger Afrikas soviel geschehe, so viele Neger in Amerika den Secten zufallen, weil die katholische Mission dort nicht die nöthigen Mittel hat.

Unter 5,093.000 Negern sind derzeit nur 148.300 Katholiken.

Etwas günstiger, aber noch schwierig genug steht es um die Indianer-Mission. Auch da ist bei manchen Stämmen die Zahl der Heiden und Andersgläubigen noch größer als die der Katholiken.

So zum Beispiel hat die apostolische Präfectur Alaska unter 30.000 Eskimos erst 2600 katholische; im apostolischen Vicariat Arizona sind unter 30.000 Indianern gar nur 250 katholisch, im Vicariate Indian Territory gehören unter 100.000 Indianern nicht ganz 2600 zur katholischen Kirche.

Also sieht man, daß es noch Arbeit genug gibt und daß Hilfe dort ebenso nöthig ist.

Dazu macht die Einstellung der Staats-Unterstützung für die katholischen Schulen sich schon schmerzlich fühlbar und sind einzelne dieser Schulen schon am Verschwinden.

Zum Beispiel in der Mission St. Peter im Felsengebirge, wo die Ursulinen seit so vielen Jahren in Mädchenschulen wirken, sind die Schwestern der größten Noth preisgegeben und müssen, wenn nicht Hilfe kommt, Alles aufgeben. Die dortigen Jesuiten mußten schon ihre Indianerknaben entlassen und die Schulen schließen.

Wenn die Regierung auf diesem Standpunkte beharrt, den die kirchenfeindliche Amerikaner-Protectiv-Association durchgesetzt hat, dann erleidet die Indianer-Mission einen tief dringenden Stoß.

Uebrigens gibt es auch Mitglieder der Regierung, welche dieses Vorgehen entschieden verurtheilen.

Der Senator Vest, ein starrer Protestant, welcher in amtlicher Eigenschaft die Indianerstämme in Wyoming und Montana besuchte, hatte offen als seine Ueberzeugung ausgesprochen, daß die vom Staate gegründeten Indianerschulen in Hinsicht auf Unterricht und Erziehung für die Civilisation sammt und sonders nichts taugen, . . . daß er aber gefunden habe: „die einzigen Schulen, die den Indianern wirklich Nutzen gebracht haben, waren diejenigen, die von katholischen Ordensleuten geleitet werden“ . . .

Ebenso spricht der Jahresbericht des staatlichen Commissärs mit großem Lobe von den Schülern der Jesuiten und Ordensschwestern in Süd-Dakota.

Florida. Ein ganz eigenartiges Missionsfeld ist den englischen Jesuiten zu Wart' und Pflege anvertraut. Nebst der Mission unter den Resten der Seminole-Indianer und den auf 20.000 englische Quadratmeilen verstreuten Katholiken haben sie in der Hauptstation Tampa auch die Seelsorge unter den Arbeitern in den etwa 200 Cigarren-Fabriken, wo die weltbekannten Havannas angefertigt werden.

Es sind deren bei 20.000. Ihr religiöser Zustand ist ganz fabriksmäßig. Nicht selten erhalten die Priester auf ihre Anfrage die Auskunft: „Ich bin ein einzigesmal in der Kirche gewesen, — als ich getauft wurde — und das war ohne meine Schuld“ . . .

In Anbetracht dessen bemühen sich die Missionäre hauptsächlich darum, durch Schulthätigkeit die Kinder für die Religion zurückzuerobern und etwa aus diesen ein besseres Geschlecht heranzuziehen.

Mexico. Eine neue Missionsgesellschaft, die Josefinos, haben sich als erstes Feld ihrer Wirksamkeit das Indianer-Gebiet in den Provinzen Tabasco und Chiajo gewählt. Das Indianer-Volk hat sie mit großer Freude aufgenommen.

Von der Hauptstation Palenque aus wollen sie auch zu den Lacandones-Indianern am Usumasinta-Flusse vorgehen.

Süd-Amerika. Bekanntlich ist die Lage der Katholiken in den südamerikanischen Staaten, so in Brasilien, Argentinien, Chile seit langer Zeit eine sehr traurige durch den Mangel an Seelsorge-Clerus. Es ist soweit gekommen, daß Städte mit 20—50.000 Einwohnern ohne Priester sind.

Eine große Anzahl deutscher Priester, besonders Jesuiten, haben in den letzten Jahren sich den dortigen Bischöfen zur Verfügung gestellt und arbeiten in fliegenden Missionen in Predigten, Kindercatechese und Spendung der Sacramente, retten was noch zu retten ist und helfen unter namenlosen Anstrengungen über das Aergste hinweg, bis es endlich gelingen wird, diesem Volke wieder ständige Priester zu geben.

Im brasilianischen Staate Rio grande do Sul werden derzeit schon 100 Jünglinge unter Leitung der Jesuiten zum Priesterstande herangebildet.

Ecuador. Die schwere Heimsuchung, welche dieses Land durch den Sieg der Revolution betroffen hat, dauert fort und gestaltet sich immer schrecklicher. Das Land ist derzeit vollends geknebelt. Die Freimaurer und religiösen Nihilisten haufen dort in einer Weise, die ein Vorbild gibt von dem, was überall bevorstünde, wenn sie ihre Ziele erreichen.

Patagonien. Die Don Bosco-Salesianer haben ihr ungeheures Missionsgebiet in Nord-, Central- und Süd-Patagonien getheilt.

In Central-Patagonien haben sie nun im Gebiete von Chubut (Ausdehnung: 243.000 m²) ihre Missionsarbeit bei den Tehuelchen-Indianern.

Diese sind ein hochstämmiger Menschengeschlag, aber ein friedliches Volk, das durch langjährige Verfolgung von Seite der weißen Ansiedler stark zusammen geschmolzen ist, und sich ganz in das gebirgige Landesinnere zurückgezogen hat.

IV. Australien und Oceanien.

Australien. Im Anschlusse an die im letzten Hefte gebrachten Stellen aus dem Berichte des P. Baudel (Freiburger „kath. Missionen“) über die Entfaltung der katholischen Kirche in Australien mag es passend

sein, noch ein paar Stellen daraus hier nachzutragen, die einen Einblick gewähren in die Ursachen, die zu dieser glücklichen Entfaltung mitgeholfen haben.

Der australische Clerus hat nicht bloß an Zahl zugenommen, sondern es ist auch der Nachwuchs, größtentheils in Rom und Irland herangebildet, unentwegt in die Fußstapfen der Vorgänger getreten, Dank dem Eifer und Beispielen ihrer Führer, der Bischöfe, in deren Reihen Namen aufscheinen, die in der katholischen Kirche mit Recht hoch in Ehren stehen. Und, was sich noch überall bewährt hat als die festeste Stütze der Kirche: das Ordensleben hat sich auch dort fest eingewurzelt; fast alle Orden der katholischen Kirche sind dort aufs beste vertreten und greifen thätig in die Mission derselben ein.

Zu all' diesem kommt noch als besonders günstig der Umstand, daß die katholische Kirche in Australien seit langer Zeit volle Freiheit genießt und in ihrem Cultus, in Seelsorge, Verwaltung, Unterricht und Erziehung durch keinerlei bureaukratische Fesseln beengt ist, und daß die Regierung sowohl als die öffentliche Meinung das, was die katholische Kirche Tüchtiges leistet, ohne Vorurtheil auch als gut anerkennt.

Apostolisches Vicariat Schiffer=Inseln. Die Samoa=Mission hatte seit ihrer Gründung (vor 50 Jahren) immer große Schwierigkeiten zu bestehen, von Seite der Methodisten=Seccte. Diese wußte den Gang der Eingeborenen zur Vielweiberei immer schlaue auszunützen als Heilmittel gegen die katholische Mission. Das strenge Festhalten derselben an der Lehre von der Einheit und Unauflöslichkeit der Ehe schien ein Vordringen der Mission ganz unmöglich zu machen. Und doch neigt sich der Sieg mehr und mehr auf Seite der Wahrheit.

Die katholische Mission hat sich zumeist auf die Schultätigkeit verlegt, jede Station hat ihre Schule. Die Knabenschulen halten die Maristen=Brüder, die Mädchenschulen sind in Händen theils europäischer, theils einheimischer Ordensschwestern. Aus den Schülern läßt sich eine genügende Anzahl von Katechisten und Katechistinnen heranbilden, die heranwachsende Jugend eint sich nach und nach zu katholischen Familien. Dadurch wird mit der Zeit das Uebel beseitigt und kommt die Wahrheit obenan.

Apostolisches Vicariat Neupommern. Ein Bericht des Br. Calixt Bader (Freiburger „katholische Missionen“) schildert das Missionsleben in Buna Pope auf der Gazellen=Halbinsel.

Darnach ist das Schulleben in reger Thätigkeit, Lehrer und Schülerschaft stehen so gut zu einander, als man es wünschen kann. Es wird etwas aus diesem jungen Volke. Für die heilige Weihnacht wurde mit den Schülern gar ein Oratorium mit deutschem Texte aufgeführt zur Verwunderung der Gäste und zum Entzücken des Volkes. Uebrigens ist dort Schönes und Gräßliches in nächster Nachbarschaft. Das Heidenvolk der Umgebung gehört eben nicht zu den gemüthlichen. Der Bericht zählt gleich eine ganze Reihe von Fällen auf, wo das Heidenvolk seinen Appetit mit Menschenfleisch stillte.

Beispielsweise: Auf Neu=Mecklenburg war der kaiserlich deutsche Richter mit seinen Beamten und Soldaten ausgerückt zur Schlachtung eines Vernichtungskampfes unter den Insulanern. Schließlich mußte er selbst mit Waffengewalt gegen die Sieger vorgehen. Nach Beendigung des Kampfes gab er den Befehl, die hunderte von Gefallenen zu begraben. Dies konnte aber nicht mehr geschehen, weil keine Leichen zu finden waren. Die wilden Sieger hatten sie schon verspeist, oder waren eben daran, die Leichen zu braten.

Neu=Guinea. Die neue apostolische Präfectur Kaiser Wilhelms=Land ist von den Steyler Missionären übernommen, welche auf der Insel

Tamara ihre erste Station errichteten, sofort den Unterricht begannen und bereits Lehrbücher in der Sprache der Eingeborenen in Druck legten.

Carolinien-Archipel. Auf der Insel Ponape haben spanische Kapuziner im Hauptorte Ifita eine Missionsstation.

Die Eingeborenen stehen unter einem Könige, der sammt seiner Gemahlin vor kurzem unter großer Feierlichkeit die heilige Taufe empfieng.

Auf der anderen Seite der Insel ist eine Niederlassung spanischer Ansiedler, auch eine Militär-Abtheilung für eine Sträflings-Colonie, wo auch die Kapuziner viel Seelsorgearbeit üben.

V. Europa.

Island. Die von Dänemark aus besetzte Mission ist schon im guten Gange. Es sind zwei Kirchen erbaut. Im letzten Sommer wurde eine Station in Faskrudsfjord eröffnet und mit einem Missionäre und zwei St. Josef-Ordensschwestern besetzt. Hier, sowie in Reykjavik, wo die Mission vor zwei Jahren neuerdings begonnen wurde, sind die katholischen Missionskräfte von dem Volke gut aufgenommen worden.

Es gibt dort auch Ausfäzige, für welche im nächsten Jahre eine Anstalt eröffnet werden soll.

Dänemark. Auf Laaland benedicierte Bischof van Eux in Maribo (einem einstigen Brigittinnen-Kloster) eine neue Kirche.

Zunächst dient dieselbe den religiösen Bedürfnissen der aus Polen zugewanderten (etwa 1000) Arbeiter, für welche ein dänischer Priester eigens die polnische Sprache lernte und in Polen selber die Mittel zum Kirchenbaue sammelte.

Missionshaus Steyl (Holland). Dort haben am 28. September 13 Priester und 9 Laienbrüder das Missionskreuz in Empfang genommen, das heißt sind in den eigentlichen Missionsstand feierlich eingeführt worden. Diese junge Mannschaft wurde auch sofort auf die Posten vertheilt, und zwar nach Togo, nach den Vereinigten Staaten, nach Argentinien, Brasilien und Süd-Schantung. Der Herr führe und schütze sie und segne ihr Wirken!

Kindheit Jesu-Werk. Der letzte Jahresbericht bringt die erfreuliche Kunde von einer Gesamt-Einnahme mit 3,543.275 Franks.

An der Spitze der Gaben stehen diesmal die Kinder des Deutschen Reiches mit 1,165.961 Frk. Frankreich hat auch über eine Million aufzuweisen; dann folgt Belgien mit 367.577 Frk, Italien mit 383.880, dann Oesterreich mit 185.105 Frk.

Bei dem Werke der Glaubensverbreitung steht laut Jahresbericht bei einer Gesamt-Einnahme von 6,332.686 Frk. Frankreich weitaus obenan, indem es 3,921.696 Frk., also weit über die Hälfte allein leistete. Deutschland hat dazu 660.252 Frk. aufgebracht.

Es gäbe noch viel zu lesen und zu schreiben über das Werk der katholischen Mission, wenn nur Zeit und Raum genug wäre. Was aber geschrieben ist, das ist ein Ausdruck dessen: Sie ist Gottes Werk! Der Sturm der wilden Jagd tobt gegen sie wie gegen die ganze heilige katholische Kirche. Aber sie steht aufrecht.

„Portae inferi non praevalerunt adversus eam“!

Sammelstelle:

Gaben-Verzeichnis:

Bisher ausgewiesen: 4389 fl. Neu eingelaufen: Hochwürden Beneficiat in Seggau (Steiermark) 10 fl. zugewiesen Süd-Schantung; Hochw. Springer, Pfarrer in Kaptsch (Böhmen) 10 fl. zugewiesen an 3 Stationen in Assam; Tit. Cononicus Erdinger in St. Pölten, Dombachant 10 fl. für die Kopten zum Kirchenbau; Hochw. König, Pfarrer in Schattwald (Tirol) 10 fl. zugewiesen Süd-Schantung; von † N. aus Wallerstein 200 Mark, zugewiesen: Kapuziner-Mission Betlach 25 fl., Sanganner P. Weißhaupt 25 fl., Mission Gaza Palästina 25 fl., Oblaten in Nieder-Gimbebasien 25 fl., Schwesteranstalt Adria-nopol 10 fl., Bosnien 8 fl.; aus dem Nachlasse einer Verstorbenen durch Hochw. Pfarrer D. 1000 fl., zugetheilt: Assam 50, Dacca 50, Assumptionisten Esti-Schehir 25, Tumaricop 50, Lazaristen in Tische-Kiang 50, General-Commissariat Palästina 25, China Franciscaner-Mission 50; Kopten-Mission Egypten 50, Deutsch-Ostafrika 50, Millhiller-Mission Süd-Nyanza 50, weiße Väter Uganda 25, Namaqua-Land 50, Oranje-Fluss 25, Sambesi 25, P. Hartman Empandeni 25, Central-Afrika Msgr. Rovaggio 50, Kamerun 25, Väter vom heiligen Geist Bagamoho 25, weiße Väter Tunis und Babylon 25, Trappisten Marianhill 25; Athabasca-Madenzie 50, Ursulinen-Anstalt Felsengebirge 50, Südamerika Fran-ciscaner-Mission 25, Salesianer 25; Neupommern 50; Dänemark, Island 25, Norwegen 25.

Summe der neuen Einläufe: 1158 fl. — Gesamtsumme der bisherigen Einläufe: 5547 fl.

Bergelt's Gott!

Christliche Charitas auf socialem Gebiete.

Von Professor Dr. Johann Gsöllner in Urfahr-Vinz.

1. Uhlhorn über christliche Liebesthätigkeit.

Das in katholischen Kreisen hochgeschätzte Werk von Razingen: „Die kirchliche Armenpflege“ hat ein protestantisches Gegenstück gefunden in der Publication: „Dr. G. Uhlhorn, Abt von Vokkum, die christliche Liebesthätigkeit“ (Vokkum ist ein säcularisiertes katholisches Stift in Hannover, in welchem sich heute ein protestantisches Predigerseminar befindet, dessen Leiter Dr. G. Uhlhorn ist). Das Werk ist auf der einen Seite ein Beweis für die Thatsache, daß auch von den Anhängern der protestantisch-gläubigen Auffassung des Christenthums das Wort des Heilandes: „Was ihr einem der geringsten meiner Brüder gethan, das habt ihr mir gethan“, wieder viel verständnisinniger ergriffen wird, namentlich seit der durch Wichern in den Dreißiger-Jahren angebahnten und unter dem Namen der „inneren Mission“ zusammengefaßten Bewegung. Katholischerseits haben die Einrichtungen der inneren Mission, namentlich nach ihrer organi-satorischen Seite hin, besonders durch P. Cyprian O. Cap. anerkennende Würdigung gefunden. Es kann auch dem Werke Uhlhorns die Absicht nicht abgesprochen werden, der Auffassung der katholischen Kirche Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Auf der anderen Seite ist aber das protestantische Vorurtheil so stark, daß es zu einer unbefangenen Würdigung der katholischen Ein-

richtungen bei Uhlhorn nicht kommt. In manchen Fragen des socialen Lebens zeigt sich diese Einseitigkeit, um nicht zu sagen Gehässigkeit der Anschauung ganz offen. So spricht der Verfasser über die sociale Stellung des Pfarrers in der Gemeinde in folgender Weise (S. 576): „Das evangelische Pfarrhaus mit der züchtigen Pfarrfrau trat an die Stelle des vorreformatorischen Pfarrhauses mit der zankenden Pfarrköchin und der Concubine, die dem Pfarrer das Leben sauer machte. Das ist auch ein großer Gewinn für die Liebesthätigkeit (!) . . . Schon die Reformationszeit und mehr noch die Folgezeit hat in unzähligen Fällen gezeigt, welch ein Segen von einem rechten Pfarrhause über die Gemeinde kommt, und daß darin ein Mittelpunkt auch für die Liebesthätigkeit in der Gemeinde gewonnen ist, dessen die mittelalterliche Kirche entbehrte“. Wir wollen gewiß nicht in Abrede stellen, daß eine edel und hochsinnig angelegte Frau einen wackeren Pfarrer in seinen Bestrebungen für die Wohlfahrt der Pfarrkinder unterstützen kann und in vielen Fällen auch thatsächlich unterstützt. Aber wer möchte sich trotzdem der Einsicht verschließen, daß die Sorge für die eigene Familie manchen „Pfarrer“ und seine „Gattin“ so sehr in Anspruch nehme, daß einer socialen Thätigkeit in weiteren Kreisen kaum Raum gelassen werden kann?

Freilich, wer für das Opferleben des in Ehelosigkeit lebenden katholischen Priesters kein Verständnis hat und sich dasselbe nur unter obiger Caricatur vorstellen kann, stellt dem idealen Schwung der eigenen Seele ein schlechtes Zeugnis aus.

Noch einen Gedanken, der sich wie ein rother Faden durch die Uhlhorn'schen Ausführungen zieht, wollen wir hervorheben. Der Verfasser vertritt die Anschauung, als ob im Katholicismus die Arbeit nicht die gebührende Würdigung finde und das klösterliche Leben auf Kosten des bürgerlichen verherrlicht werde. Mit der vom Katholicismus behaupteten Vorzüglichkeit des klösterlichen Lebens ist es ähnlich, wie mit dem vielfach mißverstandenen katholischen Grundsatz: *extra ecclesiam nulla salus*. In beiden Thesen kommt nur ein Princip zum Ausdruck, wird aber keine Thatsache behauptet. Principiell ist der klösterliche Stand vollkommener; aber thatsächlich wird mancher in der Welt sein Heil wirken, der im Kloster verloren gegangen wäre. So ist es auch mit der Arbeit. Jede, auch die geringste Arbeit in guter Meinung, das heißt nach bestem Wissen und Gewissen, als dem Willen Gottes entsprechend, verrichtet, ist in den Augen Gottes angenehm. Was einer thut und in welchem Stande, ist nicht das Maßgebende. Wenn aber eine Arbeit große Selbstverleugnung und Opfer, sowie Verzicht auf die Freuden des Lebens in sich schließt und dabei verrichtet wird in der Ueberzeugung, daß Gott sie von uns wünscht, und wir sie verrichten in Gehorsam gegen Gott, dann ist das jedenfalls das Gottwohlgefälligste, weil es ein Beweis größerer Liebe zu Gott ist. Letzteres kann aber ebensowohl in der Welt wie im klösterlichen Leben verwirklicht werden, je nachdem Gott jemand an einen Platz stellt.

2. Zum Capitel Mädchenschutz.

a) Mädchenschutz auf dem Lande. Mit ganz besonderer Fürsorge nimmt sich die Charitas in unseren Tagen jener Mädchen an, welche den großen Städten zuströmen, um dort den in Aussicht gestellten reichen Lohn zu gewinnen, dafür aber nicht selten ihre kostbarsten Güter, Unschuld und Gesundheit, einzubüßen. Eine wahre Wohlthat erweist daher jeder diesen jungen Herzen, der den fast krankhaften Drang in die Fremde einschränken hilft. Es ist ja wahr, die große Stadt braucht zahllose Arbeitskräfte; aber hiezu bedarf es nicht jenes immer mehr wachsenden Zuflusses vom Lande. Sollte es treubeforgten Eltern nicht möglich sein, ihre Kinder von frühester Jugend auf so zu beeinflussen, daß ihnen das Scheiden aus dem Elternhause eher als ein Unglück erschiene? Wenn die Eltern, vom Geiste gegenseitiger Liebe und tiefen Friedens beherrscht, bei jeder Gelegenheit den Kindern gegenüber betonen, wie lieb ihnen ihr schlichtes Haus und ihre Arbeit ist, wie dankbar sie dem lieben Gott sind, der sie in eine so glückliche, gesicherte Lage setzte im Gegensatz zu jenen Unglücklichen, die hinaus müssen in die Gefahren der Welt, zur Jagd nach dem unsicheren Gewinn: dann werden auch die Kinder leichter jener Versuchung, in der Fremde das Lebensglück zu suchen, widerstehen.

Mit den Eltern Hand in Hand müßte sich der Priester bestreben, den jungen Gliedern der Gemeinde das Verbleiben am Heimatsorte als ein Glück darzustellen, um das sie beten sollen und dessen sie sich durch gutes Betragen würdig machen müssen. Je feierlicher er die Marienfeste und Processionen begeht, desto mehr wird er sie an sein Gotteshaus fesseln und auf ihre Standeswahl Einfluss gewinnen.

b) Der Marianische Mädchenschutzverein. Seit dem Charitastag in Gmünd (1896) hat der Marianische Mädchenschutzverein bedeutende Fortschritte zu verzeichnen. Der langersehnte Führer¹⁾ ist endlich fertig geworden.

In ca. 3000 Waggons hat der Mädchenschutzverein Auskunftsplacate aufhängen lassen und in München die sogenannte Bahnhofsmission begonnen, bei welcher Vertreterinnen des Vereines, kenntlich durch ihre Achsellappen, bei den hauptsächlichsten aller ankommenden Züge erscheinen, bereit, sich jeder rath- und hilfsbedürftigen Frauensperson anzunehmen, ihr Weg und Steg zu zeigen, sie vor Zudringlichkeiten zu schützen. Außerdem hat der Verein noch mit einem in der Nähe des Bahnhofes liegenden Gasthause das Uebereinkommen getroffen, daß, wer mit einem vom Marianischen Mädchenschutzverein gestempelten Blättchen dort erscheint, um den geringen Betrag von 30 Pfennigen eine vollständige Mahlzeit erhält. Auch in Nürnberg ist eine Bahnhofsmission in kleinerem Maßstabe etabliert.

Die jüngste Schöpfung endlich des Marianischen Mädchenschutzvereines ist die eines Placierungsbureaus in München für weibliches Personal jeder Kategorie; es soll dadurch den Stellenvermittlungsbureaux, die oftmals einen blutsaugerischen Handel treiben, Concurrnz geschaffen werden.

¹⁾ Von Nichtmitgliedern um 30 Pf., von Dienstmädchen um 10 Pf. bei den Vereinsstellen zu beziehen.

3. Sterblichkeit in den charitativen Congregationen.

Eine Frau L. F. schreibt in der „Charitas“ (Septemberheft 1897) zu diesem (im letzten Hefte berührten) Punkte Folgendes: „Da in Bayern unzählige kleine Niederlassungen von Kranken- und Schulschwestern bestehen, so tritt hier die Thatsache der Ueberbürdung und physischen Zugrunde- richtung der Schwestern in geradezu erschreckender Weise hervor. An meinem früheren Aufenthaltsorte erlebte ich es, daß die Krankenschwestern, unter einer jungen, schüchternen Oberin, die niemanden abweisen konnte, von der Unvernunft der Stadtbewohner förmlich zu Tode gehegt wurden. Nacht für Nacht mußten Personen Wache halten, die kränker waren als die Be- wachten, wie ja thatsächlich eine Schwester am Krankenbett zusammenbrach und heimgetragen werden mußte. Und was das Schlimmste war, den jungen Schwestern wurde dadurch ihr Beruf verleidet, woraus die eine gar kein Hehl machte. Ich schrieb darüber an die Generaloberin und bald erfolgte Abhilfe.“

Jetzt habe ich eine Niederlassung einer anderen frankenpflegenden Congregation in nächster Nähe. In dieser Congregation arbeiten alle jüngeren Schwestern — mit Ausnahme der Schulschwestern — 36 bis 40 Stunden, ehe sie wieder schlafen dürfen. Wenn es aber viele Kranke oder sehr anspruchsvolle Kranke gibt, gehen von den neun vorhandenen Schwestern sieben oder acht mehrere Nächte nacheinander auf Nacht- wache ohne Schlaf oder sicher ohne genügenden Schlaf dazwischen, auch Schulschwestern, die 50 und mehr Kinder unter Tags beaufsichtigen . . . Daß unsere Schwestern hier sich über etwas beklagen, habe ich nie gehört, höchstens darüber, daß sie in der Kirche so leicht einschlafen (sapienti sat! . Die armen Kinder!

Wäre die oben erwähnte Ueberbürdung die Folge einer Epidemie — in Gottes Namen! Aber sie kommt meist entweder von dem Eigensinn der Kranken, die statt ihrer Angehörigen lieber eine Schwester um sich haben, oder von der Bequemlichkeit einzelner Familien, die all ihr Kreuz auf andere abladen wollen. Dagegen sollte man aber doch das Leben und die Gesundheit der Schwestern schützen! — Wer aber?


Nach meiner Anschauung ist hiezu in erster Linie nach der Oberin der Pfarrer selber berufen. Er ist unter 100mal 99mal der Vorstand des charitativen Vereines, der die Schwestern berief und ihnen Lebens- unterhalt bietet. Meist sind es Mitglieder dieses Vereines, welche, auf ihr Recht pochend, die Schwestern überbürden; aber dieses Recht in seine ge- bührenden Schranken zu weisen, ist wohl Pflicht des Vorstandes. Freilich keine angenehme Pflicht; aber wem sollte der Diener Gottes mehr Barm- herzigkeit schulden als den Dienerinnen der Barmherzigkeit?“

Kurze Fragen und Mittheilungen.

I. (Das St. Andreas-Kreuz.) Die älteste Form des Sanct Andreas-Kreuzes V war dem griechischen Psißon gleich. Diese Form des Kreuzes ist auch in der Liturgie noch beibehalten bei der Weihe des Tauf-

wassers an den Vigiltagen vor Ostern und Pfingsten, indem der Priester in dieser Figur das Wasser anhaucht. Neuere Commentatoren sehen darin irrthümlich den griechischen Buchstaben V. Auf einem alten Bilde in San Paolo bei Rom hat das St. Andreas-Kreuz noch die Form V.

Die spätere Kunst bildete das St. Andreas-Kreuz aus zwei übereinander gelegten Balken in der Gestalt des griechischen Buchstabens X, welcher den heiligen Namen Christi anzeigt. Der heilige Apostel Andreas war der erwählte Patron von Burgund, Brabant, Schottland, Holfstein, Luxemburg und Braunschweig. Weil St. Andreas nach der Legende die Kolyer bekehrte, die an der Abdachung des Kaukasus wohnten, so gilt er als der Schutzheilige Rußlands. In den genannten Ländern kommt deshalb das St. Andreas-Kreuz oft als Wappenbild vor, ebenso in den darin gestifteten Ordens-Decorationen.

Der Orden des goldenen Vlieses (*toison d'or*), der von Karl V. nach der Befreiung der Christen aus der Sklaverei in Tunis gestiftete burgundische Kreuzorden und der schottische Distelorden verehren den heiligen Apostel Andreas als Patron; in ihren Ordens-Decorationen kommt deshalb das St. Andreas-Kreuz vor. Die Ritter des schottischen Distelordens haben ein aus zwei übereinander gelegten Bändern bestehendes Abzeichen; das Ordenszeichen hatte auf dem Avers das Bild des heiligen Apostels Andreas. Der russische St. Andreas-Orden zeigt gleichfalls das nach diesem heiligen Apostel benannte schräge Kreuz. Letzteres ist deshalb auch oft mit dem russischen Kreuze verbunden. Eine eigenthümliche Form hat das Kreuz bei den Russen, indem entweder von dem Doppelkreuze Ketten herabhängen oder ein dritter Querbalken unten hinzugefügt wird; der oberste erinnert an die Aufschrift, der mittlere an den Querbalken (*antenna*, *patibulum*), der untere soll das *suppedaneum* (Kloz, worauf die Füße genagelt wurden) darstellen; vielfach ist damit das St. Andreas-Kreuz verbunden, so daß sich folgende Figur () ergibt. —

Menzel erinnert in seiner Symbolik bei der Erklärung des Datums des St. Andreas-Tages an das schräge Kreuz, das Abzeichen des heiligen Apostels, indem er in seiner allegorisierenden Weise schreibt: „Mit dem Andreastage beginnt die Adventszeit, der die Osterzeit gegenübersteht, beide ein Halbjahr des Kirchenjahres beginnend. Das kirchliche Winterhalbjahr stellt die Zeit der Vorbereitung und des Kampfes, das kirchliche Sommerhalbjahr die Zeit der Erfüllung und des Sieges dar. Wie das bürgerliche Jahr erst im Schatten, dann im Lichte steht, so ist die Kirche erst in der Trübsal, dann in der Wonne. Im Winter wird Gott zum Menschen erniedrigt, im Sommer der Mensch zu Gott erhoben. Wie nun in der ersten Hälfte alles vorbereitet wird, das Kreuz aufzurichten, so konnte das schiefe Kreuz des Apostels das Werden bedeuten, wie das gerade das Sein“. Die Stadt Andreasberg am Harze soll ihren Namen haben von der Krystallisation der dort gebrochenen Erze, die ein Andreas-Kreuz zeigt. Bei dem griechischen Segen bildet die segnende Hand, indem der Daumen über den Ringfinger gelegt wird, das St. Andreas-Kreuz.

Darfeld (Westfalen).

Dr. Heinrich Samson, Vicar.

II. (Die künstliche Befruchtung ist unerlaubt.) In früheren Jahrhunderten wurde dieselbe öfters an Thieren, besonders an Hunden, in Anwendung gebracht, in unserem fortschrittlichen Jahrhundert auch an Personen erprobt, und zwar in letzter Zeit vom berühmten italienischen Arzte Mantegazza mit oft glücklichen Erfolgen. Zu diesem künstlichen Mittel wurde die Zuflucht genommen, wenn junge Eheleute auf mehrere Jahre unfruchtbar blieben und doch Nachwuchs wünschten, jedoch ohne Erfolg, sive quia uxor, propter arctitudinem meatus vel inflexionem uteri meatum ipsum ocludentis, semen intra uterum recipere nequeat, sive quia vir ita male sit formatus vel debilis, ut semen intra vaginam prouti oportet injicere nequeat.

Ein Erfolg ist naturnothwendig an drei Bedingungen geknüpft: 1. ut vir semine apto, bonis scilicet multisque spermatozois referto, praeditus sit; 2. ut mulier in utero et ovariis minime infirma sit, sed perfecta sanitate polleat; 3. ut tempus sit opportunum, cujusmodi circa menstruationis epocham esse solet.

Nach Berardi, Praxis Confess. tom. II. pag. 726 sind vier Arten der künstlichen Befruchtung möglich:

1. medicus in vase foemineo aptat instrumentum, quod, ubi collocatum fuit, longo tempore persistere potest absque incommodo ullo. Uxor autem sic praeparata copulam habet, more consueto, cum viro suo, qui post aliquas horas instrumentum illud extrahere potest.

2. Vir copulam habet et more solito intra vaginam deponit semen, quod medicus statim recolligit, et ope siphunculi intra uterum injicit. Id praestare potest sine medici interventu ipse maritus, si sit bene instructus.

3. Vir copulam habet. Appropinquante autem effusione seminis se retrahit, et semen effundit infra parvum cyatum paratum juxta instructiones medici, qui ope siphunculi illud in uterum injicit, nisi maritus ipse bene instructus haec omnia peragat.

4. Vir, absque copula cum uxore, semen effundit in cyatum et caetera peraguntur ut supra.

Welche Arten dieser künstlichen Befruchtung sind erlaubt?

Am 24. März dieses Jahres wurde in der Generalsitzung der heiligen Inquisition in Rom die Frage vorgelegt: An adhiberi possit artificialis foecundatio mulieris? Nach reiflicher und eingehender Prüfung der Frage wurde von den Consultoren und Cardinälen geantwortet „Non licere“, welche Entscheidung am 26. März auch vom hl. Vater gutgeheißen wurde. Sind durch diese Entscheidung des hl. Officiums alle oben angeführten Arten der künstlichen Befruchtung als unerlaubt erklärt worden?

Die zwei ersten Arten dürften auch nach dieser römischen Entscheidung noch für erlaubt gelten, da sie im strengen Sinne des Wortes keine künstliche Befruchtung sind, sondern bloß eine ärztliche Beihilfe, vorausgesetzt,

dass es rechtmäßige Eheleute sind und die Frau den Samen ihres Mannes empfangen.

Die dritte und vierte Art und Weise, die bisher von einigen Moralisten noch gebilligt wurde, ist durch die angeführte Entscheidung ein für allemal als unerlaubt gestempelt, als onanismus und masturbatio.

Der vortreffliche Moralist an der gregorianischen Universität in Rom, Palmieri, schrieb in opere Ballerini op. th. Tr. X. n. 1304 über den dritten und vierten Modus: Forte quis negabit haberi heic veram pollutionem quoniam emissio seminis est ad hoc ordinata, ut in vas uxoris ipsum semen introducatur, ad quam introductionem jus habet vir, qui artem adhibet, ut id quod in conjugio natura intendit, nec aliter ipse obtinere potest, assequatur. Sane heic seminis ejecti frustratio non haberetur et fructus legitimus consequeretur. Auch Bernardi pflichtete ihm bei. Nun heißt es das „Non licere“ unterschreiben. Roma locuta, causa finita.

Boudja bei Smyrna.

P. Agnellus Ord. Cap.

III. (Achtung vor den Samos-Weinen!) Eine eigene Rubrik bei den Weinhändlern bilden die Samos-Weine. Es werden unter diesem Namen nicht bloß die auf der Insel Samos im ägäischen Meere gewachsenen Weine verstanden, sondern man versteht darunter alle nach Art der Samioten fabricierten Weine, die aus der Levante kommen.

Der heiße Orient erschwert die Bereitung des Weines wesentlich; besonders ist bei der raschen Gährung, die sich schon in fünf bis sechs Tagen vollzieht, alle mögliche Sorgfalt anzuwenden, um dem edlen Nebensaft nicht gleich einen „Etich“ zu versetzen. Es muß ein Senfboden ins Gährfaß gelegt werden, der das Bräschlet hinunterhält, und es muß ferner alltäglich zweimal fleißig aufgeschüttelt werden, um die gleiche Temperatur im Gährfaße zu erhalten und um die Säure zu verhindern.

Die Samioten und ihre Nachahmer weichen der gefährlichen Gährung einfach aus, indem sie dem frischgekelterten Moste 15—20 % Spiritus beimischen und so die Gährung verhindern. In drei bis vier Tagen haben sie schon lichten und klaren Wein, der wie süßer alter Wein schmeckt und auch für den Versandt haltbar ist. Wie viel Samos-Wein wird nicht in Europa zum hl. Opfer verwendet! Und doch ist es eine Materia illicita zum hl. Opfer, 1. weil er keine Gährung durchgemacht hat und somit nicht den Namen Wein verdient; 2. weil er mit Spiritus zu stark vermischt ist; bloß 12 % wären im höchsten Falle erlaubt; 3. weil es kein Wein-Spiritus ist, sondern der nächstbeste Alkohol. Daher dürfte es nicht „Geschirre nach Samos tragen“ heißen, wenn wir die Mahnung erlassen: „Achtung vor den Samos-Weinen!“

P. Agnellus.

IV. (Familienname des Kindes einer gerichtlich geschiedenen Frau.) Eine Frau, nennen wir sie Barbara Müller, lebt von ihrem Manne Josef Müller gerichtlich geschieden. Ein Jahr nach vollzogener Scheidung bringt Barbara Müller einen Knaben zur Welt. Bei der Taufe wird dem Priester die Mittheilung gemacht, dass das betreffende Kind nicht in der Ehe, sondern unehelich geboren wurde. Auf

welchen Namen wird der Priester das Kind in die Taufmatrif eintragen? Das betreffende Kind ist als unehelich, und zwar nicht auf den Namen „Müller“, sondern auf den Familiennamen einzutragen, den die Kindesmutter vor ihrer Verehelichung führte. Vor ihrer Verehelichung hieß obige Barbara „Schmitt“, also ist das Kind als „Josef Schmitt“ und nicht als „Josef Müller“ einzutragen.

So hat ausdrücklich in einem concreten Falle der St. Pöltener Diöcese die k. k. n.-ö. Statthalterei am 7. Juli 1887, Z. 35.224, entschieden. Nach obiger Entscheidung ist ein Kind, welches nach Ablauf von zehn Monaten nach rechtskräftig gewordener Ehescheidung geboren wird, als unehelich, und zwar auf den Namen, den die Mutter vor ihrer Verehelichung führte, einzutragen gleich dem Kinde einer Witwe, das zehn Monate nach dem Tode des Mannes geboren wurde.

St. Pölten.

Prof. Dr. J. Döller.

V. (Bedeutung der vox alta, media, secreta in Missa lecta.) „Quumque natura hominum ea sit, ut non facile queat sine adminiculis exterioribus ad rerum divinarum meditationem sustolli; propterea pia mater Ecclesia ritus quosdam, ut scilicet quaedam submissa voce, alia vero elatiore in Missa pronuntiarentur, instituit.“ So lehrt das hl. Concil von Trient (sess. 22. de Sacrificio Missae cap. 5). Die Worte nun, welche Gottes Verherrlichung oder des Volkes Belehrung ausdrücken, sowie dessen Gelöbnisse und Bitten zu Gott werden passenderweise dem Volke mitgetheilt und darum laut gebetet. Anderes aber wird leise gebetet, um mehr Aufmerksamkeit, Ehrfurcht und Andacht gegen das erhabene Geheimnis zu erwecken und die hochheiligen Worte nicht der Geringschätzung und Entehrung preiszugeben. Deshalb spricht die hl. Kirchenversammlung (a. D. can. 9.) den Bannfluch aus gegen alle die, welche den Gebrauch der hl. römischen Kirche, einen Theil des Canon und die Consecrationsworte still zu beten, für verwerflich halten. Jedoch auch das gläubige Volk will sie in das Verständnis des hl. Meßritus immer besser eingeführt wissen. Es heißt nämlich (a. D. cap. 8.): „Ne oves Christi esuriant neve parvuli panem petant, et non sit qui frangat eis, mandat s. Synodus pastoribus et singulis curam animarum gerentibus, ut frequenter inter Missarum celebrationem vel per se vel per alios ex iis quae in Missa leguntur, aliquid exponant; atque inter cetera sanctissimi hujus sacrificii mysterium aliquod declarent, diebus praesertim dominicis et festis“.

Bayern.

P. Josephus a Leonissa O. M. Cap.

VI. (Residenzpflicht.) Der hl. Alphons von Liguori erinnert als Bischof seine Pfarrer in besonderem Erlasse, daß sie verpflichtet sind, in ihrer Pfarrei zu residieren. Sie dürften dieselbe nicht verlassen ohne dringende Ursache und ohne die Erlaubnis des Bischofes, welcher sowohl die Ursache wie den Substituten für die Zeit der Abwesenheit zu genehmigen hat. Hierbei sei wohl zu beachten, daß ein Pfarrer, welcher die Residenzpflicht nicht hält, nicht nur schwer sündigt, sondern auch seine An-

sprüche auf die Einkünfte der Pfarrei verliert und schuldig ist, dieselben nach Maß seiner Abwesenheit an die Armen des Ortes oder an die Kirchengfabrik zu restituieren. In dieselbe Strafe verfällt auch ein Pfarrer, welcher auf unnütze Weise residirt. Unnütz residirt aber nach einer Erklärung der heiligen Congregation des Conciliums derjenige, welcher durch zwei Monate den hauptsächlichsten Pflichten seines Amtes nicht nachkömmt, wozu das Predigen und die Auspendung der hh. Sacramente, insbesondere das Beichten und die Austheilung der hl. Communion gehört, so oft er darum angegangen wird.

P. Josef.

VII. (Vorthelle der Trübsale und Versuchungen.)

Gott trägt Mitleid mit unserm Elende und läßt es deshalb zu, daß Versuchungen aller Art uns ängstigen, und zwar bisweilen überaus große und heftige. Dadurch sollen wir uns selbst und unsere Arseligkeit erkennen und immer mehr in wahrer Demuth wachsen. Wer also bedrängt ist, sieht sich gezwungen, seine Zuflucht zu Gott zu nehmen und Gutes zu wirken, jede Sünde zu fliehen und überhaupt alles, was unvollkommen und irgendwie von Gott zu entfernen scheint. Und so wird die Trübsal, welche ihm so feindlich und nachtheilig schien, ihm zum Antriebe, Gott um so eifriger zu suchen und sich von Allem loszumachen, was er mit dem Willen Gottes nicht für übereinstimmend hält. Alle jene Leiden und Bedrängnisse, welche die Seele bei solchen Versuchungen und bei solcher Entziehung innerlicher Freude und geistigen Trostes zu dulden hat, sind nichts anderes als ein Reinigungsfeuer der Liebe, wenn sie solche nur in Demuth und Geduld trägt. Auch dienen sie noch dazu, uns im Himmel jene Krone zu verdienen, welche wir uns nur durch ihre Hilfe erwerben können und die desto herrlicher für uns sein wird, je mehr der Plagen und Leiden waren, welche wir ihrewegen erdulden. Gewiß mächtige Beweggriinde, ruhig und beharrlich fortzufahren in der Verdemüthigung unserer eigenen Seele vor Gottes Angesicht und in der möglichst vollkommenen Gleichförmigkeit mit dem anbetungswürdigsten göttlichen Willen. Mag die Plage und die Versuchung kommen, woher sie will, vom Teufel oder von den Menschen oder von unseren Sünden, immer kommt sie von Gott. Er sendet sie uns und lenkt alles zu unserm Bessern, so wir uns nur immer bemühen, Gott zu lieben und in Allem seinen heiligsten Willen zu erfüllen. (Vergl. Scupoli, Innerer Friede, 13. Capitel.)

P. Josef.

VIII. (Protestantische Nüchrigkeit.) Zum Capitel „Drangsalierung von Convertiten“ möge folgende kleine Geschichte einen Beitrag liefern: Ein Protestant aus dem Deutschen Reiche hatte sich vor dreißig Jahren in Oberösterreich niedergelassen und war am 15. August 1881 in die katholische Kirche in vollständig gesetzlicher Weise aufgenommen worden. Seit 14 Jahren an einem anderen Orte Oberösterreichs wohnhaft und weit und breit als Katholik bekannt, war er nicht wenig erstaunt, als am 13. Juli 1897 von einem nahen protestantischen Pfarramte an ihn „das amtliche Ersuchen“ gestellt wurde, mitzutheilen, ob er noch der evangelischen Kirche angehöre oder ob und wann und bei welcher Behörde

er seinen Uebertritt zur römisch-katholischen Kirche angemeldet habe. Da der Pastor von dem Convertiten keine Antwort bekam, ersuchte er bereits am 22. Juli die betreffende Gemeindevorstellung, amtlich zu erheben, welchem Glaubensbekenntnisse der mehrfach erwähnte Herr gegenwärtig angehöre. Die Gemeinde-Vorstellung lehnte tags darauf diese „amtliche Erhebung“ ab, worauf der unzweifelhaft rührige Pastor schon am 26. Juli an die k. k. Bezirkshauptmannschaft sich mit dem Ersuchen wandte, „über die erbetene und seitens des betreffenden Gemeindeamtes verweigerte Auskunft amtliche Erhebungen anzustellen und über das Ergebnis derselben geneigtest berichten zu wollen“. Als nun die k. k. Bezirkshauptmannschaft Auskunft darüber verlangte, „welcher amtliche Grund zur Sicherstellung des Glaubensbekenntnisses jenes Herrn vorliegt“, antwortete der Pastor: „Das evangelische Pfarramt N. hat wie jedes andere die Pflicht, die im Gemeindegebiet wohnenden evangelischen Glaubensgenossen zu sammeln und seelsorgerlich — nicht nur bei besonderen Amtshandlungen — zu bedienen, aber auch das Recht, von allen im Gemeindegebiet wohnenden evangelischen Glaubensgenossen „die Leistung von Beiträgen zur Erhaltung ihrer Kirche . . . zu fordern“. Für beides hat das Pfarramt laut kirchenbehördlicher Anordnung über die Gemeindeglieder ein möglichst genaues Verzeichnis zu führen.“ Da nun der Prediger erfahren hatte, der in Rede stehende Herr wäre früher protestantisch gewesen und „die Möglichkeit eines ungesetzlichen Uebertrittes nicht ausgeschlossen sei“, (!) sah er „sich zur Einbringung seines Ansuchens bewogen“. Infolge dieser Zuschrift richtete nun thatsächlich die k. k. Bezirkshauptmannschaft an den Convertiten eine bezügliche Anfrage. Der Herr antwortete hierauf, daß er am 15. August 1881 unter Beobachtung aller gesetzlichen Vorschriften in die katholische Kirche aufgenommen worden sei und sich daher zu einer Antwort dem evangelischen Pfarramte gegenüber, dem er nicht untergeordnet sei, nicht verpflichtet fühle. Damit dürfte der Fall endlich auch für den rührigen Prediger abgeschlossen sein.

Steyr.

Th. Großmann, Coop.

IX. (Die Errichtung von Arbeiter-Secretariaten sehr wichtig.) Italienische Arbeiter ziehen alljährlich, durch die Noth getrieben, zu Tausenden und Abertausenden im Frühling nach Norden, um in Oesterreich, Deutschland oder der Schweiz sich durch schwere Arbeit kümmerlich ihr Brot zu verdienen. Je verlassener diese Armen sind und je mehr sie in der Fremde Unglaube und Unsittlichkeit bedrohen, desto mehr ist es Pflicht des katholischen Seelsorgers, sich liebevoll ihrer anzunehmen. Die Katholiken des Deutschen Reiches sind bereits daran, diesen wichtigen Zweig des charitativen Wirkens zu organisieren. In Freiburg i. Br. wurde schon im Jahre 1896 in einem katholischen Vereinshause ein italienisches Arbeiter-Secretariat, das heißt eine Auskunftsstelle für diese oft rath- und hilflosen Arbeiter errichtet und mit demselben eine kleine Bibliothek und eine Sparcasse verbunden. Aus gleichem Anlasse ist der deutsche Raphaelverein mit dem gleichnamigen italienischen Vereine in Verbindung getreten. Es scheint in der That sehr an der Zeit, daß die seelsorgerliche

Jürsorge auch für diese armen Arbeiter sich immer weiter eröffne. Die socialdemokratische Organisation der italienischen Arbeiter hat leider bereits bedeutende Fortschritte gemacht. So meldet die jüdisch-socialistische „Arbeiter-Zeitung“ unter dem 3. September 1897 aus Wien:

„Der Verein Societa Operaia Italiana hat seit seiner Constituierung als gemischte Gewerkschaft fast in allen Bezirken Wiens öffentliche Vereinsversammlungen abgehalten und durch diese Agitation so viele neue Mitglieder gewonnen, daß er genöthigt ist, in mehreren Bezirken Ortsgruppen zu errichten. In seiner Thätigkeit wurde der italienische Verein von den älteren deutschen Gewerkschaften moralisch und materiell unterstützt, wofür er den letzteren seinen Dank ausspricht. Der Verein hofft durch brüderliches Zusammenwirken mit den deutschen Genossen sowohl seinen Mitgliedern als auch der gesamten österreichischen Arbeiterchaft die besten Dienste erweisen zu können“.

Wir möchten uns demnach erlauben, diesen Gegenstand der besonderen Aufmerksamkeit der hochwürdigen Seelsorger wärmstens zu empfehlen. Die Gefahr, daß die ohnehin in ihrer Religion schlecht unterrichteten und vielfach lauen Auswanderer dem Unglauben, dem Socialismus und der Unsitlichkeit anheimfallen, daß sie in protestantischen Gegenden gemischte Ehen mit protestantischer Kindererziehung eingehen oder einfach im Concubinate leben und dann bei ihrer Rückkehr Unglauben und schlechte Sitten in ihre ländlichen italienischen Heimatsgemeinden importieren, ist größer, als man gemeinhin annimmt; ebenso aber ist die seelsorgliche Wirksamkeit unter ihnen nicht so hoffnungs- und erfolglos, wie man vielfach zu befürchten scheint. Als empfehlenswertes Hilfsmittel für die Seelsorge nennt die „Charitas“, das Organ des italienischen Raphaelsvereines L' emigrante italiano (Triviso), sowie die beiden für die Arbeiter sehr geeigneten Wochenblätter Il lavoratore italiano (Mailand) und La voce dell' operaio (Turin). In Linz sind in der Kirche des Priesterseminars an Sonntagen für die Arbeiter eigene italienische Predigten gehalten worden.

Großmann.

X. (Absolution von bischöflichen Reservatfällen.)

In der Linzer Diöcese haben bekanntlich die Beichtväter die Vollmacht, jene Pönitenten von bischöflichen Reservaten zu absolvieren, „welche eine Generalbeichte ablegen“. Auf persönliche Anfrage hin ist diese Vollmacht so zu verstehen, daß es gleichgiltig ist, ob der Pönitent schon mit der Absicht kommt, eine Generalbeichte abzulegen, oder ob der Beichtvater denselben erst dazu veranlaßt eben zu dem Zwecke, um von der Vollmacht Gebrauch machen zu können. Dies zur Aufklärung eines diesbezüglich aufgeworfenen Zweifels.

X.

XI. (Antiphona finalis in der Vesper Mariä Reinigung.) In jenen Pfarrkirchen, wo für gewöhnlich keine obligatio ad chorum besteht, ist nach der gesungenen Vesper (ohne Complet) am Feste Mariä Reinigung nicht die Antiphon „Ave Regina Coelorum“, sondern „Alma Redemptoris Mater“ zu nehmen. (S. C. R. 21. Februar 1896).

Linz.

Prof. Dr. Johann Gföllner.

XII. (Eintragung der Vaterschafts-Erklärung bei unehelichen Kindern verheirateter Männer.) Das hohe

k. k. Ministerium des Innern hat nach gepflogenen Einvernehmen mit dem k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht mit dem Erlasse vom 11. Juni 1897 Z. 2884 eröffnet, daß keine Norm besteht, wonach es unzulässig erschiene, daß ein verheirateter Mann als Vater eines unehelichen Kindes in die Tauf- (Geburts-) Matrif unter den vorgeschriebenen Vorsichten eingetragen werde. Was speciell das Hofkanzlei-Decret vom 21. October 1813 P. G. S. Nr. 49 und die mit demselben erlassene Instruction zur Führung der Geburtsbücher — in beiden erster Absatz — und das Hofkanzlei-Decret vom 13. Jänner 1814 P. G. S. Nr. 7 lit. b anbelangt, so können nach der Absicht und dem Sinne der citierten Gesetze im ganzen diese Gesetzstellen, insoweit in denselben von der Eintragung verheirateter Männer als Väter unehelicher Kinder in die Geburtsmatrif die Rede ist, nur so verstanden werden, daß eine derartige Eintragung nicht als solche, sondern nur insoferne zu verhindern, beziehungsweise unstatthaft ist, als sie ohne Wissen und Willen der betreffenden Männer, etwa auf bloßes Angeben der Mutter, oder anderer, nicht gehörig legitimierter Personen hin, erfolgen soll. Eine gegentheilige Annahme würde auch mit der eine Ausnahme nicht zulassenden materiell-rechtlichen Bestimmung des § 163 allg. bürgerl. G. B. in einem inneren Widerspruche stehen. So das Wiener Diöcesanblatt 1897. Nr. 13.

Es steht also einem verheirateten Manne frei, der mit einer ledigen, geschiedenen, oder gerichtlich getrennten oder verwitweten Person im Ehebruche Kinder erzeugt, mit dieser Person sowie mit zwei Zeugen vor dem Pfarrer als Geburtbuchführer zu erscheinen und zu verlangen als Vater eingeschrieben zu werden. Es scheint das in jetziger Zeit öfter begehrt worden zu sein, wegen des Unfallversicherungs-Gesetzes, da uneheliche Kinder im Falle des Ablebens ihres natürlichen Vaters eine Versorgungsrente bekommen. Auch kann ein solches Kind leichter — natürlich nur für den staatlichen Rechtsbereich — legitimiert werden, wenn die natürlichen Kinde-eltern sich ehelichen. Bedenklich bleibt die Sache immer, da ein solcher Ehebrecher seiner Gattin eine gesetzliche Handhabe bietet, gegen ihn klagbar zu werden. Wir bedauern jeden Seelsorger, der in die Lage kommt unter solchen Umständen amtszuhandeln. Ein Lichtpunkt in der Sittengeschichte des 19. Jahrhunderts ist die Veranlassung dieses Erlasses jedenfalls nicht.

Wien, Pfarre Altlerchenfeld.

Karl Praja, Coop.

XIII. (Legitimation durch die politische Behörde.)

Der ledige Katholik Franz S. lebt mit der confessionslos erklärten Israelitin Amalia N., die das gerichtlich geschiedene Civileheweib eines confessionslos erklärten Katholiken Anton N. ist, nachdem dieser mit einer eigenmächtig getrennten Katholikin gemeinschaftlichen Haushalt führt, im Concubinate, dem die Tochter Anna entstammt. Sie schiebt das Kind in die katholische Kirche zur heiligen Taufe. Es wird eingetragen in der Rubrik Mutter: Angeblich Amalia N., katholisch, ledigen Standes. Nach dem Tode des Anton N. und der Taufe der Amalia N. geborene N. wird diese mit Franz S. katholisch getraut. Das Kind Anna wird hierauf im Wege der politischen Behörde auf den Namen Anna S., Tochter des Franz S. und

Amalia E. verwitwete N. geborene N., legitimirt. Zugleich verfügte die weltliche Behörde, daß das Kind Anna aus der katholischen Taufmatrif zu löschen ist und in die Matrif des Wiener Magistrates einzutragen ist, da die Kindesmutter zur Zeit der Geburt confessionslos war. Der katholische Seelsorger verweigerte sohin der Partei das katholische Taufzeugnis, mit dem Bemerken: Anna E. müsse mit 14 Jahren das katholische Glaubensbekenntnis ablegen, dann könne ihr erst ein Taufzeugnis gegeben werden. Auf die Beschwerde der Partei hin erfolgte von Seite des Ordinarius der Auftrag, dem Kinde das Taufzeugnis auszufolgen. Krafa.

XIV. (Der dritte Orden des hl. Franz von Sales.)

Im Kloster der Heimsuchung zu Chotieschau Erzbischofse Prag, Post in loco, wurde der dritte Orden des hl. Franz von Sales canonisch errichtet. Mitglieder desselben können alle Katholiken werden, die ihren Namen in das dortige Vereinsregister eintragen lassen. Beim Eintritte zahlt man für Druckforten 30 fr. und erhält das Lebensregelbüchlein (Directorium) des hl. Franz von Sales. Personen, die ein inneres Leben führen, werden große Fortschritte auf dem Wege zur Tugend und Vollkommenheit machen. Es gibt viele Wege der Tugend zum Himmelreiche. Den leichtesten ist der hl. Franz von Sales gegangen. Krafa.

XV. (Vom Vor- und Nachbeten.) Um die Kinder recht beten zu lehren, mögen folgende Punkte beachtet werden: 1. Beim Gebete soll jedes Wort genau ausgesprochen werden, wie es die sprachliche Zusammensetzung des Wortes verlangt. Die Stimmlage soll beim Beten nicht tief und dumpf, sondern hell und klar sein. Man hüte sich vor einem schleifenden Tone, noch mehr vor dem Verschlucken einzelner Silben. Zu vermeiden ist ferner das gegenheilige zu scharfe Ausprechen einzelner Silben. Es ist daher vor allem nothwendig richtig zu beten und alle Worte richtig zu betonen. Ich erinnere hier an einzelne häufig vorkommende Unarten: „Im Namen des Vaters . . . und des heiligen Geists“, „Vibfrans“, in der Stunde unseres Absterbens“, „vergib uns unsere Schulden“, „heilige Maria Mutter Gottes“. Auch sind Aenderungen und Einschiebungen in kirchlichen Gebeten unstatthaft; zum Beispiel „vergib uns „alle“ unsere Schulden“, „gelitten hat unter Pontius Pilatus“. Zur Seelenoctave wird in der Lauretanischen Litanei vielfach folgender Usus geleistet: „Heilige Maria, bitt' für **sie** arme Sünder jetzt und in der Stunde unseres Absterbens, Amen“. 2. Es ist nicht zu schnell zu beten, ebenso auch nicht zu langsam. Ersteres ermöglicht es dem Beten nicht, seinen Gedanken zu folgen und ist überhaupt der heiligen Handlung unangemessen, letzteres erzeugt Ermüdung und Ekel vor dem Gebete. Man halte also die goldene Mitte ein. 3. Man bete nicht im Dialecte. Gott versteht zwar alle Mundarten; aber es geziemt sich doch, mit dem höchsten Wesen etwas „höflicher“ zu reden. Sodann bemühe sich der Seelsorger, daß sowohl in der Schule wie in der Kirche und zu Hause gleichartig gebetet werde. Hier wie dort nicht zu schnell und nicht zu langsam, zu rechter Zeit absetzen, richtig betonen und jedes Wort genau und deutlich aussprechen!

XVI. (Prüfung der Bücher in den Schüler-Bibliotheken.) In einer Zuschrift des niederösterreichischen Landeslehrerathes an

das bischöfliche Consistorium in St. Pölten wird mitgetheilt und bemerkt, daß die katholischen Religionslehrer das Recht besitzen, bei der Prüfung der in eine Schülerbibliothek aufzunehmenden Bücher sich zu betheiligen, sowie jederzeit in die Schulbibliothek Einsicht zu nehmen.

XVII. (Bewerbung um ein falsches Zeugnis außerhalb der gerichtlichen Verhandlung.) Der Angeklagte F. B. hat zwei Zeugen, welche seine ehrenrührigen Beleidigungen gegen K. N. gehört hatten, in einem Gasthause angesprochen: „Ich weiß, daß ich ge-
fehlt habe; ich bitte Euch, wenn's gehen wird, saget, Ihr hättet nichts ge-
hört und gebet nichts an“.

Der k. k. oberste Gerichtshof in Wien, dem im Instanzenzuge die Beurtheilung der Handlung des Angeklagten am 9. November 1895 Z. 7932 oblag, sprach seine Ueberzeugung darüber dahin aus, daß die strafgerichtliche Zurechnung der Bewerbung um ein falsches Zeugnis, das vor Gericht abgelegt werden wollte, auch dann schon strafbar sei, bevor noch die Sache bei Gericht anhängig gemacht wird. Der Wortlaut des § 199 a Straf-Gesetz lasse unzweifelhaft erkennen, daß einerseits das vor Gericht erst abzulegende falsche Zeugnis schon als eine besondere Art des Verbrechens des Betruges bezeichnet werden wollte, und daß andererseits darunter sowohl der Fall der Bewerbung um ein falsches Zeugnis in einer bei Gericht bereits anhängig gemachten, als auch jener in einer erst bei Gericht anhängig zu machenden Sache zu verstehen ist. Zur Bestrafung der Bewerbung um ein falsches vor Gericht abzulegendes Zeugnis wird eine juristische Möglichkeit der Ableistung des Zeugnisses nicht erfordert, es genügt dazu schon die abstracte Möglichkeit. Durch die Strafbestimmung wird lediglich beabsichtigt, die in der abstracten Möglichkeit der Irreführung staatlicher Rechtsprechung liegende Gefährdung zu bestrafen; es genügt vollkommen, daß die Bewerbung um ein falsches vor Gericht abzulegendes Zeugnis an eine Person gerichtet wird, die Zeuge ist und über ihre in einer fremden Sache gemachten Wahrnehmungen Aussagen zu machen in der Lage ist. Dieser Fall trifft hier zu, da das von F. B. an die beiden Zeugen gestellte Ansinnen ein falsches Zeugnis bewirken wollte. Hierin liegt daher auch der Thatbestand des Verbrechens des Betruges durch Bewerbung um ein falsches Zeugnis, das nach §§ 197 und 199 a Straf-Gesetz zu bestrafen kommt.

Hoftau.

Dechant P. Steinbach.

XVIII. (Ausspucken in der Kirche.) Im Verlage der „Styria“ in Graz sind Placate zu haben, welche an den Kirchthüren aufgeklebt werden sollen, um diese Unsitte auszurotten. Dazu möchte ich bemerken, daß zuerst der Clerus mit gutem Beispiele vorangehen soll. Wie viele lassen sich in dieser Hinsicht gehen und niemand wagt es sie darauf aufmerksam zu machen, wenn auch die ganze Pfarre geärgert wird. Wie viele Priester gibt es, welche ungeniert beim Altar ausspucken, und um den Teppich zu schonen sich gewaltig anstrengen, um darüber hinauszukommen. Wie störend ist dies für die Andächtigen! Besonders, wenn bei der Wandlung alle in lautloser Stille das heilige Geheimnis verehren, und

nun beginnt der Cesebrant sich zu räuspern, und man hört bis in die Mitte der Kirche, wie der Schleim auf das Pflaster aufschlägt. Es ist ja gewiß, daß viele Herren, besonders ältere Priester an übermäßiger Schleimbildung leiden, aber sie sollen sich eines Tuches bedienen, um die Würde des Gottesdienstes und des Gotteshauses zu wahren. Es ist geradezu blasphemisch, die Consecrationsworte zu unterbrechen und wegzuspucken.

Spital am Semmering.

Johann Steidl, Coop.

XIX. (Für Gott leiden macht glücklich.) Wer kann es gut haben auf Erden? Auf den ersten Blick glaubt man sagen zu müssen: Niemand kann es auf Erden gut haben und am allerwenigsten ein Priester, denn wir leben in valle lacrymarum, wird sind peregrini, haben hier non manentem civitatem sed exilium, fühlen es täglich und stündlich, daß, qui pie volunt vivere, persecutionem patientur. Si me persequenti sunt et vos persequentur, lautet Christi Wort. Das alles berechtigt uns zu dem Schlusse: Niemand hat's gut auf Erden. Wie kann aber dann St. Paulus schreiben: „repletus sum consolatione, superabundo gaudio in omni tribulatione nostra“ II. Cor. 7. 4., da er doch in den unmittelbar folgenden Zeilen sagt: „omnem tribulationem passi sumus; foris pugnae, intus timores.“ II. Cor. 7. 5.? Hier redet der Westapostel nur generatim. Wer specialisiert seine Leiden wissen will, lese II. Cor. 11, 23—28; manches andere Leiden steht noch in actibus apostolorum z. B. 14, 18; 16, 23; 21, 32; 22, 24; 23, 12. Wie kann er in dieser Flut von Leiden und Verfolgungen und Sorgen noch reden von consolatio und gaudium? Es war ihm trotz aller Bedrängnisse nicht übel, er fühlte sich glücklich. Unsere Kämpfe und Trübsale werden auch kaum annähernd jenen Grad erreichen, bis zu welchem es bei Paulus gekommen. Wenn er hat glücklich sein können, können wir es um so leichter. Wo liegt aber der Schlüssel zu diesem Glücke? Ich finde ihn in der Nachfolge Christi lib. 1. cap. 22, Nr. 1. Dort heißt es: „Quis est, qui melius habet? Und darauf folgt die beherzigungswürdige Antwort: „Utique, qui pro Deo aliquid pati valet.“ Wer gerne für Gott leidet, kann stets glücklich sein auf Erden. Sind wir Priester denn nicht die Repräsentanten des Gekreuzigten? haben wir nicht täglich das göttliche Opferlamm in unseren Händen? schauen wir nicht, so oft wir wollen, die victima caritatis im Tabernakel? wissen wir nichts von der überaus großen Belohnung in der Ewigkeit? abzubüßen hat sicher auch jeder etwas. Wohlan! Umfassen wir die täglichen Kreuze und Widerwärtigkeiten aus Liebe zu Gott und wir werden es hier und dort gut haben. Quis est, qui melius habet? Utique qui pro Deo aliquid pati valet.

Scharnitz (Tirol).

Pfarrer Johann Matter.

XX. (Ein durch die zu Kirchenbaulichkeiten verursachten Concurrenz-Factoren hergestellter Friedhof ist eine kirchliche und nicht eine Gemeindeanstalt.) In Podlitz sollte der confessionelle Friedhof aus sanitären Gründen erweitert werden. Der Bezirkshauptmann von Braunau forderte die Gemeindevorstellung auf, unter Zuziehung der Vertreter der eingepfarrten Gemeinde, des Patrons und des Pfarrers die commissionelle und Concurrenzverhandlung einzuleiten. Bei der Verhandlung erklärt sich die Gemeinde bereit, die Beschaffung des Baumaterials und der Patron, wie dies gesetzlich zulässig sei, die Begleichung des Maurerlohnes zu übernehmen. Die Gemeinde wollte nun den erweiterten Friedhof für sich in Anspruch nehmen, indem sie behauptete, aber nicht bewies, daß der Beitrag des Patrons per 550 fl. nur die Quote der Steuerzuschläge seines Besitzes sei. Der Verwaltungs-Gerichtshof

aber wies mit Erkenntnis vom 1. October 1896 Z. 5249 deren Beschwerde ab und bezeichnete den neuen Friedhoftheil als kirchlichen Friedhof. Denn dieser Theil sei keineswegs von den eingepfarrten Ortsgemeinden, sondern von der durch die Vorstände der einzelnen Ortsgemeinde vertretenen Pfarrgemeinde in Gemeinschaft mit dem Patron auf Grund eines Uebereinkommens, also von den nach den bestehenden Vorschriften über die Herstellung kirchlicher Baulichkeiten berufenen Concurrenzfactoren errichtet worden. Der Umstand, daß der Gemeinde P. die Erhebung der zur Erhaltung des Friedhofes bestimmten Grabstellegebühren eingeräumt wurde, ist belanglos, da nicht ausgeschlossen ist, daß auch bezüglich eines confessionellen Friedhofes von den theilhaftigen Factoren besondere Verwaltungsbestimmungen vereinbart werden können.

Linz.

Prälat Anton Pinzger.

XXI. (Kosten der Einbringung einer Klage beim Reichsgerichte in Congruasachen.) Das k. k. Reichsgericht hat in einer am 9. Juli 1897 stattgefundenen Verhandlung entschieden, daß das k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht dem Kläger (einem Expositus, der die Congrua eines selbständigen Seelforgers beanspruchte, die Klagskosten im ermäßigten Betrage von 40 fl. zu bezahlen habe. Denn der Kläger hat seinen Anspruch auf die volle Congrua im Instanzenzuge geltend gemacht, ist aber von dem Ministerium für Cultus und Unterricht sowohl mit dem Recurse als einer weiteren Vorstellung abgewiesen worden. Wenn das Ministerium den Anspruch des Klägers nunmehr nach Einbringung die Klage bei dem Reichsgerichte in dem Hauptpunkte befriedigt hat, ohne es auf ein Erkenntnis des Reichsgerichtes ankommen zu lassen, so erscheint die Anstrengung der Klage ebenso sehr als ein nothwendiges Rechtsmittel, wie die Ablehnung des Anspruches durch das Ministerium im Administrativverfahren als ein ungerechtfertigtes Vorgehen. P.

XXII. (Dispositionsrecht über eine geweihte Friedhofsglocke in einem Gemeindefriedhof.) Der Bürgermeister in Pr. ließ bei dem Begräbnis eines evangelischen Glaubensgenossen die Glocke der Friedhofskapelle läuten. Dieses Vorgehen wurde von den Administrativbehörden als unstatthaft befunden, weil die Spenderin Josefa K. katholisch war, das Beten des Vaterunsers bei jedem Läuten bedingte und die Glocke geweiht war, und weil sohin die Glocke eine Sache geworden sei, über die nur katholische Organe zu verfügen haben. Allein der Verwaltungs-Gerichtshof bezeichnete über Beschwerde der Gemeinde laut Erkenntnis vom 18. September 1896 Z. 5040 diese Ansicht als irrig. Denn die Spenderin gab die fragliche Glocke für den Friedhof, der ein Eigenthum der Gemeinde ist, welche demnach auch das verwaltungsmäßige Dispositionsrecht über die Glocke hat. Sie bestimmte ferner, daß die Glocke bei jedem Begräbnisse geläutet werde, obwohl sie wußte, daß auch Protestanten daselbst begraben werden, woraus die Absicht nicht hervorgeht, sie nur für katholische Cultuszwecke zu widmen. Daß die Glocke auf Wunsch der Spenderin geweiht wurde, ist für den Streit belanglos, denn der Weiheact geschieht keineswegs immer zu dem Zwecke, um die Sache für den Cultus zu bestimmen, so daß die Weihe

gleichbedeutend ist mit der Widmung für Cultuszwecke, vielmehr können auch zu profanen Zwecken bestimmte Sachen geweiht werden. P.

XXIII. (Das Aufhissen der Trauerfahne auf einem Kirchthurme anlässlich eines Begräbnisses ist der Gemeinde nicht gestattet.) Der Bürgermeister von Pr. hatte anlässlich des Begräbnisses eines evangelischen Glaubensgenossen auf dem Kirchthume in Pr. eine Trauerfahne aufhissen lassen, wogegen sich das Pfarramt bei den Administrativbehörden beschwerte und die dann auch das Vorgehen des Bürgermeisters als ungehörig bezeichneten. Dieser Entscheidung stimmte auch der Verwaltungs-Gerichtshof mit Erkenntnis vom 18. September 1896 Z. 5040 bei, weil ein Kirchthum nach dem unbestrittenen Thatbestande ein ausschließliches Kirchengut bildet, mithin der Verwaltung der kirchlichen Organe untersteht, so daß jede einseitige Verfügung der Gemeinde bezüglich der Benützung des Kirchthurmes ungesetzlich erscheint. P.

XXIV. (Die Aenderung des Geburtsjahres in den Matriken bedarf eines rechtsgiltigen Beweises.) Eine galizische Jüdin Rachel S. verlangte die Berichtigung des Geburtsjahres ihres Kindes Mastali in der Matrik von 1875 auf 1873 und brachte vier Zeugen und das Gutachten eines Stadtphysicus von Lemberg bei. Ohngeachtet dessen wurde sie sowohl von den Administrativbehörden als auch von dem Verwaltungs-Gerichtshof mit Erkenntnis vom 27. Juni 1896 Z. 3836 abgewiesen, denn die Aussage der Mutter selbst war schwankend, da sie einmal das Jahr 1871 dann 1873 als Geburtsjahr bezeichnete, die vier beim Beschneidungsacte zugegenen Zeugen konnten außer ihrem Erinnerungsvermögen keine anderen Anhaltspunkte für das Jahr 1873 angeben, dem Gutachten des Stadtphysicus kann aber mit Rücksicht auf die Mannigfaltigkeit der körperlichen Entwicklung keine besondere Bedeutung beigelegt werden. Es fehlt somit der stricte rechtsgiltige Gegenbeweis, auf den allein hin eine Aenderung der Geburtsmatrik vorgenommen werden dürfte. P.

XXV. (Congrua=Beitrag einer Gemeinde auch während der Provisor.) Die Gemeinde Aquileja war nach Dotations-Urkunde vom 16. Mai 1872 verpflichtet, für das dortige Pfarrbeneficium einen Congruabeitrag per 500 fl. zu leisten. Während der Vacanz desselben forderte die Cultus Verwaltung von der Gemeinde den Provisorgehalt per 480 fl. Sinegen beschwerte sich die Gemeinde beim Verwaltungs-Gerichtshof, da sie nur für einen jeweiligen Pfarrer (paroco pro tempore) den Congruabeitrag per 500 fl. zu leisten habe. Der Verwaltungs-Gerichtshof fand aber laut Erkenntnis vom 27. Juni 1896 Z. 3773 die Forderung der Cultus-Verwaltung gesetzlich begründet. Denn es ist unbestritten, daß die früheren Naturalleistungen, an deren Stelle die Ablösungssumme per 500 fl. getreten ist, auch während der Vacanz der Pfarrfründe entrichtet wurden und es unterliegt keinem Zweifel, daß der Zweck der Congrua-Regulierung im Jahre 1870 in der dauernden Befriedigung der seelsorglichen Bedürfnisse gelegen war. Dieses Bedürfnis war seiner Natur nach nicht ein zeitweiliges, sondern ein auch während der Vacanz

der Pfründe fortdauerndes. Hiefür spricht der Artikel I der Dotationsurkunde, wornach die Congruaergänzung per 500 fl. für immerwährende Zeiten, solange in Aquileja eine Pfarre besteht, gezahlt werden soll und Artikel IV, wornach die Hypothekarsicherstellung des erwähnten Betrages zugunsten des Pfarrbeneficiums bedungen wurde. P.

XXVI. (Die Erections-Urkunde eines Pfarrbeneficiums ist gebürenpflichtig.) Im Jahre 1893 gelangte die Finanzverwaltung zur Kenntnis der Pfarrerrichtungsurkunde Trittschein vom 5. Juni 1882. Im Grunde des § 68 des Gebürengesetzes, dann der L. P. 91, B, III, Num. 3 und L. P. 96 beanspruchte die Finanzdirection Annuß vom Gemeindevorstande Tr. die 8%ige Gebür vom Pfründen-capitale im Curswerte per 11.053 fl. und von den Kosten der Erbauung des Pfarrhofes 1200 fl. Die von der Gemeinde darüber erhobene Beschwerde wurde zuletzt auch vom Verwaltungs-Gerichtshofe mit Erkenntnis vom 15. September 1896 Z. 5014 abgewiesen. Die von der Gemeinde vertretene Ansicht, daß durch die Gründungsurkunde ein entgeltliches Rechtsgeschäft geschlossen wurde und die Gesetze vom 2. April 1864 und 7. Mai 1874 hiebei zu beachten seien, ist unrichtig, denn die beiden Gesetze, von denen das erste sich auf die Bestreitung der Kosten der Cultusbedürfnisse, das zweite auf die Regelung der äußeren Rechtsverhältnisse bezieht, haben auf den vorliegenden Fall keine Anwendung, da zur Errichtung der Pfarre keine gesetzliche Bemüßigung vorlag und auf dem freien Willensentschlusse der Gemeinde beruht. Es liegt vielmehr nicht bloß nach der Ueberschrift, sondern auch nach dem Inhalte der Urkunde eine Stiftung im Sinne des § 646 a. b. G. vor, da die charakteristischen Merkmale einer solchen, wie „Bestimmung der Einkünfte von Capitalien, Grundstücken oder Rechten zu gemeinnützigen Anstalten“ im vorliegenden Falle zutreffen. Eine Stiftung ist aber kein Vertrag, bei welchem dem Stifter die Rolle des Promittenten, der staatlichen und kirchlichen Auctorität die des annehmenden Theiles zufiele, sondern ist wie die letztwillige Anordnung ein einseitiges Rechtsgeschäft. Die behördliche Bestätigung der Urkunde hat nicht die Bedeutung der Annahme des stifterischen Willens, sondern nur die einer Erklärung über die Zulässigkeit des Stiftungsinhaltes vom staatlichen und kirchlichen Standpunkte und der Zusicherung der Aufrechthaltung der Stiftung. Von Stiftungen ist aber nach L. P. 96 lit. b die Gebür, wie von Schenkungen auf den Todesfall zu entrichten und haftet hier, da das gestiftete Vermögen vor der Berichtigung der Gebür an den Erwerber übergeben wurde nach § 73 Z. 3 lit. a Gebüren-Gesetz die Gemeinde Tr. als Stifter zur ungetheilten Hand. Da die Anzeigepflicht bei einer Stiftung nicht die Behörde trifft, sondern den Stifter, mithin die Gemeinde Tr., so ist keine Verjährung eingetreten, sondern ein Pflichtversäumnis der Gemeinde, zufolge dessen nach § 1 und 2 des Gesetzes vom 18. März 1878 die Verjährung erst nach Ablauf des Verwaltungsjahres, in welchem die Finanzbehörde zur Kenntnis des Falles kam, eintritt. Die Einbeziehung der Baukosten per 1200 fl. in die Bemessung wurde jedoch vom Verwaltungs-Gerichtshofe als gesetzlich nicht begründet erkannt. P.

XXVII. (Beitragspflicht des Patrons zu einem Erweiterungsban des Pfarrhofes in Steiermark.) Die Bezirkshauptmannschaft D. hatte nach durchgeführter Concurrenzverhandlung entschieden, daß die gegenwärtige Anlage der Wohnräume im Pfarrhofe zu Gams in Anbetracht des systemisirten Standes von drei Priestern, die Unterbringung der Wirtschaftsdienstboten und der infolge nicht entsprechender Abortanlage sanitätswidrigen Beschaffenheit mehrerer Wohnräume eine unzureichende und der Aufbau eines zweiten Stockwerkes und der Anbau eines größeren Stiegenhauses mit neuen Aborten absolut nothwendig sei. Ein Drittel der Kosten per 1158 fl. 33 kr. wurde dem Patron und zwei Drittheile der Pfarrgemeinde Gams auferlegt. Dieses Erkenntnis wurde schließlich auch vom Cultusministerium bestätigt. Der Kirchenpatron verlangte nun vom Verwaltungs-Gerichtshofe ein Erkenntnis, daß er zur Concurrenz für den beabsichtigten Neubau eines zweiten Stockwerkes nicht verhalten werden könne. Das unterm 25. September 1896 Z. 5181 gefällte Erkenntnis lautete jedoch ablehnend. Denn für's erste kann auf die herangezogenen Bestimmungen des allgemeinen Kirchenrechtes bei dem Bestande positiver staatlicher Gesetze über die kirchliche Baulast kein Bedacht genommen werden. Die Bestimmungen des steiermärkischen Landesgesetzes vom 28. April 1864 handeln von den auf den Patron fallenden Kosten der Herstellungen der Pfründengebäude im Allgemeinen und sind daher von allen nothwendigen Bauführungen der gedachten Art, nicht bloß von jenen zur Erhaltung im bestehenden Umfange zu verstehen. Es genügt nicht, daß ein für seinen Zweck ungeeignetes Pfarrhaus vorhanden sei, sondern die gesetzliche Concurrenz ist verpflichtet, ein dem Bedürfnisse der Pfründe entsprechendes herzustellen. Hinfällig ist auch der Hinweis auf § 32 des Gesetzes vom 7. Mai 1874. Denn dieser besagt nur, daß die bisherigen Patronatsvorschriften bis zu einer neuen Regelung bestehen bleiben, und daß die Patronatslasten durch ein vermehrtes Cultusbedürfnis der Gemeinde nicht vergrößert werden dürfen. Das Moment des vermehrten Cultusbedürfnisses könnte nur in Absicht auf den Wohnbedarf der beiden Hilfspriester in Frage kommen. Nun bestehen aber von jeher zwei Hilspriester und es kann daher in der Vorsorge für Wohnräume für dieselben kein vermehrtes Cultusbedürfnis erblickt werden, da dem Gesetze auch keine rückwirkende Kraft zukommt. Der Einwand des Patrons, daß er nicht für die unterlassene Hintanhaltung der Durchnässung und Verseuchung der Mauern verantwortlich sein kann, da die Obsorge den Pfründen-Nutnießer trifft, wurde mit dem Bemerkten entkräftet, daß die Beitragspflicht nicht aus dem Titel vernachlässigter Obsorge, sondern auf Grund der gesetzlichen Vorschriften über die Bauconcurrenz ausgesprochen wurde und weil derartige Einwendungen im Administrativverfahren nicht vorgebracht wurden. P.

XXVIII. (Sprachenverordnung in der Kirche.) Bei dem wilden Kampfe, den eine einfache Sprachenverordnung für zweisprachige Provinzen in Oesterreich entzündet hat, erscheint es angezeigt, auf die kirchliche Sprachenverordnung hinzuweisen, wornach die lateinische Sprache als Kirchensprache bestimmt wurde; in dieser verkehrt der heilige Stuhl

mit allen Nationen, denen er hinwieder die Gleichberechtigung aller üblichen Landessprachen zuerkennt; in der lateinischen Sprache will sie die Liturgie abgehalten wissen und hat deshalb schon schwere Kämpfe zu bestehen gehabt. Nur dem Oriente gestand sie theilweise auch die Landessprache in ihrem Ritus zu. Im ganzen aber ist die Sprachenfrage in der katholischen Kirche in großartiger Weise gelöst.

Linz.

Prälat Anton Pinzger.

XXIX. (Schellen bei der heiligen Wandlung.) Zur Beantwortung der Frage auf S. 920, Jahrgang 1895: „Wie soll dieses Zeichen gegeben werden“, möchte ich hinweisen auf das von der heiligen Ritus-Congregation durchgesehene und durch Decret vom 2. August 1892 belobigte Caeremoniale Romano-Seraphicum, welches p. 128 vorschreibt: „Cum Sacerdos genuflectit facta consecratione Hostiae, (minister) se profunde inclinans, sinistra manu Planetam a tergo sublevet, dextera duplici tintinno campanulam pulset per tres vices, nempe ad primam genuflexionem, ad elevationem Hostiae, et ad posteriorem genuflexionem. Haec omnia (minister) exequatur et ad elevationem Calicis.“

Capucinus.

XXX. (Noth lehrt beten.) Als 1832 in Paris die Cholera herrschte, da war die revolutionslustige Stadt wie umgewandelt und eine dortige Zeitung schrieb: „Seltzam! Das Paris von 1832 liest die Hirtenbriefe des Bischofs begieriger als die Reden des Ministers, es drängt sich schneller den Spuren des Prälaten nach, als dem Anführer der Opposition entgegen; es vergißt die Deputiertenkammer über den bischöflichen Palaß, den es mit eigenen Händen zertrümmert hat“. Und eine andere Zeitung schrieb: „Hört die Aerzte, sie werden euch sagen, daßs dies Volk für die christlichen Tröstungen, die man ihm bringt, dankbar ist, und daßs fast alle Sterbenden dieselben begehren. Gleich seinem Bischof sieht auch dieses Volk eine Wirkung des göttlichen Zornes in der Geißel, die es schlägt. Man hört es sagen: Hätte man doch die Kreuze nicht niedgerissen! Hätte man doch die hl. Genovefa nicht verjagt! Johannes Laurent, der spätere Bischof, bemerkt hiezu in einem Briefe an seinen Bruder: „Der Oberhirt, der sich dreizehn Monate lang hatte verbergen müssen, pontificiert wieder in seiner Kathedrale, der Pastor von Saint Germain l'Auxerrois kehrt wieder in die Ruinen seines Presbyteriums zurück, der Clerus geht wieder in seiner verrufenen Tracht und mit Händen voll himmlischen Segens umher den Sterbenden umher, Scharen gottgeweihter Jungfrauen opfern ihre Jugend in der Pflichten der Hospitälär, und eine von ihnen muß selbst den Arzt in die Häuser der Kranken begleiten, wenn dieser nicht will für einen Giftmischer gehalten werden. . . . Bruder, wer will an einer Zeit verzweifeln, worin der Finger Gottes so sichtbar und bedeutsam herablangt?“

† Pfarrer J. Maurer.

XXXI. (Die Macht Mariä.) Die Lehrer unserer heiligen katholischen Kirche und fromme Verehrer der allerheiligsten Jungfrau und Gottesmutter Maria haben sich in gar vielfachen und treffenden Ausdrücken über die Macht der Fürbitte Mariä ausgesprochen. Wir wollen nur an wenige erinnern, wie wir solche in dem kleinen, aber überaus schönen und praktischen Büchlein „Wert und Übung der Andacht zur allerheiligsten Jungfrau, oder: Warum und wie soll man Maria verehren?“ von Pater de Gallifet S. J. finden:

„Data est tibi omnis potestas in coelo et in terra: ut quidquid volueris valeas efficere“ S. Petr. Dam. serm. de Nat. Mfo: fürbittende Allmacht. Ähnliche Gedanken spricht aus S. German. C. P. serm. 2. de Dorm. Mar.: „Tu maternam vim apud Deum obtines, nec enim fieri potest ut

non exaudiaris, quoniam tibi ad omnia et in omnibus tanquam carae et immaculatae matri obedit.“ Ebenso S. Bernardus serm. de Nat. „Christus redempturus genus humanum. pretium universum contulit in Mariam. So auch S. Bonav. in speculo: Maria, domina angelorum in coelo, domina hominum in mundo, et domina daemonum in inferno. O potentissima domina, esto nobis impotentissimis auxiliatrix.“ Dazu noch ein Wort von Gerson serm. de Nom. Mar. „Nulla gratia venit de coelo, nisi transeat per manus Mariae.“ Mit dem Angegebenen stimmt ein Ausdruck überein, der in einer neuntägigen Andacht auf Weihnachten¹⁾ zu finden ist und der uns die Macht Mariä in unübertrefflicher Weise schildert. Es heißt dort: „Ich glaube andächtiglich, daß du das Herz Gottes in deinen Händen hast und wohin du willst, es wenden kannst, und daß er dir niemals eine billige Bitte verjagen wird“.

Zell a. A. (Hohenzollern).

Pfarrer L. Löffler.

XXXII. (Die Gültigkeit der Taufe und die Gültigkeit der Ehe.) Cajus, ein Häretiker, hat sich mit der katholischen Sempronia verlobt. Nachdem die dispensatio super impedimento mixtae religionis erlangt worden war, wurde die Trauung vollzogen, obwohl bezüglich der Gültigkeit der Taufe des häretischen Theiles vernünftige Zweifel obwalteten. Der Pfarrer meinte im Falle der Ungültigkeit der Taufe sei ja ohnehin durch die obige Dispens auch die super impedimento disparitatis cultus wenigstens implicate ad cautelam ertheilt worden. Hat er recht geurtheilt?

Die Antwort auf diese Frage wird davon abhängen, ob in den Ritualien derjenigen Religionsgenossenschaft, welcher der häretische Theil angehört, zur Gültigkeit der Taufe die nothwendige Anwendung der von der Kirche vorgeschriebenen Materie und Form erfordert wird. Trifft dies zu, und werden diese Vorschriften, soviel man erfahren kann, genau beobachtet, so hat man die Taufe des häretischen Theiles für gültig zu halten: Die Ehe ist gültig. Im anderen Falle sind Taufe und Ehe als ungültig zu betrachten. Etwas anders stellt sich die Sache, wenn Cajus Calviner oder Lutheraner ist, weil die Gültigkeit der Taufe bei diesen häretischen Secten an und für sich schon — wenigstens in manchen Gegenden — zweifelhaft und verdächtig erscheint, selbst dann, wenn in den Ritualien die rechte Materie und Form vorgeschrieben ist. Dann müßte der specielle Fall untersucht werden; der Pfarrer müßte sich, soweit das möglich ist, Gewißheit zu verschaffen suchen darüber, ob bei der Taufe des Cajus die richtige Materie und Form angewendet worden sei. Gelangt er zu einem positiven Resultate, so ist der Fall leicht gelöst: Taufe und Ehe sind gültig; gelangt er zu einem negativen Resultate, so fällt die Gültigkeit der Ehe mit der Gültigkeit der Taufe; denn dann ist das impedimentum dirimens disparitatis cultus vorhanden, von welchem als auf positivem Rechte beruhend, der Papst über nochmaliges, besonderes Einschreiten Dispens gewähren kann, was allerdings nur selten und aus dringenden Gründen geschieht. (Siehe einen Fall dieser Art im Archiv für katholisches Kirchenrecht, VII. 278.) Zu beachten wäre noch, ob das in Rede stehende Ehehindernis nicht etwa durch die Civil-Ehegesetze abrogiert ist, wie dies in

¹⁾ Vgl. „Serrlichkeiten der Marienzelle zu St. Märgen“, Freiburg i. Br. bei Herder.

manchen Staaten schon geschehen ist. Denkbar wäre noch der Fall, daß ein vernünftiger Zweifel über die Gültigkeit der Taufe des häretischen Theiles vorhanden ist, daß es aber inopportun erscheint, denselben zu lösen. Dann gilt die Entscheidung der Congr. S. Off. vom 9. September 1868: *Censendum est validum baptisma in ordine ad validitatem matrimonii.*

XXXIII. (Messstipendium oder Almosen.) Vor einiger Zeit condolierte ich schriftlich einem Herrn aus Anlaß des Todes seiner Frau. Darauf schickte mir derselbe ein Hundertfranksbillet mit der einfachen Bitte, für die Seelenruhe der Verstorbenen zu beten. Da er von Messen nichts sagte und vor nicht langem mir dieselbe Summe zu einem guten Werke, für das ich sein Interesse geweckt hatte, schickte, glaubte ich, daß das Ubersandte ein Geschenk und kein Honorar sei. Doch glaubte ich zwei Messen *ex caritate* für die Verstorbene lesen zu müssen. Einige Wochen später begegnete ich jenem Herrn zufällig und beim Gespräche, dessen Gegenstand die Verstorbene war, sagte er: „Sie haben Messen für sie gelesen, nicht wahr?“ Ich konnte diese Frage mit gutem Gewissen bejahen. — Darauf aber sind mir Zweifel gekommen, ob ich nicht der Meinung des Herrn conformiert habe. Und muß ich andere Messen auf seine Meinung persolvieren? Als ich ihn wieder sah, war das Geld in Gedanken schon für ein gutes Werk bestimmt. Und im Falle, daß ich andere Messen zu lesen habe, wie viele? Der Herr ist sehr reich, füge ich bei, und daß mich seine Tochter bat, Messen auf dieselbe Meinung zu lesen geben ein Honorar von je 5 Franks. — Der „*Ami du clergé*“ S. 107 Jahrgang 1895 antwortet darauf mit folgendem. Aus den Umständen scheint hervorzugehen, daß der Mann der Verstorbenen wünschte, daß Messen für sie gelesen würden, daß er aber die Zahl derselben nicht bestimmen wollte, folglich könnten die zwei Messen, die persolviert wurden, genügen, umsomehr, als die Summe, die übersendet wurde, zu einem guten Werke verwendet, ein Almosen ist, welches der Seele der Verstorbenen zugute kommt. Jedoch hat, wie es scheint, der Spender mehr die Messen als das Almosen im Auge gehabt und so würde es wohl der Meinung des Webers entsprechender sein, die Summe hauptsächlich als Honorar für Messen zu betrachten und eine größere Anzahl zu persolvieren. Da das Stipendium der von der Tochter gezahlten Messen 5 Franks betrug, würde der Empfänger der 100 Franks vollständig genugthun, wenn er 20 Messen lese. Jedoch scheint er uns keineswegs verpflichtet zu sein so weit zu gehen. Der Vater wird nicht weniger haben thun wollen als die Tochter. Wenn man den Vater für noch edelmüthiger hält als die Tochter, so geschieht weder dem einen noch der anderen Unrecht. Uebrigens ist die Sache ganz der Entscheidung des Empfängers überlassen.

Freistadt.

Professor Dr. Herstgens.

XXXIV. (Das Missionshaus Stenl) zählte im Sommer 1896 322 Zöglinge; für die wissenschaftliche Ausbildung derselben sind 28 Lehrer thätig, sämmtlich Priester des Ordens. Das zur Stenler Genossenschaft gehörende Missionshaus Heiligkreuz bei Reife in Schlesien zählt gegenwärtig 115 Zöglinge.

Zu St. Gabriel bei Wien, wohin die Genossenschaft ihre theologischen Studien verlegt hat, wird jetzt die Heilig-Geist-Kirche erbaut. Es ruht sichtlich Gottes Gnade auf den Anstalten der Steyler Missions-Genossenschaft, und es geht reicher Segen davon aus.

XXXV. (Priester bilden !) Der französische Schriftsteller L. G. de Segur war eifrigst bestrebt, Knaben zum Priesterstande heranzubilden. In seiner Lebensbeschreibung (Mainz, 1884. S. 334 und 335) wird hierüber berichtet: „Priester bilden, indem er den Beruf zum Priesterstande hervorrief, ihn pflegte, ihn zur Entwicklung verhalf, sei es durch leibliche Hilfe, das war vom Anfang bis zum Ende seines Amtes die Beschäftigung Monsignore de Segurs. Wenn er unter den Zöglingen des Collegs St. Stanislaus oder bei jungen Leuten in der Welt einem keimenden Berufe begegnete, so war es verhältnismäßig ein leichtes Werk; es handelte sich nur darum, diesen kostbaren Keim durch die Frömmigkeit zu bewahren, ihn durch die Gnade der Sacramente zu begießen und am Tage der Ernte die Eltern zu bestimmen, daß sie ihre Söhne dem Herrn aller Dinge nicht streitig machten. Bei den arbeitenden Classen aber waren diese Schwierigkeiten viel größer. Da ist der Beruf in seinem Keime viel größeren Gefahren ausgesetzt, verloren zu gehen inmitten der Werkstätten, in der gefährlichen Pariser Atmosphäre, in dem Widerspruche der Familie, die Jahre voll pecuniärer Opfer voraussetzt an Stelle des Gehaltes und der Unterstützung des zum Arbeiter gewordenen Lehrlings. Da mußte er den Beruf entdecken, ihn mit täglicher Sorgfalt pflegen, die Erziehung der jungen Leute so weit bringen, daß sie fähig waren in ein kleines Seminar einzutreten, endlich ganz oder theilweise die Kosten ihrer Erziehung bis zur Priesterweihe, das heißt während acht oder zehn Jahren übernehmen. Monsignore de Segur widmete sich dieser schwierigen und complicierten Aufgabe mit unvergleichlichem Eifer und Erfolge. Die Zahl der Priester, die er erweckte, die er erzog, die er während ihrer Jugend bis zur Reise begleitete, von der ersten Schule bis zum großen Seminare und zur Priesterweihe, deren Erziehung zum Priesterthum er bezahlte, deren Seelen er zum Priesterthume bildete, übersteigt nicht nur die Zahl seiner 33 Priesterjahre, sondern auch die 61 Jahre seines Lebens: sie sind die heilige Krone seines Apostolates. — Wenn er sie gefunden hatte, ungab er sie mit Sorgfalt und Zärtlichkeit, leitete ihre Gewissen, verschaffte ihnen mit erfinderischer Kunst freiwillige und unentgeltliche Professoren, die sie in die Anfangsgründe des Latein einführten; er verschaffte ihnen auch die nöthigen Hilfsmittel, um der Armuth und Hilflosigkeit ihrer Familien aufzuhelfen. Diesem Werke opferte er einen großen Theil des jährlichen Ertragnisses seiner Schriften, manchmal mehr als 10.000 Franken; er übergab an reiche christliche Familien die Ueberszahl seiner Schüßlinge; er bildete Comités von Damen zur Einsammlung von Gaben und jährlichen Subscriptionsen, und machte sich mit Freuden zum Bettler, um die zukünftigen Diener Jesu Christi kleiden, ernähren und unterrichten zu können. Mit diesen Hilfsquellen schickte er seine Neophyten in die kleinen Seminarien der Diöcesen, in welchen die Freundschaft der Bischöfe ihm mildere Bedingungen stellte.“

St. Florian.

Professor Josef Weiß.

XXXVI. (Für Magdeburgs Local-Kirchengeschichte)

ist der Kalender, welcher den von Zangemeister in der Vaticana vor zwei Jahren aufgefundenen Bruchstücken der altjächsischen Bibeldichtung [Heliand] saec. IX. beigelegt ist, ein Document ersten Ranges. Soeben macht Doctor Jostes in einem Artikel „Saxonica“ der Zeitschrift für deutsches Alterthum 40. Band 1896, zweites Heft) auf diesen Umstand aufmerksam. Der Anfang der Magdeburger Kirche lag bisher derart im Dunkeln, daß man nur das für wirklich gesichert hielt, daß an diesem uralten, schon unter Karl dem Großen genannten Stapelplatz für den deutschen Handel mit den Weuden im 10. Jahrhundert eine Kirche bestand. Der erwähnte Kalender gehört sicher noch ins 9. Jahrhundert und in welch anderem Lichte erscheinen damit die kirchlichen Verhältnisse der Stadt im 9. Jahrhundert! Nicht bloß eine Kirche, sondern ein Kloster oder Stift mit eigener Festordnung setzt dieser Kalender bereits für jene Zeit voraus.

Innsbruck.

R. Schiffmann, Gymnasial-Lehramts-candidat.

XXXVII. (Aut sint ut sunt, aut non sint.)

Wer sprach diese berühmt gewordenen und oft mißdeuteten Worte über die Väter der Gesellschaft Jesu? Nicht P. Ricci, der General der Gesellschaft, sondern Papst Clemens XIII. Das entnehmen wir den „Denkwürdigkeiten des Jesuiten Julius Cordara zur Geschichte von 1740 — 1773“, die soeben im dritten Band der „Beiträge zur politischen, kirchlichen und Cultur-Geschichte der sechs letzten Jahrhunderte“ veröffentlicht wurden. Als das französische Parlament so hartnäckig und so einstimmig vom König die Vertreibung der Jesuiten verlangte, glaubte dieser einen Mittelweg gefunden zu haben, womit das Parlament zufrieden sein könnte, und er selbst sein Gewissen beruhigen möchte. Der General der Gesellschaft sollte nämlich für die Jesuiten in Frankreich und den französischen Provinzen einen eigenen Vicarius ernennen, der über dieselben alle die Vollmacht hätte, die der General in Rom über die ganze Gesellschaft besitzt. Der König beauftragte den Bischof von Laon mit dem General darüber zu verhandeln. Dieser berief seine Consultoren, und einstimmig ward beschlossen, daß P. Ricci sich zum Papste (Clemens XIII.) begeben, ihm die Gründe gegen solche Theilung seiner Gewalt und zuletzt der Gesellschaft selbst vorlegen, und die Sache seiner Entscheidung anheimstellen sollte. P. Cordara gibt dann in Form von Fragen einige der Gründe an, welche die Consultoren gegen den Vorschlag des Königs vorbrachten, und schließt diesen seinen Bericht mit den Worten: *Haec privatim inter patres jactata Riccius ad Pontificem detulit, qui rebus omnibus perpensis ad extremum praecise rejiciendum regis postulatum putans in illam erupit vocem: Aut sint ut sunt, aut non sint. Et idipsum Riccius ad legatum retulit, quo omnis illa tractatio abrupta finitaque est.* Hiernach ist der berühmte Ausspruch vom Papst Clemens XIII. und enthält zunächst nur eine Abweisung der für die Jesuiten in Frankreich vorgeschlagenen Aenderungen.

XXXVIII. (Dreh-Tabernakel.)

Das fürstb. Ordinariat Gurl gab folgendes bekannt: „In der Diocese bestehen noch in sehr vielen Kirchen sogenannte Dreh-Tabernakel; diese Gattung der Tabernakel aber ist kirchlich unstatthaft, sowie, um es auch anzufügen, alle wie immer gearteten Maschinen, um das Sanctissimum ex gr. in die Expositions-nische zu heben; endlich aber auch alle Gattungen von Tabernakeln, welche mit Spiegelgläsern versehen sind. Die Dreh-Tabernakel, welche so zahlreich in unseren Kirchen noch vorkommen, sind zudem mit so vielen Uebelständen verbunden. Weht die Winde knapp, so läuft man Gefahr, daß man bei heuchter Witterung den Tabernakel beinahe nur mit Anwendung der Gewalt aufbringen kann. Diese Gefahr erhöht sich noch dadurch, daß leicht die Monstranze und das Ciborium umfallen können und die heiligen Hostien herausfallen und in den Augen für das Auge des

Priesters verschwinden. Immer aber ist der Dreh-Tabernakel geeignet, Staub, ja selbst Insecten in den Raum einzulassen, und ob der künstlichen Mechanik ist es schwer, oft geradezu unmöglich, ohne Zuhilfenahme eines Sachverständigen den Tabernakel zu zerlegen und so stets rein vom Staube zu erhalten, was ja strenge Vorschrift der heiligen Kirche ist. Deshalb wird einem hochw. Clerus in ernstliche Erinnerung gebracht, daß bei der ersten größeren Reparatur des Tabernakels, welche sich als nothwendig herausstellt, die Winde in den Tabernakeln ganz entfernt werden und ein einfacher aber zuverlässiger Verchluß einer einflügeligen oder zweiflügeligen Tabernakelthüre gewählt und angebracht werde. Die zweiflügelige Tabernakelthüre ist insbesondere bei großgebauten Tabernakeln und dann zu empfehlen, wenn die Altarmensa nicht breit ist (tief). Der Tabernakel soll aber im Innern mit weißem Seidenstoffe ausgeschlagen sein, und auch sonst nach der Natur des Gegenstandes und den Absichten der heiligen Kirche möglichst kostbar und mit Kunstverständniß geziert sein“.

**XXXIX. (Fast in Ausföhrung von heiligen Cere-
monien.)** Der ehrwürdige Wilsa sah einst, wie ein Priester am Altare sich recht ungeziemend benahm und mit der heiligen Hostie und dem Kelche in einer Weise umgieng, wie er es bei Tisch nicht mit Brot und Glas gethan haben würde. Eine so große öffentliche Unehrbietigkeit gegen den Herrn konnte der gottselige Mann nicht ansehen, er näherte sich deshalb dem Priester, als ob er die Kerze zurechtsetzen wollte und sagte ihm leise ins Ohr: „Geh' etwas besser um mit diesem Jesus, er ist eines guten Vaters und einer guten Mutter Kind“. Diese Geschichte kommt mir gerne in den Sinn, wenn ich einen Priester beobachte, der die Kreuze mit der heiligen Hostie bei den Worten: Per † ipsum et cum † ipso et in † ipso u. s. w. auch gar so mit Blitzesschnelle macht. A. R.

XI. (Reliquienverehrung.) Nicht selten werden Leute, welche die Reliquien der Heiligen verehren und lieben, ein Gegenstand des Spottes. Besonders in unserer Zeit bemühte man sich die Verehrung des hl. Rockes, den der hochw. Herr Bischof von Trier ausstellen ließ, lächerlich zu machen. Was soll man aber dann zu folgenden Reliquien-erwerbungen sagen? Prinz Albert von England, der Gemahl der Königin Victoria, kaufte den Frack, welchen Nelson in der Schlacht von Trafalgar trug, um 150 Pfund (etwa 3000 Mk.); Lord Shaftesbury im Jahre 1816 einen Zahn desselben Helden für 730 Pfund (14.600 Mk.)! Ein Band Shafespeare mit dessen Namensunterschrift wurde mit 120 Pfund (2400 Mk.); ein Exemplar von Boccaccios „Defameron“ (Benediger Ausgabe vom Jahre 1471) mit 2260 Franken bezahlt. Der elfenbeinerne Yehnstuhl, den die Stadt Lübeck Gustav Wasa zum Geschenk gemacht hatte, wurde im Jahre 1832 für 58.000 Gulden verkauft, und der Frack (!) Karl XII., den er in der Schlacht von Pultawa trug, für 22.000 Pfd. Sterl., d. h. für 440.000 Mark!! Zu Paris wurde der Stock, der Vo'taire gehört hatte, für 500 Frks. und eine Weste J. J. Rousseaus für 959 Frks. verkauft. Eine Perücke des Philosophen Kant kam auf 200 Frks. und eine des englischen Schriftstellers Sterne auf 2000 Guineen. Der Hut, den Napoleon in der Schlacht von Eylau trug, wurde mit 2920 Frks. bezahlt, und zwei Federn, mit denen der Vertrag von Amiens (2. März 1802) unterzeichnet wurde, sind um 12.750 Frks. verkauft

worden. Ein Engländer hat im Jahre 1854 dem Director des französischen Museums Herrn Lenoir 4000 Pfd. Sterl., das ist 80.000 Mk. angeboten für einen Zahn Heloisens, der Geliebten des Häretikers Abälard. Manche Beispiele ließen sich noch anführen, namentlich in Bezug auf die „Reliquien“ der Herren der Reformation. Möge sich also Niemand durch das Geschrei der Gegner beirren lassen!

XLII. (Wachsthum der katholischen Kirche seit Anfang dieses Jahrhunderts.) Nach einem von der heiligen Congregation der Propaganda herausgegebenen Ausweise ist in der Zeit von 1800 bis 1895 die Zahl der Katholiken angewachsen:

In Deutschland mit Elsaß u. Lothringen von	6,000.000	auf	18,000.000;
„ der Schweiz	350.000	„	1,400.000;
„ der Türkei	631.000	„	1,398.475;
„ Indien	475.000	„	1,892.337;
„ China	187.000	„	670.000;
„ den Vereinigten Staaten . . .	61.000	„	10,000.000;
„ Canada	120.000	„	2,500.000;
auf den Antillen	119.000	„	450.000;
in Australien und Neuseeland . .	2.800	„	2,350.000;
„ Afrika	47.000	„	3,200.000;
„ England und Schottland . . .	120.000	„	1,820.000;
„ Holland	350.000	„	1,660.000;
„ Rußland (ohne Polen)	20.000	„	3,335.000.

XLII. (Reinheit der Corporalien.) Vielerorts besteht der Gebrauch, daß die Bursa zu jedem vorhandenen Weisgewand oder doch zu mehreren immer auch ein Corporale enthält. Es wird nun ein bestimmtes Weisgewand einmal verwendet, dann wird es wieder aufbewahrt und ebenso die Bursa mit dem Corporale. Es können nun Wochen und Monate vergehen, bis jenes Corporale wieder in der heiligen Messe in Anwendung kommt. Was ist von diesem Gebrauch zu halten?

Eine direct entgegenstehende Rubrik oder kirchliche Entscheidung ist mir nicht bekannt. Es wird im Allgemeinen nur die „summa mundities“ des Corporale verlangt. Unter der angegebenen Praxis aber scheint diese oft zu leiden. Sie hat aber auch andere Mißstände, welche die dem hh. Sacramente gebührende Ehrfurcht betreffen. Meistens findet bei dieser Praxis keine Controle statt über die Reinheit des Corporale, über die Zeit seiner Anwendung. Auf einmal nimmt man es wieder hervor und beobachtet erst am Altar, daß es nicht mehr rein ist. Die Ehrfurcht vor dem Allerheiligsten erfordert, daß von Zeit zu Zeit ein neues Corporale genommen werde, auch wenn das alte nicht gerade schmutzig ist. Ein heiliger Karl Borromäus, Franz v. Sales handelten genau nach diesem Grundsatz. Leicht können consecrirte Partikel auf dem Corporale zurück bleiben. Diese werden nun in dem Corporale monatelang aufbewahrt (falls wir nicht ein höheres Eingreifen voraussetzen) und müssen so alteriert werden. Diese Mißstände und damit manche Verunehrung des eucharistischen Heilandes werden vermieden, wenn der Priester beim Wechsel des

Ornates doch dasselbe Corporale beibehält, es in einer Burja aufbewahrt und nach bestimmter Zeit wieder durch ein neues ersetzt. Für hospites kann ein eigenes in Bereitschaft gehalten werden. Sind solche selten, so kann es wieder vom beständigen Celebranten genommen werden. A. K.

XLIII. (Ein Mittel, würdige Ministranten zu erhalten.) Ein Pfarrer benützt das Messedienen als Mittel zur Vorbereitung der Communionkinder. Die Knaben, welche dieses Jahr zur ersten heiligen Communion gegangen sind, sowie die des künftigen Jahres müssen alle der Messe dienen, je zwei eine Woche. — Wer nicht ordentlich Katechismus lernt, oder wegen schlechten Betragens bestraft worden ist, wird von der Ehre des Dienens ausgeschlossen. Sonntags nachmittags um 5 Uhr haben diese sämmtlichen Knaben in der Kirche einen kurzen theoretischen und praktischen Unterricht, womit zugleich die Erklärung der heiligen Messe und ihrer Ceremonien verbunden wird. Erfolg: Die Knaben zeigen größere Ehrerbietigkeit, das Aussprechen der lateinischen Wörter geschieht correct und langsam, und endlich diese vielen Messediener sind auch ohne Mühe gewöhnt worden, nie mehr vor der heiligen Messe oder vor dem Gottesdienste müßig in der Sacristei zu stehen oder gar zu schwätzen, sondern sie knien statt dessen betend am Altar, bis der Pfarrer vom Chore zur Sacristei geht. Die unangenehme Erfahrung, daß manche Messediener, die im Anfang ganz lobenswert und bescheiden waren, bei längerem Dienste nachlässig und gegen die jüngeren Collegen oft anmaßend werden, wird einem bei dieser Praxis meistens erspart bleiben.

Prebereu (Nheimpreußen).

Pfarrer Wilhelm Bongartz.

XLIV. (Ueber die Verbreitung der Schundliteratur) gab die „Katholische Zeitschrift für Erziehung und Unterricht“ (Düsseldorf, Schwann) folgende Aufschlüsse: Circa 43.000 Schauerroman- Colporteurs sind in Deutschland thätig. Es ist statistisch erwiesen, daß zwanzig Millionen Menschen in Deutschland und Oesterreich solche Romane lesen und häufig werden die 100 bis 150 Lieferungen einer einzigen Ausgabe je in mindestens 100.000 Exemplaren verbreitet. Die Verleger haben ihre Leute vollständig abgerichtet, und man hat durch zahlreiche Vorkommnisse nachgewiesen, welche furchtbare Ernte dieser Auslaar folgt. Die Judenpresse hauptsächlich hat den Strom dieses Verderbens eröffnet, und den Christen Deutschlands bleibt vornehmlich nur ein Mittel dem verheerenden Strome entgegenzuarbeiten: die Massenverbreitung guter, gesunder Volksliteratur. Außerdem hofft man, durch Polizeibestimmungen den Strom abzugraben.

XLV. (Zur Hebung des Kirchengesanges.) Der mährische Landes Schulrath hat betreffs der Hebung des Kirchengesanges an die Bezirks Schulräthe in der Erzdiocese Olmütz unterm 10. October 1891 folgenden Erlaß gerichtet: „Unter Hinweis auf den hierorigen Erlaß vom 22. September 1887, Z. 5928, wird der k. k. Bezirks Schulrath aufgefördert, da nun auch ein Diöcesan-Cancionale in deutscher Sprache erschienen ist, die Leitungen der Schulen mit deutscher Unterrichtssprache in der Olmücker Diöcese anzuweisen, die in dem erwähnten Diöcesan-Cancionale enthaltenen Lieder mit den Schülern in entsprechender Weise einzuüben und die Bemühungen des Seelsorgers um Erzielung eines passenden Kirchengesanges mit aller Kraft zu unterstützen. Zugleich ist der Bezirks Schulinspector anzuweisen, auf die Durchführung dieser Verfügung bei den Inspectionen sorgfältig zu achten, und dieselbe in seinem Wirkungskreise auf alle Weise zu fördern“.

Niederrana (N.-De.)

Pfarrer Leopold Better.

XLVI. (Was Feldmarschall Graf Moltke über die katholische Kirche sagte.) In dem Buche „Gespräche Moltkes mit Theodor von Bernhardt“, heißt es: „Moltke meint, „katholisch müssen wir doch

alle wieder einmal werden.“ Er erhebt die Vorzüge der katholischen Kirche: sie liegen darin, daß sie ein Oberhaupt hat, daß eine unanfechtbare, höchste Autorität da ist, die alles entscheidet und jeden Zweifel nieder schlägt, Sicherheit des Dogmas, die daraus entsteht, größere Einwirkung auf Phantasie und Gemüth. Der Geistliche hat eine ganz andere Stellung zu seiner Gemeinde, beherrscht sie ganz anders als der lutherische, er geht in die Familien hinein und übt da entscheidenden Einfluß.“

**XLVII. (Verderblicher Larismus beim Beicht-
hören.)** An dieses böse Wort erinnert man sich, wenn Pönitenten sie confitentur: „Peccavi cogitatione, verbo et opere, weil ich aber fest glaube, daß Jesus Christus im heiligen Sacramente gegenwärtig ist und rein zum Tische des Herrn hinzutreten will, bitte ich um die heilige Lossprechung“. Auf die Mahnung des Priesters hin, daß dies wohl für die Beicht der Protestanten genügen möge, aber daß die sacramentale Beicht der Katholiken im speciellen Sündenbekenntnis bestehe zc. sagen sie verwundert: „Ich habe immer so gebeichtet. In W. gehen sehr Viele zu den . . ., weil man dort nichts weiter zu sagen braucht“. Da sagt der Priester: „Ich will hoffen, daß Sie keine schwere Sünde auf sich haben“ und erteilt die Absolution. Ich als junger Priester hielt einen solchen Verrath am Heiligsten nicht für möglich, da sich jedoch die Fälle wiederholen, kann ich nicht umhin den hochwürdigen Clerus von W. auf diese Erscheinung aufmerksam zu machen. Man meint vielleicht durch einen solchen Larismus gewisse Stände bei der Kirche und ihren Gnadenmitteln festzuhalten; thatsächlich aber befriedigt ein solches System auch die Lauesten nicht auf die Dauer und führt sie umso sicherer ins ewige Verderben.

Seidl.

XLVIII. (Bestimmung des Ruhegehaltes.) Noch immer ist das Versprechen des Gesetzgebers „die näheren Vorschriften über die Constituierung und die Vertretung der Pfarrgemeinde, dann über die Versorgung der Angelegenheiten derselben werden durch ein besonderes Gesetz erlassen“, (§ 37 des Gesetzes vom 7. Mai 1874 R.-G.-Bl. Nr. 50) unerfüllt und oft und oft wurde auf diese Lücke hingewiesen, die von vielen in zahlreichen Fällen schwer gefühlt wurde. Wie häufig geschah es, um nur einen Punkt zu erwähnen, daß Pfarrgemeinden, die vor langer Zeit von einer Mutterkirche gegründet und dotiert wurden, später ansehnlich und reich wurden und sich von der Mutterkirche trennten: der betreffende Curat führte die Agenden eines selbständigen Pfarrers, bezog auch dessen Congrua, und ist doch nur und bleibt es, so lange das verheißene Gesetz nicht gegeben wird, dependens a paroco X. laut Stiftungsurkunde, wiewohl er alle Register und Matriken gleich einem selbständigen Pfarrer führt, mit Behörden verkehrt zc. In Fragen aber seines Ruhegehaltes, oder falls er ohne Testament stirbt, bezüglich des Nachlasses wird er als nicht selbständig behandelt. So hatte ein Curat, der bisher die Congrua eines selbständigen Seelsorgers bezog und als solcher auch fungierte, gelegentlich, als er ohne sein Verschulden leistungsunfähig geworden, nach 20jähriger Dienstzeit gemäß dem § 6 des Congruagesetzes vom 19. April 1885 R.-G.-Bl. 47, Schema II den Ruhegehalt für einen selbständigen

Seelsorger in der Höhe von 400 fl. beansprucht, wurde aber vom k. k. Reichsgerichte mit dieser Forderung abgewiesen und ihm der vom k. k. Ministerium für Cultus bestimmte Ruhegehalt jährlicher 275 fl. für Hilfspriester bestätigt, weil für die vom Kläger zuletzt inne gehabte Kaplanei nicht die Congrua eines selbständigen Seelsorgers von 500 fl. systemisirt gewesen und durch die vom Regierungsvertreter vorgelegten Urkunden dargethan wurde, daß jene Kaplanei mit Zustimmung des Bischofes von der Pfarre G. abhängig erklärt wurde“. Wie viele solcher de facto, aber nicht de jure selbständiger Seelsorger gibt es aber nicht in Oesterreich! Erkenntnis des k. k. Reichsgerichtes vom 14. Jänner 1895, Z. 371.)

Torskie (Galizien).

Dr. Josef Schebesta.

XLIX. (Der Aufwand für die Armenversorgung!)

Neun Catastralgemeinden wurden im Jahre 1850 zu einer Ortsgemeinde vereinigt, wobei ein Uebereinkommen geschlossen wurde, wonach jede Gemeinde ihre Armen selbständig versorgt. Dagegen wurde nun von einzelnen Parteien im Jahre 1892 gefordert, daß die Armenlast auf alle zur Ortsgemeinde gehörigen Steuergemeinden gleichmäßig zu vertheilen sei. Der Verwaltungsgeschichtshof bestätigte diese Ansicht unter folgender Motivierung: der Anspruch auf Armenversorgung ist ein Ausfluß des Heimatrechtes und das Heimatrecht erstreckt sich auf den ganzen Umfang des Gemeindegebietes. Die nicht bedeckten Armenauslagen sind gemäß § 8 des Armengesetzes nach den Bestimmungen der Gemeinde-Ordnung d. h. gleichmäßig auf alle Gattungen der in der Gemeinde vorgeschriebenen Steuern zu vertheilen. Was das Uebereinkommen betrifft, wonach jede Gemeinde ihre Armen selbständig versorgt, so hat dasselbe durch die gesetzliche Anordnung, wonach die Gemeindeauslagen auf alle Gemeindemitglieder nach dem Maßstabe ihrer Steuerleistung gleichmäßig zu vertheilen sind, ihre Rechtswirksamkeit verloren. (Erkenntnis des k. k. Verwaltungsgeschichtshofes vom 28. December 1894, Z. 5150.)

Dr. Schebesta.

L. (Legitimationsvorschriften minderjähriger unehelicher Kinder sind den vormundtschaftlichen Gerichten mitzutheilen.)

Das hohe k. k. Ministerium des Innern hat laut des Erlasses vom 7. Juli 1897, Z. 38.648 ex 1895, im Einvernehmen mit dem k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht angeordnet, daß die in den Geburtsmatriken hinsichtlich minderjähriger unehelicher Kinder vorgenommenen Legitimationsvorschriften den vormundtschaftlichen Gerichten mitgetheilt werden. Diese Verständigung hat, wenn die bezügliche Matrikeneintragung von dem Matrikenführer im eigenen Wirkungskreise vorgenommen wurde, unmittelbar durch diesen selbst, in jenen Fällen jedoch, in welchen die Intervention der politischen Behörde eintrat, durch die letztere zu erfolgen.

LI. (Statistik der kathol. Gesellen-Vereine.) Im 50. Jahre seines Bestehens zählt der Verband 874 Vereine mit 233 eigenen Häusern. Davon entfallen auf Preußen 406 Vereine, Bayern 178, Baden 51, Württemberg 42, Sachsen 12, Hessen 7, Oesterreich-Ungarn 230, Schweiz 29, Holland 8, Luxemburg 2, Belgien 1, Nordamerika 6. Je ein deutscher Gesellenverein existiert in Paris, London, Rom und Stockholm.

LII. (Ablutio digitorum bei den heiligen Messen zu Weihnachten.)

Für Weihnachten besteht meistens die Anleitung, daß der Priester, welcher zwei oder drei heilige Messen celebriert, die ablutio digitorum et calicis zu summieren habe. Dagegen schreibt ein Franciscaner-Directorium vor: „Tum in vase solito, in quo lavantur digiti post distributionem S. Eucharistiae (si deest tale vasculum in Altari, quia non asservatur ibi S. S. Sacramentum, in Vigilia apponi, insuper vas solitum aqua sufficienti a Sacrista impleri debet), ambos digitos utriusque manus abluit eosque purificatorio abstergit finitis Missis vas purificationis digitorum vel relinquitur in Altari, ut alias, vel effunditur, si in illo Altari non asservatur S. S. Sacramentum, in Sacrarium. (Theol.-prakt. Mon.-Schrift VI. 12.) Wir fügen bei, daß uns von dem gewiegten Liturgiker Professor P. Jos. Jungmann diese Art der Ablutio empfohlen wurde.

Dr. Kerstgenß.

LIII. (Pfarrconcurs-Fragen.¹⁾ I. Ex theologia dogmatica. 1. Quenam conditiones requiruntur, ut consilium oecumenicum habeatur? quomodo demonstratur infallibilitas concilii oecumenici? 2. Quomodo vindicari postest doctrina catholica (v. prop. 73. Syllabi), in matrimonio Christiano contractum a sacramento separari non posse?

II. Ex Jure canonico. 1. Notio et distinctio jurisdictionis ecclesiasticae exponatur. 2. Praecipua munia parochi enumerentur. 3. Quibus in casibus separatio conjugum a mensa et toro concedenda sit dicatur.

III. Ex theologia morali. 1. Quenam officia liberi praestare debent parentibus? 2. Contractus s. d. turpes quid sunt, et an obligationem inducunt? 3. Cajus nuper somniavit, se occisum iri in Ecclesia, et propterea sequenti die dominica Missam non audivit. Quaeritur: 1. an liceat somniis fidem habere? et 2. quomodo peccaverit iste somniator?

IV. Paraphrase über die Epistel auf den 9. Sonntag nach Pfingsten. 1. Cor. X. 6—13.

V. Aus der Pastoral: 1. Die seelsorgliche Behandlung der Scrupulösen. 2. Die Ertheilung der benedictio apostolica in articulo mortis.

Predigt: Predigt auf den 18. Sonntag nach Pfingsten. VorSpruch: Sei getrost, Sohn, deine Sünden werden dir vergeben. Evang. Matth. 9, 2.

Thema: Gottes gnadenvolle Heimsuchung in irdischen Leiden.
Katechese: Was ist die Neue?

¹⁾ Bei der am 12. und 13. October d. J. abgehaltenen Pfarrconcurs-Prüfung theilnahmen sich 6 Weltpriester und 3 Regularen.

Das Einkommen des Einkommens eines Pfründeninhabers behufs Bemessung der Personal= Einkommensteuer.

(Gesetz vom 26. October 1896.)

Von Prälat A. Pinzger in Linz.

Im Jahre 1898 tritt die Personal=Einkommensteuer in Kraft und wird, wenn dieses Heft in die Hände der Leser kommt, von der Finanz=
landes=Behörde bereits die Frist für die Einbringung des Einkommen=Bekennt=
nisses verlautbart worden sein. Das Bekenntnis kann entweder schriftlich
nach Formular A oder protokollarisch bei der zuständigen Steuerbehörde,
wo auch die Formulare unentgeltlich zu bekommen sind, eingebracht werden.
Von der allgemeinen Bekenntnispflicht sind nach § 204 nur jene befreit,
deren steuerpflichtiges Einkommen 1000 fl. nicht überschreitet, außer es
ergeht eine besondere Aufforderung der Steuerbehörde an sie. Doch er=
scheinen auch diese berechtigt, ein solches Bekenntnis vorzulegen, wenn sie
zum Beispiel im Zweifel sind, ob ihr Einkommen wirklich nicht 1000 fl.
überschreitet, oder wenn sie in die Einschätzungs=Commission gelangen wollen.
Befreit von der Einkommensteuer selbst sind nur jene, deren Einkommen
die Summe von 600 fl. nicht übersteigt.

Dies vorausgesetzt, werden also über die allgemeine Aufforderung
nur jene Pfründeninhaber zur Vorlage des Einkommen=Bekenntnisses gehalten sein,
deren Beneficial=Einkommen 1000 fl. übersteigt oder deren Congrua zwar
nur 7= oder 800 fl. beträgt, deren Einkommen aber mit ihrem Privat=
vermögen über 1000 fl. hinausgeht. Jene, welche die gewöhnliche Congrua
von 7= oder 800 fl. haben und auch kein Privatvermögen besitzen, werden
eine besondere Aufforderung zur Vorlage des Bekenntnisses abwarten. Die
Kapläne, deren Congrua nur 350 fl. oder 400 fl. beträgt und deren
Naturalverpflegung zumeist gegen das Currentstipendium, also mit einem
sehr niedrigen Betrage geschieht, werden wohl kaum über 600 fl. hinaus=
kommen, insofern sie nicht Honorar für den catechetischen Unterricht oder
sonstige ständige Einkünfte oder solche aus Privatvermögen haben. Die so=
genannte kleine Stola gehört wohl sicher zu jenen außerordentlichen Einnahmen
oder Schenkungen, die nach alinea 2 § 159 nicht steuerpflichtig sind.

Was ist nun zu fatieren?

1. Grundertrag; dieser ist keineswegs immer nach dem Catastral=
reinertrag anzusetzen, sondern nach dem factischen, der höher (insbesondere
bei Verpachtungen) oder niedriger (bei Unglücksfällen) sein kann. Im Jahre
1898 soll der Durchschnittsertrag von 1896 und 1897 fatiert werden,
später ein solcher von drei Jahren.

Zur Ermittlung des Reinertrages werden nach Artikel 14 der Voll=
zugs=Vorschrift den Einnahmen:

a) erzielter Preis für alle gegen Barzahlung oder auf Credit geäußerten
Erzeugnisse aus allen Wirtschaftszweigen, b) der Geldwert aller Er=

zeugnisse, welche zur Bestreitung des Haushaltes des Pfarrers, der Cooperatoren und des nicht für die Wirtschaft gehaltenen Dienstboten verwendet werden, die Ausgaben entgegen zu halten sein, als:

- a) die Erhaltung der Wirtschaftsgebäude, der verschiedenen Anlagen von Teichen, Zäunen, Brücken, Wege, Brunnen, Wasserleitungen, b) die Erhaltung des lebenden und toten Wirtschafts-Inventars, c) die Versicherungsbeträge, d) Heizung und Beleuchtung, e) Pflanzen, Futter, Düngemittel, Rohstoffe, f) Löhne und sonstige Emolumente für die Dienstboten, g) Grund- und Gebäudesteuer sammt Zuschlägen aller Art, Beiträge zu Krankencassen.

Bei Verpachtungen sind vom Pachtzins die dem Verpächter verbliebenen Lasten (Steuern), die Nachlässe infolge Elementarschäden abzugiehen. (Art. 17 der V.=V.) Es steht dem Steuerpflichtigen frei, seinen Grundertrag lediglich summarisch einzubekennen und nicht detailliert (Art. 14) anzugeben. Seine Angabe wird jedoch der Controle der Schätzungs-Commission unterworfen sein. (Art. 55 V.=V.) Es wird also gut sein, sich in Hinsicht der Wirtschaft genaue Aufschreibungen zu machen, um den zwei- oder dreijährigen Durchschnitt darstellen und eventuell seine Angabe bei der Commission vertreten zu können.

2. Einkommen aus Gebäuden (im Formulare A sub B aufgeführt). Da die Pfarrhöfe zu den nicht vermieteten Gebäuden gehören, so gilt hier Artikel 19, 2 der Vollzugs-Vorschrift, welcher lautet: „Die für Zwecke des Unterrichtes, der Erziehung, der Wohlthätigkeit und der öffentlichen Verwaltung bestimmten, nicht vermieteten oder in anderer Weise entgeltlich überlassenen Gebäude werden, insoweit sie wegen ihrer Widmung von der Gebäudesteuer befreit sind, bei Feststellung des steuerpflichtigen Einkommens außer Betracht gelassen, das heißt es wird weder ein Einkommen aus diesen Gebäuden den Einnahmen zugerechnet, noch bilden die für diese Gebäude verwendeten Auslagen eine Ausgabepost“. Nun sind die Pfarrhöfe von der Gebäudesteuer befreit, mithin ist kein steuerpflichtiges Einkommen aus denselben zu fathieren; es sei denn, daß ein Theil derselben vermietet ist. Beim Mietzins können in Abzug gebracht werden die wirklichen Ausgaben für Erhaltung der Wohnung, ein angemessener Percentsatz für Abnützung des Gebäudes, die entfallenden Hauszins-Steuern sammt Zuschlägen, die Versicherungsquote.

3. Der Punkt c des Formulars A, welcher von selbständigen Unternehmungen und Beschäftigungen handelt, entfällt wohl für die Pfründeninhaber, es sei denn, daß sie aus schriftstellerischer Thätigkeit ein Einkommen beziehen.

4. E. aus Dienst- und Lohnbezügen (P. D. des Formulars). Das Gesetz unterscheidet zwischen stehenden und veränderlichen Bezügen. Zu ersteren gehören nach § 167 die Renten, Remunerationen, Congrua ergänzungen, Beiträge aus dem Staatsschatz, öffentlichen Fonds oder von der Gemeinde, Naturalbezüge, Dotationen aus dem Kirchenvermögen, Stiftungsbezüge, mithin alle im vorhinein festgesetzten Bezüge in Geld und Naturalien.

Diese Bezüge sind in der Regel nach dem im letztvergangenen Jahre thatsächlich erzielten Ausmaße zu veranschlagen.

Zu den veränderlichen Bezügen gehören nach Art. 24 P. 3 alle Zuwendungen, welche den Steuerpflichtigen mit Rücksicht auf ihre Stellung von dritten Personen zufließen, mögen diese Zuwendungen auch den Charakter von freiwilligen Widmungen oder Geschenken haben, insbesondere a) das Einkommen der Geistlichen aus Stolgebühren und Messstipendien — rücksichtlich welcher jedoch auch die Bestimmungen der §§ 202, Abs. 5, und 206 zu beachten sind — und aus anderen, den Geistlichen mit Rücksicht auf ihr Amt zufließenden Gaben u. s. w.

Bevor wir diesen schwierigen Punkt des Näheren erörtern, müssen wir zuerst den Abs. 5 des § 102 anführen, welcher lautet: „Geistliche, welche im Genusse einer Congruaergänzung stehen, haben die Stolgebühren und jene Messstipendien, welche im Sinne des § 3 des Gesetzes vom 19. April 1885 bei Bemessung der Congruaergänzungen zur Anrechnung gelangen, lediglich mit demjenigen Betrage einzubekennen, mit welchem sie in dem letzten von der politischen Landesstelle geprüften und eventuell berichtigten Einkommnisse zur Congruaergänzung in Anrechnung gebracht wurden. Etwaige anderweitige Einnahmen aus errichteten Messstipendien sind nach ihrem thatsächlichen Ertrage einzubekennen.“

§ 206, welcher von der Prüfung der Fassionen durch die Steuerbehörden handelt, sagt im Abs. 3: „Sofern es sich um die Einschätzung der Einkünfte Geistlicher aus Dienstbezügen handelt, ist lediglich das Gutachten der politischen Landesbehörde im Einvernehmen mit der vorgesetzten kirchlichen Behörde in Anspruch zu nehmen; die im § 202, Abs. 5, bezeichneten Bezüge sind mit demselben Betrage anzunehmen, mit welchem sie zur Congruaergänzung in Anrechnung gebracht wurden.“

Nach diesen beiden Paragraphen macht das Gesetz einen Unterschied zwischen Pfründenbesitzern mit Congruaergänzung und ohne eine solche. Die ersteren haben die besondere Begünstigung, daß nur die in der Pfründenfassion angelegten Stolabezüge und die gesamten Stiftungsbezüge (also sowohl die in der Fassion enthaltenen, als die anderen „errichteten Messstipendien“, unter denen offenbar nur die Gebühren der errichteten Stiftungen zu verstehen sind) als Einkommen gelten. Bei strenger Interpretation dieses Paragraphen kann von Currentstipendien keine Rede sein, weil diese eben überhaupt nicht benannt sind, noch auch als „errichtete“ Messstipendien bezeichnet werden können.

Bei hinreichend dotierten Pfründen ohne Congruaergänzung gelten die allgemeinen Bestimmungen; die Steuerbehörden weisen diesbezüglich auf zwei Bestimmungen der Vollzugs-Verordnung hin, nämlich Art. 4, P. 3, welcher lautet: Einnahmen aus Schenkungen und anderen unentgeltlichen Zuwendungen sind nicht ganz allgemein von der Zurechnung zum Einkommen ausgeschlossen, wenn dieselben außerordentliche Einnahmen aus solchen Quellen sind. Wo sich dagegen solche Einnahmen mit mehr oder weniger Regelmäßigkeit wiederholen, sind sie dem Einkommen zuzurechnen; dahin gehören unter anderem die Geschenke, welche Geistliche aus Anlaß ihrer Ausführung

erhalten. „Artikel 24, Zeile 3 haben wir schon oben erwähnt. Aus diesen Bestimmungen schließen die Steuerbehörden, daß die factische Stola einzubekennen sei und auch die Currentstipendien, denn es sind Geschenke, welche sich mit mehr oder minder Regelmäßigkeit wiederholen und welche Geistliche aus Anlaß ihrer Amtsführung erhalten und lassen für diese Fälle, namentlich bei Stipendien die Bestimmungen al. 2, § 159 und Artikel 27, zwei letzte Alinea's nicht gelten. Diese lauten: „Außerordentliche Einnahmen aus Erbschaften, Lebensversicherungen, Schenkungen und ähnlichen unentgeltlichen Zuwendungen gelten nicht als steuerpflichtiges Einkommen“ und Artikel 27 „Unterstützungen oder andere Zuwendungen, deren Entrichtung überhaupt oder deren Betrag von dem freien Willen des Gebers abhängt, sind, auch wenn sie sich zeitweise — jedoch nicht regelmäßig wiederholen, dem Einkommen nicht zuzurechnen.“

Zu diesen außerordentlichen Einnahmen und zeitweisen Unterstützungen sind wohl die kleine Stola und die freiwilligen Sammlungen zu rechnen, die daher dem andern Einkommen nicht beizuzählen sind. Bei den sonstigen Stola-bezügen glauben wir, daß sie in derselben Weise, wie für die Pfründenfassion, zu satieren sind, hiefür spricht namentlich der oben angeführte § 206 Absatz 3, wonach für die Einschätzung von derlei Einkünften das Gutachten der politischen Landesstelle im Einvernehmen mit dem bischöflichen Ordinariate zu pflegen ist. Dieses Einvernehmen geschah aber, und geschieht auf Grundlage der für die Fassionslegung bestehenden Ministerial-Verordnung, welche nur die Josefinitische Stolataxe kennt; zudem kann auch auf die Bestimmung für Pfründeninhaber mit Congruaergänzung per analogiam hingewiesen werden. Wäre dies nicht der Fall, dann wären jene selbständigen Seelsorger, die ihre Congrua aus eigenen Quellen haben, entschieden schlechter gestellt. Die Messstipendien werden — wenigstens bei uns — aus dem von der Steuerbehörde oben angegebenen Grunde zu satieren sein. Die Summe wird gering sein; denn wenn der betreffende Herr Pfarrer alle gestifteten Gottesdienste, dann die Messen pro populo in Aufschlag bringt, werden wohl wenige Tage für Currentmessen übrig bleiben: jene aber, welche die Cooperatoren versolvieren, kommen hier außer Berechnung. Sollte aber ein Pfarrer längere Zeit krank sein und nicht celebrieren können, so wird der Entgang über erfolgte Anzeige in Abzug gebracht.

Punkt E des Formulars A enthält das Einkommen aus dem Privatvermögen, nämlich die Zinsen aus Wertheffekten, Vitalitäten und dergleichen, die Angabe ist summarisch.

Punkt F aus anderweitigen Einkommen. Hiefür würde das sogenannte Decanats-Bauschale bei Decanats-Pfarren gehören.

Das Formular A enthält schließlich die Abzugsposten, nämlich die Steuern, Beiträge zu Krankencassen, Versicherungsprämien, Passivzinsen, Annuitäten, dauernde Lasten und Dotationen an andere. Aus dem Vergleiche übergibt sich dann das steuerpflichtige Gesamteinkommen.

Die Personal-Einkommensteuer ist stufenweise und wurde dieselbe bereits im vierten Hefte der Quartalschrift 1897 Seite 845 angegeben. Sie beträgt bei 700 fl. 4 fl. 80 fr., bei 800 fl. 6 fl., bei 1000 fl. 10 fl.,

bei 2000 fl. 30 fl., bei 3000 fl. 55 fl., bei 4000 fl. 90 fl., bei 5000 fl. 114 fl., bei 6000 fl. 146 fl. und kommt hievon weder eine Landes- noch Gemeindeumlage zu entrichten.

Schließlich noch einige Bemerkungen:

Wer das ihm obliegende Bekenntnis zur Personal-Einkommensteuer in der vorgezeichneten Frist nicht erbringt, muß gewärtigen, daß er wegen Steuerverheimlichung in Untersuchung gezogen und mit dem zwei- bis sechs-fachen Betrage der verkürzten Steuer bestraft werde.

Was die Beschwerden oder Berufungen anbelangt, so enthält der Zahlungsauftrag auch die Amtsstelle, bei der die Beschwerde anzubringen ist.

Um zu verhindern, daß die Privat- und sonstigen Vermögens-Verhältnisse des Patenten bekannt werden, enthält der § 246 des Gesetzes eine scharfe Bestimmung. Wer nämlich, seien es Beamte oder sonstige Functionäre bei den Commissionen, den Inhalt einer Erklärung oder eines Bekenntnisses offenbart, wird zu einer Arreststrafe bis zu drei Monaten oder Geldstrafe bis zu 1000 fl. bestraft.

Dies das Wesentliche, was einem Pfründeninhaber zur Fätiung des Einkommens nöthig ist; es empfiehlt sich, von dem Bekenntnis stets ein Duplicat zu machen, damit es als Grundlage für das nächste Einkommen dienen kann. Anfänglich wird die Bemessung vielfach von der Auffassung der Localsteuerbehörde abhängen, bis sich die Sache allmählig klärt und bis durch den Verwaltungsgerichtshof bei zweifelhaften Fällen endgiltige Entscheidungen getroffen werden. Die Quartalschrift wird nicht ermangeln, die wichtigsten Entscheidungen und Erlässe, insoferne sie auf die Besteuerung des Einkommens der Geistlichen Bezug haben, zur Kenntnis der Leser zu bringen.

Literarischer Anzeiger.

(Unter dieser Rubrik bringen wir, solange der Raummangel andauert, Werke kleineren Umfanges oder wiederholte Auflagen größerer Werke zur Anzeige.)

- 1) **General-Register** oder Inhalts-Verzeichnis sämtlicher Jahrgänge der theol.-prakt. Quartalschrift von 1848—1891. Preis fl. 2.— ö. W. Manchen unseren verehrten Lesern scheint es noch nicht bekannt zu sein, daß unsere Zeitschrift ein Materialien-Verzeichnis bereits besitzt. Wir machen darum auf dasselbe aufmerksam. Es kam von der Redaction und durch den Buchhandel immer noch bezogen werden, da noch Vorrath vorhanden ist. In nicht gar ferner Zeit wird auch ein Nachtrag über die seit 1892 erschienenen Jahrgänge veranstaltet werden.
- 2) **Fortschrittlicher „Katholicismus“** oder katholischer Fortschritt? Beiträge zur Würdigung der Broschüre des Professors Dr. Schell zu Würzburg: „Der Katholicismus als Princip des Fortschritts.“ Von Dr. M. Höhler, Domcapitular in Limburg. III. Auflage. Trier, Druck und Verlag der Paulinus-Druckerei.
- 3) **Die heilige Nacht.** Weihnachtsspiel in zwei Acten. Für Mädchenschulen und Vereine. Von Dr. M. Höhler, Limburg a. d. L. Vereinsdruckerei. (Theater-Bibliothek: 3 Bändchen.) Dürfte sehr gelegen kommen.
- 4) **Horae Diurnae Breviarii Romani** ex decreto sacrosancti Concilii Tridentini, restituti, S. Pii V. Pont. Max. jussu editi, Clementis VIII., Urbani VIII. et Leonis XIII. auctoritate recogniti. Editio quinta post

- typicam. 1897. In 32°. (12 $\frac{1}{2}$ × 8 Centimeter.) XL und 872 Seiten. Reich illustrierte Ausgabe auf Chinapapier. In Roth- und Schwarzdruck . . . Mark 2.40
- — Die selben, in $\frac{1}{2}$ Chagrinband mit Rothschnitt . . . " 3.10
- — " in schwarzem Lederband mit Goldschnitt . . . " 4.20
- — " in schwarzem Chagrinband mit Goldschnitt . . . 4.80
- — " in Fuchten mit Goldschnitt . . . " 5.80
- 5) **Reich für den Himmel** durch fleißige Uebung der Liebe Gottes. Aus dem „Sendboten“. Innsbruck. Verlag F. Rauch. Zehn Exemplare geheftet und beschnitten 20 fr. = 40 Pf.
- 6) **Stolz, Alban**, Gesammelte Werke. Billige Volksausgabe in Lieferungen. Herder, Freiburg. Lieferung à 30 Pf. Zunächst 7 Bände in 44 Lieferungen.
- a) Im Verlage der A. Laumann'schen Buchhandlung (Verleger des heiligen apostolischen Stuhles) in Dülmen i. W. 1897 sind erschienen:
- 7) **Des ehrwürdigen P. Martin von Cochem Messbuch**, enthaltend 32 vollständige Messandachten für jeden Tag der Woche, für die Sonn- und Festtage und für besondere Veranlassungen und Anliegen, nebst einem Anhange und anderer Gebete. Neue vermehrte und verbesserte Ausgabe von P. Osborne. Mit Genehmigung geistlicher Obrigkeit.
- 8) **Besondere Gewissenserforschung für Ordensleute** von Bruder Philipp, General-Superior der christlichen Schulbrüder. 8°. 496 Seiten. Preis geb. M. 2.—.
- 9) **Rosenkranz und Kreuzweg**, vorzügliche Hilfsmittel für die christliche Vollkommenheit. Zunächst für Ordensleute, sodann für die Mitglieder des III. Ordens und für alle dem höheren Ziele zustrebenden Christen. Von Dr. Leopold Ackermann, Priester der Diocese Würzburg. 1897. 8°. 154 Seiten. Preis geb. M. 1.—.
- 10) **Die Hauptpflichten des Priesters** in kurzen Erwägungen und Gewissenserforschungen. Besonders geeignet für die Zeit der Exercitien. Von P. M. Haringer. Neu bearbeitet von P. Joseph Alois Krebs, C. SS. R. 1897. 8°. 101 Seiten. Preis geb. M. —.60.
- 11) **Unterweisung über den Ordensstand** und die Ordensgelübde in Katechismusform. Nach dem in der Buchdruckerei des Vaticans zu Rom erschienenen Original übersezt von einem Mitgliede der Congregation der Brüder der christlichen Schulen. 1897. 8°. IV und 154 Seiten. Preis geb. M. 1.—.
- b) Im Verlage von Franz Kirchheim in Mainz sind erschienen:
- 12) **Lebenslüge und Lebenswahrheit** von Johannes Jørgensen. Aus dem Dänischen übersezt. Kl. 8° (IV und 74 Seiten.) In eleganter Ausstattung M. —.80; in elegantem Originaleinband M. 1.50.
- 13) **Der Zerstörungsgeist der staatlichen Volksschule** (VIII und 231 S.) Preis geheftet M. 1.80.
- 14) **Heinrich Bone**. Lebensbild eines deutschen Schulmannes und Schriftstellers von H. A. Reiser, Rector in Zug. Mainz 1897. gr. 8. (50 S.) Preis M. —.60.
- 15) **Die Einführung der Reformation im Ordenslande Preußen** von Dr. Joseph Kolberg, Subregens am bischöflich-ermländischen Clericalseminar in Braunsberg. Mainz 1897. gr. 8. (IV und 65 S.) Preis M. 1.—.
- c) Im Verlage der Alphonsus-Buchhandlung Münster in Westfalen 1897 sind erschienen:
- 16) **Erinnerungen aus schwerer Zeit**. Zugleich ein Beitrag zur Entwicklung der Schulfrage in Preußen von Theodor Palatinus. gr. 8°. (X und 51 Seiten) Preis 40 Pf.
- 17) **Maria, Heil der Kranken**. Eine unerschöpfliche Hilfsquelle in den Krankheiten des Leibes und der Seele. Ein Erbauungs- und Belehrungs- und Gebetbuch von P. Johann Maria Reister, C. SS. R. Mit Erlaubnis der

Ordensobern und Approbation des bischöflichen Generalvicariates in Münster. Kl. 8°. (VII und 345 Seiten). Preis gebunden M. 1.—.

- 18) **Rosenkranz-Büchlein** enthaltend Gebete und Andachtsübungen für alle Verehrer der heiligen Rosenkranzkönigin. Von einem Priester der Diocese Münster. Mit Approbation des bischöflichen General-Vicariates Münster. Kl. 8°. 176 Seiten.
- 19) **Die heilige Familie.** Gebet- und Belehrungsbuch für die Mitglieder der Vereine zu Ehren der heiligen Familie von Nazareth. Anhang: Vier Nachmittags-Andachten zum kirchlichen Gebrauche. Von Dr. Josef Anton Keller, Pfarrer in Gottenheim. Mit kirchlicher Approbation. Kl. 8°. (168 Seiten).
- 20) **Maria = Immer = Hilf = Büchlein,** Privat-Andachtsübungen besonders geeignet für die Mitglieder der Bruderschaft „Unser Lieben Frau von der immerwährenden Hilfe“. Von einem Priester des Redemptoristen-Ordens. Mit Erlaubnis der geistlichen Obern. Mit kirchlicher Druck-Erlaubnis. M. = Gladbach und New-York, Druck und Verlag von A. Riffarth. 1897.
- 21) **Die reichen Ablassschätze** des hochheiligen Rosenkranzes, zur Förderung des Rosenkranz-Gebetes und besonders der Rosenkranz-Bruderschaft. Dargelegt von J. P. Barthel, Rector. 2. Auflage. M. = Gladbach und New-York, Druck und Verlag von A. Riffarth. 1897.
- 22) **Aufschwung der katholischen Kirche in Jerusalem und im heiligen Lande seit den letzten 30 Jahren.** Von Prälat Dr. Hermann Zischotte, Separat-Abdruck aus dem „Vaterland“. Wien. Im Selbstverlag des Verfassers.
- 23) **Christlich-social!** oder der richtige Weg zur Lösung der socialen Frage. Von P. Placidus Banz O. S. B. Mit bischöflicher Druckbewilligung. Verlag des Pelikan, Feldkirch (Vorarlberg), Lindau in Bayern, Buchs (Canton St. Gallen).
- 24) **Pax vobiscum!** Carl Kewesely, Anton Renk. Verlag von August Schupp, München und Leipzig.
- 25) **Die friedliche sociale Revolution am Anfange des zwanzigsten Jahrhunderts.** Ein Zukunftsbild von einem Menschenfreunde. 2. Auflage. Verlag von August Schupp in München und Leipzig.
- 26) **Die Lehre des heiligen Johannes Chrysostomus** über die Schriftinspiration. Von Dr. Sebastian Haidacher, Salzburg. 1897. Druck und Verlag von Anton Pustet. gr. 8°. Preis broschiert 80 kr.
- 27) **Das Problem des Geistes** mit besonderer Würdigung des dreieinigen Gottesbegriffes und der biblischen Schöpfungsidee. Akademische Festrede zur Feier des 315. Stiftungstages der königlichen Julius-Maximilians-Universität Würzburg. Gehalten am 11. Mai 1897 von dem derzeitigen Rector Dr. Hermann Schell, Professor der Apologetik. Zweite Auflage. Würzburg, Andreas Gobel's Verlags-Buchhandlung. 1898.
- 28) **Geistliches Brennglas** oder eine Romreise mit nützlichen Abstechern. Ein Büchlein für Arbeiter von Johannes Lebrecht. Mit Bildern. Freiburg im Breisgau. Herder'sche Verlags-Handlung. 1897.
- 29) **Der Engel des Fegeneers.** Ein Unterrichts-, Bet- und Andachtsbüchlein für die Lebenden zum Troste der im Herrn Entschlafenen. Von Hermann Josef Untraut, Priester der Diocese La Crosse, Wisconsin (Nordamerika). Mit Approbation des hochwürdigen Capitels-Vicariates Freiburg. Mit einem Titelbild. Freiburg im Breisgau. 1897. Herder'sche Verlags-Handlung. Broschiert M. 1.20, in Weinwand gebunden mit Rothschnitt M. 1.50, gebunden in Schafleder M. 2.30.
- 30) **Machen die Kirchenwände den Christen?** Ein Büchlein fürs Volk zur Wehr und Lehr. Von Guido Haßl, Beneficiat. Dorn'sche Verlags-Buchhandlung (F. Alber) Ravensburg. Eleg. cart. in Rothschnitt 35 Pf.
- 31) **Die Lectüre.** Ein Führer beim Lesen. Von Fr. A. Wegel. Zweite, vermehrte Auflage. Ravensburg, Dorn'sche Verlags-Buchhandlung (F. Alber) broschiert M. 2.40, elegant gebunden M. 3.—.

- 32) **Entweder kalt oder warm!** Ein Büchlein für die reisere Jugend und das Volk. Von Franz Xaver Wegel. Vierte, vermehrte Auflage. Ravensburg, Dorn'sche Verlags-Buchhandlung (F. Ulber). Elegant cartoniert mit Rothschnitt 35 Pf.
- d) Im Verlage von Breer und Thiemann in Hamm i. W. sind erschienen:
- 33) Elf Nummern der „**kleinen Bibliothek**“ und zwar Nr. 1: Wie hilft man schnell bei Unglücksfällen und plötzlichen Erkrankungen in der Kinderstube? von Dr. med. F. Moeser, praktischer Arzt, Herausgeber der Zeitschrift „Gesunde Kinder“. Nr. 2: Der Sohn des Wilderers. Eine Erzählung aus dem Volksleben von F. Dierkesmann. Nr. 3, 6, 7 und 9: Erzählungen von Adolf Kolping. Nr. 4—5: Das geistliche Jahr. Nebst einem Anhang religiöser Gedichte von Annette von Droste-Hülshoff. Nr. 8: Rieck-Lieck-Lack. Von Hendrik Conscience. Aus dem Holländischen von A. Steinbach. Nr. 10: Geistlicher Blumenstrauß von Melchior von Diepenbrock (Auswahl). Nr. 11: Marienlieder von Guido Görres. Per Nummer 30 Pf.
- 34) **Heilige Geist-Büchlein.** Gebete und Betrachtungen für die vorgeschriebene Pfingstnovene, sowie zur Verehrung des heiligen Geistes überhaupt. Nebst einem Anhang für Firmlinge Von Ferdinand Wacker, Pfarrer und Land-Dechant zu Wünnenberg. Mit kirchlicher Approbation. Das Honorar ist für den Bonifacius-Verein bestimmt. Paderborn. 1897. Druck und Verlag der Junfermann'schen Buchhandlung (Albert Pape). Preis gehestet 50 Pf., gebunden 70 Pf.
- 35) **Kreuzweg für die Kinder Mariens.** Von P. Abt, Priester der Gesellschaft Jesu, Verfasser des „Kreuzweges für Priester und Ordensleute“. Aus dem Französischen übersezt. Mit kirchlicher Druck-Erlaubnis. Paderborn. 1898. Druck und Verlag der Bonifacius-Druckerei (F. W. Schröder).
- 36) **Die christliche Mutter in ihrem Berufe.** Von Philipp Hammer, Doctor der Theologie. Dritte Auflage. Mit Erlaubnis der kirchlichen Obern. Paderborn. 1897. Druck und Verlag der Bonifacius-Druckerei (F. W. Schröder); broschiert M. 1.—, gebunden M. 1 50.
- 37) **„Licht und Leben“.** Von P. Cyrillus O. S. B., Redacteur des Heidenfind. Vier Heftchen und zwar: „Der Weg zum hohen Schlosse.“ Ein Märchen. „Kleinmuth und Frevel.“ „Warum?“ „Kann denn das noch Liebe sein?“ Verlag der St. Benedictus-Missionsgenossenschaft St. Ottilien zu Emming (Post Türkenfeld, Oberbayern).
- 38) **Das Kind, der Weise und der Teufel** von Coulson Sternahau. Aus dem Englischen übersezt von C. R. Leipzig. Verlag von Friedrich Jansa. 1897.
- 39) **Fünf Ablass-Sonntage** zu Ehren der Wundmale des seraphischen Vaters Franciscus. Mit heiligen Beicht- und Communion-Andachten. Herausgegeben von P. Philibert Seeböck, O. S. Fr. 16^e. 96 Seiten. Preis 20 Pf. Dülmen i. W., A. Laumann'sche Buchhandlung.
- 40) **Kleines Ablass-Büchlein** für die Mitglieder des weltlichen dritten Ordens des heiligen Franciscus. Herausgegeben von P. Melchior Lechner, O. S. Fr. ss. Theol. Lect. Zweite Auflage. Mit Erlaubnis der Ordens-obern und fürstbischöflicher Approbation. Innsbruck. Druck und Verlag von Felician Rauch. 1897.
- 41) **Der heilige Aloysius Gonzaga,** Vorbild und Patron der Jugend. Sein Leben, seine Nachfolge, die Andacht der sechs Sonntage und Gebete. Von Kaspar Papeneordt, Priester der Diocese Paderborn. Vierte, vermehrte Auflage. Mit kirchlicher Druckerlaubnis. Paderborn, 1897. Druck und Verlag der Bonifacius-Druckerei (F. W. Schröder). Preis geb. 35 Pf.
- 42) **Die Studenten-Congregation.** Ein Handbüchlein für marianische Sodalen der Hoch- und Mittelschulen von Peter Vacher, Priester der Gesellschaft Jesu. Mit Erlaubnis der Obern. Wien. Druck und Verlag „Austria“ Franz Doll.

- 43) **Das Vater unser im Munde des Arbeiters.** Ein kleiner Beitrag zur Lösung der socialen Frage; herausgegeben von Mathias Wolsgrube, Pfarrer der Erzdiocese Salzburg. Salzburg, 1897. Druck und Verlag von Anton Pustet.
- 44) **Der selige Petrus Canisius,** aus der Gesellschaft Jesu, Deutschlands zweiter Apostel. Eine kurze Geschichte seines Lebens nebst Andachtsübungen und Liedern zu seiner Ehre. Mit elf Bildern und dem Porträt des Seligen. Von P. Antonius. Mit kirchlicher Genehmigung. M.-Gladbach, 1897. Druck und Verlag von B. Kuhlen, Verleger des heil. apostolischen Stuhles.
- 45) **Katholische Flugschriften zur Wehr und Lehr.** Nr. 116—117. Der selige Petrus Canisius, ein Apostel Deutschlands. Zum 300 jährigen Gedächtnisse seines Todes nach den besten Quellen bearbeitet von Präses J. B. Mehler in Regensburg. Berlin. Verlag der Germania. 1897. Preis 20 Pf. Jahrgang VIII. Nr. 2—3.
- 46) **Eine Stunde beim heiligen Geiste.** Betrachtungen und Gebete von Adalbert Huhn, erzbischöflich geistlicher Rath und Stadtpfarrer zum heiligen Geist. Mit oberhirtlicher Druckerlaubnis. München, 1897. Verlag der J. J. Lentner'schen Buchhandlung (Ernst Stahl junior) Preis 20 Pf.
- 47) **Itinerarium,** das ist christlicher Reiselegen. Uebersetzt aus dem Lateinischen des Breviers mit einem Vorwort und Anhang versehen von P. Coelestin, Kapuziner. München, 1898. Verlag der J. J. Lentner'schen Buchhandlung (Ernst Stahl junior), Preis 30 Pf.
- 48) **Studien und Mittheilungen aus dem Benedictiner- und dem Cistercienser-Orden.** Die „Studien“ sind, da fortan keine Buchhandlung mit dem Debit derselben betraut wird, nur direct von der Administration zu beziehen. Redaction der „Studien und Mittheilungen aus dem Benedictiner- und dem Cistercienser-Orden“ im Stift Raigern (bei Brünn, Oesterreich). Preis per Jahrgang (4 Hefte circa 48 Bogen) M. 8.— = fl. 4.—
- 49) **Charitas.** Zeitschrift für die Werke der Nächstenliebe im katholischen Deutschland. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben vom Charitas-Comité zu Freiburg im Breisgau. Zweiter Jahrgang. 1897. Erscheint, 16 Seiten stark, je am 1. des Monats und kann durch die Post und den Buchhandel bezogen werden. Abonnementspreis jährlich M. 3.— (ohne Porto für directe Zusendung unter Kreuzband und ohne Zustellgebühr der Post). Freiburg im Breisgau. Herder'sche Verlagshandlung.
- 50) **Literarische Rundschau** für das katholische Deutschland. Herausgegeben von Dr. G. Hoberg, Professor an der Universität Freiburg im Breisgau. XXIII. Jahrgang 1897. 12 Nummern. M. 9.—. Freiburg im Breisgau. Herder'sche Verlagshandlung. — Durch die Post und den Buchhandel.
- 51) **Der Sendbote des göttlichen Herzens Jesu.** Monatschrift des Gebets-Apostolates und der Andacht zum heiligsten Herzen. XXIII. Jahrgang. 10. Heft. Herausgegeben von Priestern der Gesellschaft Jesu. Redacteur: Peter Guglberger S. J., Innsbruck, (Universitätsstraße 8). Druck und Verlag von Felician Rauch, Innsbruck (Innrain 6). Jährlich 12 Hefte. Preis im Buchhandel fl. 1.— ö. W. = M. 2.—. Preis mit Postverendung fl. 1.12 ö. W. = M. 2.50.
- 52) **St. Francisci-Blätlein.** Monatschrift für die Mitglieder des dritten Ordens des heiligen Franciscus. Geseget von Sr. Heiligkeit Papp Leo XIII. Approbiert vom hochwürdigen Ordensgeneral. Redigiert und herausgegeben von P. Melchior Lechner, Franciscaner-Ordens-Priester in Innsbruck. XX. Jahrgang. H. 1. Jährlich 12 Hefte Preis im Buchhandel fl. —.60 ö. W. = M. 1.20. Preis mit Post fl. —.75 ö. W. = M. 1.70.
- 53) **„Kölner Correspondenz“** für die geistlichen Präsiden katholischer Vereinigungen der arbeitenden Stände. Herausgegeben von Dr. P. Oberdorffer. Druck und Commissions-Verlag von J. P. Bachem in Köln. X. Jahrgang. Preis M. 3.— = fl. 1.80 per Jahrgang.

- 54) **„Stadt Gottes“**. Illustrierte Monatschrift zur Unterhaltung, Belehrung und religiösen Anregung. XXI. Jahrgang. Im Verlage der Missions-Druckerei in Stehl (postlagernd Kaldenkirchen, Rheinland), der Missions-Druckerei in Heiligenkreuz bei Neisse in Schlesien und des Missionshauses St. Gabriel, Post Mödling bei Wien. Jährlich 12 Hefte franco für M. 3.— (2 fl.) im Auslande M. 3.50.
- 55) **Deutscher Hauschat** in Wort und Bild. Mit den Gratisbeilagen: „Für die Frauenwelt“ und „Aus der Zeit für die Zeit“. — Von October 1896 bis October 1897. XXIII. Jahrgang. Seit October 1895 erscheint dieselbe in neuer eleganter Ausstattung, die allgemeinen Beifall gefunden hat, und bringt eine Vermehrung des Inhalts um 72 Seiten durch die neue illustrierte Beilage: „Aus der Zeit für die Zeit“, so daß die allbeliebte Zeitschrift, welche sich von Jahrgang zu Jahrgang vervollkommenet hat, nunmehr jährlich fast 1000 Seiten des spannendsten und gediegensten reich illustrierten Lesestoffes bietet. Preis pro Quartal M. 1.80. Heftausgabe 18 Hefte à 40 Pf. — Jedes Postamt und jede Buchhandlung nimmt Bestellungen entgegen. — Regensburg. Friedrich Pustet.
- 56) **„Raphael“**. Illustrierte Zeitschrift für die reisere Jugend und das Volk. Jährlich 52 Nummern. Preis halbjährig M. 1.25 = fl. —.75 ö. W. = Frk. 1.60. Bei directem Bezug von Donauwörth beträgt das Porto für wöchentliche Zusendung 78 Pf. für 14tägige Zusendung 65 Pf. pro Halbjahr.
- 57) **„Monika“**. Zeitschrift für katholische Mütter und Hausfrauen. Jährlich erscheinen 52 Nummern mit Gratisbeilage „Der Schutzengel“. Halbjährig M. 1.— = fl. —.60 ö. W. = Frk. 1.25. Bezugsbedingungen wie vorstehend.
- 58) **„Sourdes-Rosen“**. Monatschrift zur Verehrung der seligsten Jungfrau Maria. Preis halbjährig 80 Pf. = 48 fr. ö. W. Direct von Donauwörth bezogen halbjährig 98 Pf. = 59 fr. ö. W. Außerhalb Deutschland und Oesterreich halbjährig M. 1.10.
- 59) **„Literaturblatt für katholische Erzieher“**. Jährlich 26 Nummern. Preis für Nichtabonnenten der Donauwörther Zeitschriften M. 1. , bei directem Bezug M. 1.78.
- 60) **„Nothburga“**. Erscheint alle 14 Tage eine Nummer. Halbjährig ohne Zustellgebühr 50 Pf. in Bayern, 60 Pf. in Württemberg und bei der deutschen Reichspost. Zustellgebühr halbjährig 30 Pf. Direct von Donauwörth bezogen beträgt die Zulendungsgebühr für 1—4 Exemplare halbjährig 39 Pf. Außerhalb Deutschland und Oesterreich 65 Pf.

Kalender = Literatur.

Oberösterreichischer Pressvereins-Kalender 1898. XVII. Jahrgang. Herausgegeben vom katholischen Pressvereine Linz. Redigiert von Mathias Hieggelsperger. Preis 40 kr., mit Post 50 kr. Der diesjährige Pressvereins-Kalender, ein statiliches Buch mit 242 Seiten, zeichnet sich besonders durch den inhaltsreichen, belletristischen Theil und den schönen Bilderschnitt aus. Das prächtige Brustbild Sr. Majestät, mit einer hübschen Umrandung in mehreren Farben und der Aufschrift „Zum Jubiläum 1898“ von Ferdinand Böhner, eröffnet die Reihe der Aufsätze. Nach einem hübschen Gedichte von Bernanischläger und dem prachtvollen doppelseitigen Vollbilde Christus am Oelberg, folgt wieder eine hübsche Jubiläumsskizze aus der Feder unseres wackeren patriotischen Schriftstellers F. Böhner: „Alt-Habsburg“ (mit einem Bilde). Die Klostergeschichte „Der Wäßer von Osslach“, vom gleichen Verfasser, die zwei Proben aus den Buchstabenbildern von Floridus Blümlinger (mit zwei Bildern) und die von köstlichem Humor übersprudelnde Geschichte „Wie man auf dem Radl zu einer Frau kommen kann“ von Bernanischläger werden den besonderen Beifall der Leser finden. Der talent- und gemüthvolle Anton Pichler erzählt auf 18 Seiten die ergreifende Geschichte: „Gottes Tugungen sind wunderbar“. Mit Wohlgefallen wird jedes Auge auf den schönen Einschaltbildern: Der hl. Franciscus von Valentin (doppelseitiges

Vollbild), Elmar im Kloster Dreizehnlinden (Holzschnitt), an dem lieblichen Mädchenkopf zum Gedichte „O Kinderzeit“ und dem duftigen Stimmungsbilde Allerseelen ruhen. Viel Interessantes wird uns vom neuen Dom in Linz (mit zwei Bildern) und über die Geschichte des katholischen Pressvereines erzählt. Eine ganze Gallerie von Zeit-Porträts führt uns der Kalender vor Augen: Außer Sr. Majestät, Erzherzog Franz Este, Annette von Droste-Hülshoff, Schubert-Denkmal, Domprobst Pinzger, die Abg. Doblschamer und Dr. Kern, Floribus Blümlinger, fünf Bilder von Pfarrer Kneipp, Prior Reile, Herzogin von Alençon und das leider etwas unglücklich ausgefallene Bild der Königin Victoria. Schließlich seien noch erwähnt die schönen Gedichte von Bermanschlager, Dr. Reuter zc., die Rubrik Gemeinnütziges, Unterhaltendes, Preisrebus (50 Preise). An den unterhaltenden Theil schließt sich auf 49 Seiten der vollständige Schematismus des Clerus von Oberösterreich, der nebst den übrigen kalendariischen Beihelfen auch einen Hauptwert des Kalenders ausmacht.

Der Kalender für die katholische Arbeiter- und Handwerker-jahst für das Jahr 1898, III. Jahrgang (Preis 20 fr.) ist zu haben bei Vincenz Langhammer, Vorstand des kathol.-polit. Arbeitervereines für Oberösterreich, Linz an der Donau, Herrenstraße 36.

Taschen-Kalender für den katholischen Clerus. Von P. Conrad Eubel O. M. C., apostolischer Pönitentiar bei St. Peter in Rom. 20. Jahrgang. München. Verlag Rudolf Abt. 1898. Inhalt: Kalendarium. Allgemeine Statistik der katholischen Kirche. Die hierarchischen Sitze. Inhaber der ersten kirchlichen Stellen und die päpstliche Curie. Specielle Statistik der Diöcesen Deutschlands, der Schweiz, Luxemburg und Oesterreich. Veriae benedictiones ex Rituali Romano. Katholische Studentenverbindungen. Verlosungen.

Kalendarium pro anno Domini 1898 in usum cleri. Vindobonae, Typis et sumptibus typographiae ad s. Norbertum III. Seidlgasse 8. Ein bequemer und praktischer Wandkalender für Priester.

In der Steinhrenner'schen Verlagsanstalt in Winterberg, Böhmen, erschienen wiederum folgende Kalender:

- a) **Feierabend-Kalender.** Preis 2 Kronen 40 Heller (fl. 1.20.).
- b) **Allgemeiner Bauern-Kalender** (45 fr.).
- c) **Kalender zu Ehren der hochheiligsten Herzen Jesu und Mariä** (40 fr.).
- d) **Großer Marien-Kalender** (40 fr.).
- e) **Die heilige Familie;** Kalender für das christliche Volk (40 fr.).
- f) **Katholischer Kalender für Zeit und Ewigkeit** (50 fr.).

Die Ausstattung dieser Kalender ist bekannt.

Der katholische Waisen-Hilfsverein in Wien (I Schottenhof), gibt wie alljährlich den **Glücksrad-Kalender** heraus (Preis 40 fr.).

Bei Muer in Donaumörth sind folgende kleinere Kalender zu haben:

Rothburga-Kalender, Raphael-Kalender für junge Arbeiter, **Katholischer Lehrer-Kalender, Kalender für katholische Lehramts-Candidaten, Der Soldatenfreund, Kinder-Kalender, Thierschutz-Kalender.**

Kamillianer-Nachrichten

Zur Belehrung, Erbauung und Unterhaltung der Kranken und ihrer Pfleger sind sehr zu empfehlen die „**Kamillianer-Nachrichten**“, welche monatlich zu St. Pölten (N.-Post.) erscheinen. Expedition für Deutschland bei Alexander Behrens-Müller, Markt Nr. 33 in Aachen (Rheinpr.). Abonnementspreis mit freier Zustellung jährlich: 1 fl. ö. W. = 1 M. 50 Pf. = 2 Fres. Auch für Gesunde jeden Standes eignet sich das vortreffliche Blatt.



Inserate.

Herder'sche Verlagsbuchhandlung, Freiburg i. Br. — V. Herder, Wien, I., Wollzeile 33.

Soeben sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Baumgartner, A., S. J., Geschichte der Weltliteratur. Erster Band: Die Literaturen Westasiens und der Nilländer. Zweite, unveränderte Auflage. gr. 8°. (XX und 620 S.) M. 9.60 = fl. 5.76; geb. in Halbalfian m. Goldtitel M. 12.— = fl. 7.20. Das Werk kann auch in Lieferungen à M. 1.20 = 72 kr. bezogen werden. „... An Vorgängern hat es Baumgartner nicht gefehlt; wir erinnern nur an Joh. Scherr. Aber jeder, der diesen ersten Band durchmustert, muß anerkennen, daß er sie alle an Gründlichkeit der Vorstudien, wissenschaftlicher Ausnutzung aller einschlägigen Specialarbeiten, umsichtiger Gruppierung übertrifft.“ (Neue preussische Kreuz-Zeitung. Berlin 1897 Beilage zu Nr. 445.)

Becker, W., S. J., Glaube und Kirche. Katechetische Predigten. Zwei Bändchen. I. Der Glaube. Mit Approbation des hochw. Capitelsvicariats Freiburg und Erlaubnis der Ordensobern. 8°. (X. u. 252 S.) M. 2 = fl. 1.20; geb. in Leinwand M. 2.80 = fl. 1.68. Das zweite Bändchen, die Predigten über die Kirche enthaltend, wird in Bälde folgen.

Früher sind von demselben Verfasser erschienen:

— Die christliche Erziehung oder Pflichten der Eltern. (Standeslehren I.) Zweite Auflage. M. 2 = fl. 1.20; geb. M. 2.80 = fl. 1.68.

— Die Pflichten der Kinder und der christlichen Jugend. (Standeslehren II.) M. 1.50 = 90 kr.; geb. M. 2.20 = fl. 1.32.

Bilder, biblische, für die Kleinen, die noch nicht lesen können. Quer 16°. (52 S.) Cartoniert 30 Pf. = 18 kr.

Dieses Bilderheftchen ist zu gleichem Preise auch mit böhmischem, kroatischem und ungarischem Titel und Inhalt zu haben.

Donaventura, d. hl., O. S. Fr., Die sechs Flügel des Seraphs. Ein Büchlein für Vorgesetzte und Unterabene im Ordensstande. Aus dem Lateinischen überetzt von einem Priester desselben Ordens. 12°. (XII u. 136 S.) 90 Pf. = 54 kr.

Braig, Dr. C., Vom Erkennen. Abriss der Noetik. Mit Approbation des hochw. Capitelsvicariats Freiburg. gr. 8°. (VIII u. 256 S.) M. 3.40 = fl. 2.04; geb. in Halbleinwand M. 4. = fl. 2.40.

Bildet einen weiteren Bestandtheil der „Grundzüge der Philosophie“ des Verfassers.

Brugler, G., Des Kindes Messbuch. Nach dem Französischen bearbeitet und mit einem Anhang versehen. Mit einem farbigen Titelbild und vielen Illustrationen. Sechste, verbesserte Auflage. Mit Approbation des hochw. Capitelsvicariats Freiburg. 24°. (VIII u. 96 S.) 20 Pf. = 12 kr.; geb. in Leder Imitation mit Rothschnitt 35 Pf. = 21 kr., in Halbleinwand mit gedrucktem Umschlag 35 Pf. = 21 kr.

Preher, Dr. Ch., Leitfaden der katholischen Religionslehre für höhere Lehranstalten. Mit Approbation des hochw. Capitelsvicariats Freiburg.

I. Die Glaubenslehre. Vierte Auflage. 12°. (VIII u. 64 S.) 50 Pf. = 30 kr.

Frick, O., S. J., Ontologia sive Metaphysica generalis. In usum scholarum. Editio altera emendata. Cum approbatione Rev. Vic. Cap. Friburg et Superiorum Ordinis. M. 2 = fl. 1.20; geb. in Halbfranz. M. 3.20 = fl. 1.92.

Bildet den zweiten Theil des sechs Bändchen umfassenden „Cursus Philosophicus in usum scholarum“.

Frins, v., S. J., De actibus humanis ontologice et psychologice consideratis seu disquisitiones psychologicae-theologicae de voluntate in ordine ad mores. Cum approbatione Rev. Vic. Cap. Friburg et Super. Ordinis. gr. 8°. (VIII u. 442 S.) M. 5.60 = fl. 3.36; geb. in Halbfranz. M. 7.20 = fl. 4.32.

Gietmann, W., S. J., Grundriss der Stilistik, Poetik und Aesthetik. Für Schulen und zum Selbstunterricht. Mit drei Abbildungen und einer Farbentafel. gr. 8°. (IV u. 388 S.) M. 4 = fl. 2.40; geb. in Halbleinwand M. 4.50 = fl. 2.70.

Gühr, Dr., W., Die heiligen Sacramente der katholischen Kirche. Für die Seelsorger dogmatisch dargestellt. Zwei Bände gr. 8°.

Erster Band: Allgemeine Sacramentenlehre. Die Taufe, die Firmung, und die Eucharistie. Mit Approbation und Empfehlung des hochw. Capitelsvicariats Freiburg. (XVII u. 688 S.) M. 8 = fl. 4.80; geb. in Halbalfian M. 10 = fl. 6.—.

Bildet einen Bestandtheil der zweiten Serie unserer „Theologischen Bibliothek“.

Subregens Dr. Gühr laßt seinen Werken über das „Heilige Meisopfer“ und über die „Sequenzen des römischen Meisbuches“, wovon erheres bereits in 11.000 Exemplaren gedruckt ist nunmehr eine zweibändige Sacramentenlehre folgen. Das Buch ist, wie der Verfasser im Vorworte schreibt, zunächst und zunächst für Seelsorger bestimmt. Es darf erwartet werden, daß die neue Gabe des verdienstvollen Gelehrten in Priesterkreisen allseitig mit Freuden begrüßt werden wird.

Der zweite (Schluß) Band soll in Bälde folgen.

Günther, G., Calderon und seine Werke. Neue Ausgabe. 2. Bde. 8°. (XLVIII u. 774 S.) M. 4 = fl. 2.40; geb. in Halbleinwand in einem Band M. 5 = fl. 3.—.

Herder'sche Verlags-Handlung, Freiburg i. S. — B. Herder, Wien I., Wollzeile 33.

Platny, G., Welkenmorgen. Dramatisches Gedicht in drei Handlungen.

III. (Schluß). **Auf der Erde: Das erste Opfer.** 120. (VII u. 132 S.) M. 1.60 = 96 fr. Früher sind erschienen:

I. **Im Himmel: Der Sturz der Engel** M. 1 = 60 fr. — II. **Im Paradiese: Der Sündenfall** M. 1.60 = 96 fr.

Das ganze Werk in einem Bande. 120. (XXVI u. 322 S.) M. 4.20 = fl. 2.52; geb. in Leinwand mit Goldschnitt M. 5.40 = fl. 3.24.

„... Es ist unmöglich, auf so engem Raum die große Idee dieser Dichtung auch nur annähernd zu kennzeichnen. Es ist Poesie großen Stils voll überraschender Bilder, voll wunderbarer Tiefblicke, voll herrlicher Gedanken in wenig Worten.“ (Alte und Neue Welt.)

Janßen, J., Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgange des Mittelalters.

1. Band: **Deutschlands allgemeine Zustände beim Ausgange des Mittelalters.** Siebzehnte und achtzehnte, vielfach verbesserte und stark vermehrte Auflage, besorgt von P. Pastor. gr. 8^o. (LVI u. 792 S.) M. 7 = fl. 4.20; geb. in Leinwand M. 8.40 = fl. 5.04, in Halbfranz. M. 9 = fl. 5.40.

Die neue Auflage des I. Bandes hat namentlich nach der Richtung eine namhafte Erweiterung erfahren, daß der Bearbeiter den unbestreitbaren Schäden in der Kirche wie den sittlichen Gebrechen in der Laienwelt, der weitverbreiteten romfeindlichen Stimmung und der ganzen kirchenpolitischen Entwicklung am Ausgange des deutschen Mittelalters eine noch eingehendere Darstellung als in den früheren Auflagen gewidmet hat.

Kaulen, Dr. F., Kurzes Biblisches Handbuch zum Gebrauche für Studierende der Theologie.

Erstes Bändchen. **Kurze Einleitung in die heilige Schrift des Alten und Neuen Testaments.** Mit Approbation des hochw. Capitelsvicariats Freiburg. gr. 8^o. (X u. 152 S.) M. 1.80 = fl. 1.08; geb. in Halbleinwand M. 2.10 = fl. 1.26.

Als weitere Bändchen des „Biblisches Handbuchs“ sollen sich zunächst Darstellungen der biblischen Archäologie und Hermeneutik anschließen, deren Erscheinen in Bälde zu erwarten ist.

Knecht, Dr. F. D., (Weißbischöf), Praktischer Kommentar zur Biblischen Geschichte mit einer Anweisung zur Erhellung des biblischen Geschichtsunterrichtes und einer Concordanz der Biblischen Geschichte und des Katechismus. Im Anschlusse an die von G. Meß neu bearbeitete Schuster'sche Biblische Geschichte für die katholischen Religionslehrer an Volksschulen herausgegeben. Mit Karten und einer Ansicht des Heiligen Landes. Sechzehnte unveränderte Auflage. gr. 8^o. (XIV u. 798 S. u. 4 Sectionspläne) M. 6.40 = fl. 3.84; geb. in Halbfranz M. 8 = fl. 4.80.

Kraus, F. X., Geschichte der christlichen Kunst. In zwei Bänden. Mit zahlreichen Illustrationen. Lex.-8^o.

II. Band: **Die Kunst des Mittelalters, der Renaissance und der Neuzeit.** Erste Abtheilung: **Mittelalter.** Mit Titelbild in Heliogravüre und 306 Abbildungen im Texte. (S. XII u. 613 S.) M. 14 = fl. 8.40; geb. in Halbsaffian M. 19 = fl. 11.40. — Einbanddecke M. 3 = fl. 1.80.

Früher ist erschienen:

I. Band: **Die hellenistisch-römische Kunst der alten Christen. Die byzantinische Kunst. Anfänge der Kunst bei den Völkern des Nordens.** Mit Titelbild in Farbendruck und 484 Abbildungen im Texte (XX u. 622 S.) M. 16 = fl. 9.60; geb. M. 21 = fl. 12.60. — Einbanddecke M. 3 = fl. 1.80.

Die zweite Abtheilung des II. Bandes mit ausführlichen Sach- und Namen-Registern wird 1898 erscheinen und das Werk abschließen.

Kreizen, W., S. J., Molière's Leben und Werke. Nach den neuesten Forschungen dargestellt. Mit dem Bildnis Molière's in Lichtdruck. Neue Ausgabe. 8^o. (XXXVI u. 732 S.) M. 4 = fl. 2.40; geb. in Halbleinwand M. 5 = fl. 3.—

Kümmel, A., An Gottes Hand. Erzählungen für Jugend und Volk. 6 Bändchen. 120.

I. Bändchen: **Adventsbilder.** (XVI u. 328 S.) M. 1.80 = fl. 1.08; geb. in Halbleinwand M. 2.20 = fl. 1.32.

II. Bändchen: **Weihnachts- und Neujahrsbilder.** (VIII u. 318 S.) M. 1.80 = fl. 1.08; geb. M. 2.20 = fl. 1.32.

Die vier weiteren Bändchen werden enthalten: **Fastenbilder. — Osterbilder. — Mai- und Pfingstbilder. Erntes und Heiteres.**

Manuale Precum in usum theologorum. Cum approbatione Rev. Vic. Cap. Friburgensis. Editio altera. 12^o. (XII u. 552 S.) M. 3.20 = fl. 1.92; geb. in Halbfranz M. 4.40 = fl. 2.64, in Leder mit Rothschnitt M. 5 = fl. 3.—

Mauracher, A., In den Himmel will ich kommen! Lehr- und Gebetbüchlein für fromme Kinder. Junächst für die ersten Schuljahre mit Einschluß der ersten heiligen Beicht und Communion. Mit Approbation des hochw. Capitelsvicariats Freiburg und des hochw. fürstbischöflichen Ordinariats Salzburg. Vierte Auflage. Mit Bildern. 24^o. (VI u. 244 S.) 40 Pf. = 24 fr.; geb. in Halbleinwand mit gedrucktem Umschlag 60 Pf. = 36 fr., mit Bronzeumschlag 65 Pf. = 39 fr., in Schafleder mit Goldschnitt M. 1.20 = 72 fr.

Pesch, Ch., S. J., Praelectiones dogmaticae, quas in Collegio Ditton-Hall habebat. Cum Approbatione Rev. Vic. Cap. Friburgensis et Super. Ordinis. gr. 8^o.

Tomus V: Tractatus dogmatici. (I. De gratia. II. De lege divina positiva). (XII u. 324 S.) M. 5 = fl. 3.—; geb. in Halbfranz M. 6.60 = fl. 3.96.

Runmehr liegen die Bände I—VII vor. Die in Bälde erscheinende Bände VIII und IX, welche das Werk zum Abschluß bringen werden, enthalten die Tractate: *De virtutibus. De peccato. De novissimis.*

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg, i. Br. — B. Herder, Wien, I., Wollzeile 33.

Pesch, T., S. J., Institutiones psychologicae secundum principia S. Thomae Aquinatis. Ad usum scholasticum accommodavit. Cum approbatione Rev. Viv. Cap. Friburgensis et Super. Ordinis. Pars I. Psychologia naturalis liber alter, qui est syntheticus (Band II des ganzen Werkes) gr. 8^o. (XIV u. 432 S.) M. 4.50 — fl. 2.70; geb. in Halbfranz. M. 6.10 — fl. 3.66.

Mit dem in Vorbereitung befindlichen Pars II: Psychologia anthropologica (Band III des ganzen Werkes), werden die „Institutiones psychologicae“ abgeschlossen sein. Dieselben bilden einen Bestandteil der Philosophia Lacensis.

Quartalschrift, römische, für christliche Alterthumskunde und für Kirchengeschichte. Unter Mitwirkung von Fachgenossen herausgegeben von Dr. A. de Waal und Dr. St. Eshes. Lex.-8.

Elfter Jahrgang: Erstes bis drittes Heft. (S. 1–474) Preis pro Jahrgang (4 Hefte) M. 16 — fl. 9.60.

— 6. Supplementheft: **Wehofer, Dr. P. Th. M., O Pr., Die Apologie Justins des Philosophen und Märtyrers** in literarhistorischer Beziehung. Zum erstenmal untersucht. Eine Vorstudie zur Kirchen- und Philosophiegeschichte des II. Jahrhunderts. (XVI u. 144 S.) M. 4. — fl. 2.40.

— 7. Supplementheft: **Wieland, Dr. F., die genetische Entwicklung der sogenannten Ordines Minores** in den drei ersten Jahrh. (XII u. 180 S.) M. 4 — fl. 2.40.

Scherer, P. A., (Benedictiner von Fiecht), **Bibliothek für Prediger**, herausgegeben im Verein mit mehreren Capitularen desselben Stiftes. Mit Approbation des hochw. Capitelsvicariats Freiburg, sowie der hochw. Ordinariate von Grigen, Burweis, München-Freising, St. Pölten und Salzburg, und Erlaubnis der Ordensoberen.

Erster Band: **Die Sonntage des Kirchenjahres.** (I. Der Weihnachts-Cyclus vom ersten Adventsonntag bis Septuagesima.) gr. 8^o. (VIII u. 604 S.) M. 5.40 — fl. 3.24; geb. in Halbfranz M. 7.40 — fl. 4.44. Fünfte Auflage, durchgesehen von P. Anton Witschwendter.

Hiermit beginnt eine neue Auflage des ganzen Werkes zu erscheinen. Dasselbe umfaßt acht Bände bezw. 16 Halbbände. — Der I. Band ist auch in 6 Lieferungen à 90 Pf. — 54 fr. zu beziehen; die Fortsetzung soll sich in Halbbänden anschließen.

Schmitt, Dr. J., Erklärung des mittleren Tharhe'schen Katechismus zunächst für die mittlere und höhere Classe der Elementarschulen. Mit Approbation und Empfehlung des hochw. Capitelsvicariats Freiburg. Neunte Auflage. Drei Bände. 8^o.

I. **Von dem Glauben.** (XVI u. 612 S.) M. 4.60 — fl. 2.76; geb. in Halbfranz M. 6 — fl. 3.60.

II. **Von den Geboten.** (XII u. 686 S.) M. 5 — fl. 3. —; geb. M. 6.40 — fl. 3.84.

III. **Von den Gnadenmitteln.** (XII u. 704 S.) M. 5.40 — fl. 3.24; geb. M. 6.80 — fl. 4.08.

Spillmann, J., S. J., Mund um Afrika. Ein Buch mit vielen Bildern für die Jugend. Dritte, wesentlich erweiterte Auflage, mit einer großen colorierten Karte von Afrika. 4^o. (XII u. 484 S.) M. 8.40 — fl. 5.04; geb. in Halbleinwand mit farbigem Umschlag M. 9.80 — fl. 5.88.

Von demselben Verfasser sind früher in derselben Ausstattung erschienen:

Durch Asien. 2 Theile. M. 17 — fl. 10.20; geb. M. 19.60 — fl. 11.76. — **Ueber die Südlce.** M. 5.50 — fl. 3.30; geb. M. 6.50 — fl. 3.90. — **In der neuen Welt.** 2 Theile. M. 16 — fl. 9.60; geb. M. 18.60 — fl. 11.16.

— **Aus fernem Landen.** Eine Reihe illustrirter Erzählungen für die Jugend. Aus den Befehlen der „Katholischen Missionen“ gesammelt. 12^o.

13. Bändchen: **Der Zug nach Nicaragua.** Eine Erzählung aus der Zeit der Conquistadoren. Von J. Spillmann S. J. Mit vier Bildern. (VI u. 112 S.) 80 Pf. — 48 fr.; geb. in Halbleinwand mit farbigem Umschlag M. 1 — 60 fr.

Früher erschien:

I.—VI. Bändchen à 60 Pf. = 36 fr.; geb. à 80 Pf. = 48 fr. — VII.—XII. Bändchen à 80 Pf. = 48 fr.; geb. à M. 1 = 60 fr.

Trenkle, Dr. F. S., Einleitung in das neue Testament. Mit Approbation des hochw. Capitelsvicariats Freiburg. gr. 8^o. (XII u. 488 S.) M. 5.60 — fl. 3.36; geb. in Halbfranz M. 7.20 — fl. 4.32.

Verdaguer, J., Atlantis. Deutsch von Clara Commer. Mit einer biographischen Vorrede und erläuternden Anmerkungen von Lic. Fr. von Tessen-Wesierski. Nebst Bildnis und Schriftprobe von Verdaguer. 12^o. (XVI u. 196 S.) M. 2.40 — fl. 1.44; geb. in Leinwand mit Deckenpressung ca. M. 4 — fl. 2.40.

Von der „Atlantis“, dem berühmtesten Werke des catalanischen Dichters Verdaguer, sagt Alex. Baumgartner gelegentlich einer ausführlichen Analyse in den „Stimmen aus Maria Bach“ (1891, 2. Heft): „Groß gedacht und wahrhaft großartig ausgeführt, wird Verdaguers Atlantis für immer ein Markstein in der neuern Literatur der Catalanen bleiben“.

Waldeck, M., Lehrbuch der katholischen Religion auf Grundlage des in den Diocesen Breslau, Fulda, Hildesheim, Köln, Linburg, Münster, Paderborn und Trier eingeführten Katechismus, nach der neuesten Ausgabe desselben. Zum Gebrauche an Lehrer und Schreinerinnen, Seminaren und andern höhern Lehranstalten, sowie zur Selbstbelehrung. Mit Approbation des hochw. Capitelsvicariats Freiburg. Dritte Auflage. gr. 8^o. (X u. 532 S.) M. 4.10 — fl. 2.64; geb. in Halbleder M. 5.10 — fl. 3.06.

Wilpert, J., Die Malereien der Sacramentskapellen in der Katakomben des hl. Callistus. Mit 17 Illustrationen. Lex.-8^o (XII u. 48 S.) M. 3.60 — fl. 2.16.

Hervorragende Novität.

Sociale Vorträge

von P. Georg Freund, C. Ss. R.
 Approbiert vom Ordensobern und
 vom bischöfl. General-Vicariat.

8°. 17 Bogen. Eleg. brosch. M. 2. — = 1 fl. 20 kr.; eleg. geb. M. 3. — = 1 fl. 80 kr.

Capitel-Überschriften: Wissenschaft. Communismus. Reichthum. Armut. Religion ist Privatsache. Clericalismus. Der Liberalismus des vierten Standes. Die größte sociale Wohlthat. Ich kann nicht beichten. Slaverei. Emancipation des Weibes, I, II, III. Selbstmord. Duell. Muth.

Für Gebildete aller Stände eignen sich vorzüglich, sowohl ihres Inhaltes, als auch der äußeren, hochgeleganten Ausstattung wegen:

Die Früchte des Geistes. Von P. Georg Freund, C. Ss. R. 270 S. Preis brosch. M. 1.70 = 1 fl. — kr., gebunden in feinstem Salonband M. 3. — = 1 fl. 80. — In innig warmer und originell interessanter Weise werden hier Liebe, Freude, Friede, Geduld, Wohlwollen, Güte, Langmuth, Sanftmuth, Treue, Becheidenheit und Keuschheit behandelt! Herrlicher Inhalt!

Die Gesellschaft. Populäre Abhandlungen von P. Georg Freund, C. Ss. R. Zweite Auflage. 192 S. 8°. Preis brosch. M. 1.20 = 72 kr., elegant gbb. M. 2. — = 1 fl. 20 kr. — Nach kaum 3 Monaten erlebte dieses Buch bereits die zweite Auflage.

Maria hilft immer und überall. Dargestellt in einem Cyclus von Zeitpredigten zu Ehren der Mutter von der immerwährenden Hilfe. Von P. Franz X. Franz, C. Ss. R. 124 Seiten. Preis brosch. M. 1.50 = 90 kr., gbb. M. 2.50 = 1 fl. 50 kr.

Das kostbare Blut, der Preis unserer Erlösung. Sieben Fastenpredigten. Von Fr. Schroeder, Rector. 52 Seiten. Preis 75 Pfg. = 45 kr. — Wurde vorzüglich recensiert.

Verlag der Alphonsus-Buchhandlung, Münster i. W.

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg i. B. — B. Herder, Wien, I., Wollzeile 33.

Sobald ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Kleine Schriften zur Zeitgeschichte und Politik.

Von Georg Freiherrn von Hertling.

8°. (VIII u. 574 S.) M. 5. — = fl. 3. —.

Das Werk enthält unter den nachstehenden Titeln 36 Aufsätze:

- I. Grundrissliches. — II. Zur Beantwortung der Göttinger Jubiläumsrede. (Offener Brief an Herrn Professor Doctor A. Ritschl.) — III. Ueber alte und neue Staatsromane. — IV. Hermann von Mallinckrodt. — V. Naturrecht und Socialpolitik. — VI. Das Bildungsdeficit der Katholiken in Bayern. — VII. Zur römischen Frage. — VIII. Christliche Demokratie. — IX. Gelegenheitsreden.

Früher sind von demselben Verfasser im gleichen Verlage erschienen:

Aufsätze und Reden socialpolitischen Inhaltes. 8°. (VIII u. 258 S.) M. 2.40 = fl. 1.44.

Vortheilhaftes Angebot
für katholische Vereins- und Privat-Bibliotheken etc.

Um den katholischen Vereinen Gelegenheit zu geben, ihre Bibliotheken durch gediegene Literatur bereichern zu können, offeriere ich, soweit die Vorräthe reichen, die Jahrgänge **V bis XII** der

Katholischen Warte

statt zum bisherigen Preise von fl. 1.80 broschiert und fl. 3.— gebunden zum

— Preise von **nur fl. 1.20** —

brochiert und **fl. 2.40** gebunden, in elegantem Leinenband pro Jahrgang. Jahrgang **III.** von welchem nur noch einige wenige Exemplare vorhanden sind, nur zum früheren Preise.

Die Jahrgänge I—IV sind vollständig vergriffen!

Die „Katholische Warte“ ist von der gesammten katholischen Presse des In- und Auslandes angelegentlich empfohlen. Jeder Jahrgang enthält Lebensbeschreibungen kathol. Männer, Romane, Novellen, Abhandlungen, Gedichte, Hauswirthschaftliches etc. mit zahlreichen vorzüglichen Illustrationen, umfaßt 36 Bogen oder ca. 550 Seiten und bildet für sich ein abgeschlossenes Ganzes.

Verlagsbuchhandlung Anton Pustet in Salzburg.

Verlag von Anton Pustet in Salzburg.

Seraphisches Regelbuch

für die Mitglieder des **III. Ordens vom heiligen Franciscus** nach der neuen Verfassung Seiner Heiligkeit **Papst Leo XIII.**

von **P. Philibert Seeböck O. S. Fr.**

16. Auflage. 614 Seiten mit Titelbild in Farbenbrud. — Preis broschiert 50 fr. = M. 1; geb. in Leinwand mit Marmorschnitt 80 fr. = M. 1.50; in Leinwand mit Rothschnitt 85 fr. = M. 1.60; in Leder mit Rothschnitt fl. 1 = M. 1.85.

Mit demselben Inhalt ausgestattet ist die

Ausgabe mit großem Druck.

4., vermehrte Auflage, größeres Format, 728 Seiten mit Stahlstichbild. Preis brosch. 60 fr. = M. 1.20; geb. in Leinwand mit Marmorschnitt 95 fr. = M. 1.75; in Leinwand mit Rothschnitt fl. 1 = M. 1.85; in Leder mit Rothschnitt fl. 1.20 = M. 2.25.

Der bisherige Absatz von weit über 80.000 Exemplaren, die Empfehlung 16 hochw. Oberhirten, die zahlreichen anerkennenden Besprechungen durch die katholische Presse bieten den besten Beweis für die Vorzüglichkeit dieses Regelbuches; hochw. Regelpatres, welche behufs Einführung von dem Buche Einsicht nehmen wollen, erhalten ein Probe-exemplar gratis und franco.

An beziehen durch alle Buchhandlungen, sowie direct vom Verleger.

Verlag von Anton Pustet in Salzburg.

Sobem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Singt dem Herrn! oder Das Kirchenjahr in Liedern.

Von Cordula Peregrina (C. Wölher). 8°. V u. 516 S. Mit fürstbischöflicher Approbation. Preis fl. 1.50 (M. 2.80), geb. in eleg. dreifarbigem Leinenband fl. 2.40 (M. 4.30);

Das hochw. f. e. Ordinariat Brigen schreibt bei Ertheilung der Approbation: „... Die Lieder entsprechen in der That dem angegebenen Zwecke, Kirchenlieder für das christliche Haus zu sein; sie gehen hervor aus einer fernhaft christlichen Gesinnung und Willensrichtung, aus der tief empfundenen Erkenntnis, wie schwach einerseits das sich selbst überlassene Menschenherz, und wie mächtig anderseits die Gnade ist, die aushelfen will, aus einem glaubensstärkeren, glaubensinnigen und glaubensfreundigen Gemüthe“. Das Werk eignet sich wie kein anderes als **Geschenk** zc.



KREUZWECE

14 Oelgemälde, Bildergrösse und Preis:

45/33	60/44	75/55	90/66	105/77	120/88 cm.
230	280	350	450	550	700 Mk.

In den vier kleineren Formaten Kreuzwege in Oel retouchiert mit stilgerechtem Eichenholz- und Goldrahmen zu 100, 150, 200 und 250 Mk.

Gratis illustr. Kirchen gemälde - Katalog. — Probebilder und Skizzen etc. franco.

1a Referenzen über 25jähr. Thätigkeit, darunter bestens empfohlen durch **bischöfl. Behörden**, bei welchen meine Bilder von Sachverständigen geprüft, **als würdig und erbaulich ausgeführt und wohlfeil befunden** wurden.

Franz Krombach, Kunstmaler

München, Atelier: Loristrasse 15, München.

Sobem ist erschienen:

Katholisches Religions-Lehrbuch

für höhere Volksschulen und die reifere Jugend. Eine Ergänzung zum Katechismus. Von P. Wipf, Pfarrer und Erziehungs Rath. In den Secundarschulen des Kantons Luzern eingeführt. Mit 20 ganzseitigen Bildern und 22 Text-Illustrationen. 192 Seiten. 8°. In Carton mit Leinwandbrillen 80 Cts. = 65 Pfg. = 40 fr.

Das Buch verdient vermöge seines gediegenen Inhaltes, der trefflichen Anordnung des reichhaltigen Stoffes und der hübschen, tadellosen Ausstattung bei außerordentlich bescheidenem Preise weite, allgemeine Verbreitung auch außerhalb der Schule. Vaterland, Luzern.

Jed: Buchhandlung liefert ohne Preiserhöhung, sowie die Verlagsanstalt Benziger & Co. A. G. in Einsiedeln, Waldshut und Köln a/Rh.

Vielfach geäußerten Wünschen entsprechend, veranstaltet die Unterzeichnete von den

„Gesammelten Werken“ von Alban Stolz

eine billige Volks-Ausgabe in Lieferungen.

Es werden zunächst nachstehende sieben Bände in ca. 44 Lieferungen von je 4–6 Bogen (16°) zum Preise von 30 Pf. = 18 fr. für jede Lieferung zur Ausgabe gelangen:

Kompass für Leben und Sterben. — Die hl. Elisabeth. — Das Vater unser und der unendliche Gruss. — Spanisches für die gebildete Welt. — Wachholberggeist gegen die Grundübel der Welt: Dummheit, Sünde und Glend. — Besuch bei Sem, Cham und Japhet oder Reise in das Heilige Land. — Die Nachtigall Gottes. Die sobem erschienene erste Lieferung ist in allen Buchhandlungen zur Ansicht erhältlich.

Bei günstiger Aufnahme des Unternehmens werden in weiteren acht Bänden oder ca. 65 Lieferungen folgen:

Witterungen der Seele. — Wilder Honig. — Dürre Kräuter. — Erziehungs Kunst. — Somiletik. — Kleinigkeiten 1. u. 2. Sammlung. — Register.

Freiburg im Breisgau.

Herder'sche Verlagshandlung.

Verlag von Franz Kirchheim in Mainz.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Aufruf zur Ueberwindung der religiösen Trennung. Von einem evangelischen Geistlichen. Gr. 8°. (45 S.) Preis geheftet 50 Pf. = 30 fr.

Blot, P. S. J., Das Wiedererkennen im Himmel. Trostbriefe. Aus dem Französischen. Neunte Auflage. 12°. (VIII und 139 S.) Preis geheftet 75 Pf. = 45 fr., in Callicoband M. 1.— = —.60.

Braun, Dr. C., Dompfarrer in Würzburg. **Distinguo.** Mängel und Uebelstände im heutigen Katholicismus nach Professor Dr. Schell in Würzburg und dessen Vorschläge zu ihrer Heilung. Ein Wort zur Verständigung. Vierte, vermehrte Auflage unter Berücksichtigung der sechsten Auflage von Schell: „Der Katholicismus als Princip des Fortschrittes.“ Mit bischöflicher Approbation. Gr. 8°. (125 S.) Preis geheftet M. 1.50 = fl. —.90.

—, **Iterum distinguo.** Nachtrag zu den drei ersten Auflagen und Auszug aus der vierten Auflage des „Distinguo“. Zweite Auflage. Mit bischöflicher Approbation. Gr. 8°. (46 S.) Preis geheftet 50 Pf. = 30 fr.

—, **Geschichte der Heranbildung des Clerus in der Diöcese Würzburg** seit ihrer Gründung bis zur Gegenwart. II. Band: Vom Einfall der Schweden bis zur Gegenwart vom Jahre 1632—1840. Mit bischöflicher Approbation. Gr. 8°. (VIII und 430 S.) Preis geheftet M. 6.— = fl. 3.60.

In meinen Commissions-Verlag gieng über: dasselben Werkes erster Band: Von der Gründung der Diöcese bis zum Einfall der Schweden vom Jahre 742—1632. Mit einem Grundriß der Seminar-Collegien und Universitäts-Gebäude. Mit bischöflicher Approbation. 1849. Gr. 8°. (XVIII und 428 S.) Preis geheftet M. 6.— = fl. 3.60.

Christ, Sophie, Taschenbüchlein des guten Tones. Praktische Anleitung über die Formen des Anstandes für die weibliche Jugend. Sechste Auflae. 16°. (XII und 146 S.) Preis gebunden in Callicoband M. 1.50 = fl. —.90.

Debont, Heinrich, apostolischer Missionär. **Johanna von Arc,** die ehrwürdige Jungfrau von Orléans. Autorisierte Uebersetzung. Mit 56 Text-Illustrationen. Mit bischöflicher Approbation. 8°. (VIII und 245 S.) Preis geheftet M. 2.50 = fl. 1.50; elegant gebunden M. 3.50 = fl. 2.10.

Jugger-Blott, Graf Hermann Josef, S. J., Natur und Gnade im Leben und Sterben. Zur Beleuchtung unserer verworrenen Lage und einzigen Rettung. Mit kirchlicher Approbation. 8°. (XVI und 278 S.) Preis geheftet M. 4.— = fl. 2.40; in elegantem Halbleinband M. 5.— = fl. 3.—.

Hoffelzige, Adele Gräfin von, Reflexionen und Gebete für die heilige Communion. Zweiter Band: **Communion-Buch.** Autorisierte Uebersetzung. Dritte Auflage. Mit kirchlicher Approbation. 8°. (632 S.) Preis geheftet M. 3.— = fl. 1.80; gebunden in Callico mit Rothschnitt M. 4.— = fl. 2.40.

Mösch, H. H., Oberlehrer in Boppard. Der Jubilar von Friedensau und seine Gedanken über christliche Erziehung. Aus dem Tagebuche des Heimgegangenen zusammengestellt. 8°. (233 S.) Preis geheftet M. 1.80 = fl. 1.08; elegant in Callico gebunden M. 2.40 = 1.44.

Näß, Dr. Andreas, † Bischof von Straßburg, und Weiß, Dr. Nikolaus, † Bischof von Speier, Leben der Heiligen Gottes. Neu bearbeitet von F. Holzwarth. Erster Band. Zwölfte Auflage. Mit hoher oberhirtlicher Genehmigung. Gr. 8°. (IV und 806 S.) Preis geheftet M. 3.60 = fl. 2.16.

Das complete Werk (zwei Bände) Preis geheftet M. 7.20 = fl. 4.32; in starkem Halbleinband M. 10.— = fl. 6.—.

Redner, Alois, Streifzüge in der Geschichte. I. Band. — Das Princip des Protestantismus — der Gegensatz des Katholicismus. Mit kirchlicher Approbation. 8°. (265 S.) Preis geheftet M. 3.— = fl. 1.80.

Der Verfasser — ein Bruder des Hochwürdigsten Bischofes von Rulm — beabsichtigt unter dem Sammeltitel: „Streifzüge in der Geschichte“ eine Reihe in sich abgeschlossener Bände kirchen- und culturgeschichtlichen Inhaltes herauszugeben. Zunächst sind folgende: Bände in Aussicht genommen: Caesareopapie und Absolutismus — eine Folge des Protestantismus. — Verwässerung des deutschen Charakters und der deutschen Sprache durch die „Reformation“. — Bankrott des deutschen Nationalgefühles — eine Folge der „Reformation“. — Die Intoleranz des Protestantismus und die sogenannte Toleranz Friedrichs des Großen. — Amos Comenius.

Segur, M. von, Die wöchentliche Communion. Ein Wort über den öfteren Empfang der heiligen Sacramente der Buße und des Altars. Autorisierte Uebersetzung. Mit kirchlicher Approbation. Dritte Auflage. 16°. (63 S.) Preis geheftet 20 Pf. = 12 fr.

Weißbrodt, Johannes, Ehrenbomherr, Dekan und Pfarrer von Sanct Castor in Coblenz. **Sonntagspredigten.** Aus dessen Nachlaß herausgegeben von F. Gillen, Religionslehrer. Mit bischöflicher Approbation. Gr. 8°. (VIII und 456 S.) Preis geheftet M. 5.40 = fl. 3.24.

Obiegen nach Inhalt und Form verdient diese Sammlung umso wärmere Empfehlung, als in besonderer Weise auf die actuellen Bedürfnisse unserer Zeit Rücksicht genommen ist, für die der Verfasser ein hervorragend tiefes Verständnis besaß.

Katholische Zeitschriften für 1898.

In der Herder'schen Verlagshandlung zu Freiburg i. Br. erscheinen und sind durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zu beziehen:

Die katholischen Missionen. Illustrierte Monatsschrift. Jahrg. 1897/98 hat bereits am 1. October 1897 zu erscheinen begonnen. Monathlich erscheint ein Heft im Umfang von mindestens 3 Quartbogen mit Extra-Beilagen und kann durch die Post und den Buchhandel bezogen werden. Preis, wie bisher, pro Jahrgang M. 4 = fl. 2.40. (In Oesterreich-Ungarn nach dem Curs.) — Der hochwürdigste Herr Fürstbischof von Brixen schreibt in seinem Fastenhirtenbrief vom 5. Februar 1898:

„Ich kann es mir nicht versagen, bei dieser Gelegenheit ganz vorzugsweise die katholischen Missionen zu empfehlen, welche ebenso die Erbauung fördern als auch zur Belehrung und Unterhaltung dienen.“

Außerdem haben 36 hochwürdigste Kirchenfürsten diese Zeitschrift durch warme Empfehlungen ausgezeichnet.

Literarische Rundschau für das katholische Deutschland. Herausgegeben von Dr. G. Hohberg, Professor an der Universität Freiburg im Breisgau. — Monathlich eine Nummer, 2 Quartbogen stark. — Preis pro Jahrgang M. 9 = fl. 5.40.

Stimmen aus Maria-Laach. Katholische Blätter. Alle fünf Wochen erscheint ein Heft. Fünf Hefte bilden einen Band, zehn Hefte einen Jahrgang. — Preis pro Band M. 5.40 = fl. 3.24; pro Jahrgang M. 10.80 = fl. 6.48. — Einbanddecken in Leinwand pro Band M. 1 = 60 fr.

Probenummern dieser Zeitschriften liefert auf Verlangen jede Buchhandlung, sowie die Verlagshandlung gratis und franco.

Verlag von Fel. Rauch's Buchhandlung in Innsbruck.

Zeitschrift für katholische Theologie

XXI. Jahrgang.

Jährlich 4 Hefte. — Preis 3 fl. ö. W. = 6 Mark.

Inhalt des soeben erschienenen 4. Heftes:

Abhandlungen. B. Duhr S. J., Ungebrachte Briefe des Dr. Bauchop und des P. Jaius S. 593.
A. Straub S. J., Schells Kritik eines dogmatischen Lehrsatzes S. 622.
J. Müller S. J., Der Gottesbeweis aus der Bewegung S. 644.
G. de Sanctis, Die Grabchrift des Aberliss S. 673.

Recensionen. Wegner und Weites Kirchenlexikon. (H. Hurter S. J.) S. 696. — N. Ruzicic, Das kirchlich-religiöse Leben bei den Serben (M. Nilles S. J.) S. 700. — F. Roser, Katechismus (M. Gatterer S. J.) S. 703. — R. Hinojosa Despachos de la Diplomacia pontificia (M. Zimmermann S. J.) S. 710. — B. Gebhard, Humboldt als Staatsmann (Derf.) S. 713. — Staatslexikon (J. Wiberlad S. J.) Seite 715. — T. Serclaes, Le pape Léon XIII., Boyer d'Agén, La jeunesse de Léon XIII. Schneider, daß, deutsch (J. Brandenburger S. J.) S. 718.

Analysen. Anfänge des Innsbrucker Jesuiten-Collegiums (B. Duhr S. J.) S. 722. — Das Patriarchat von Alexandrien (M. Nilles S. J.) S. 732. — Die alttestamentlichen Propheten im griechischen Dictionarium (Derf.) S. 736. — Bemerkungen zu Psalm 68 (J. Honthelm S. J.) S. 738. — Bemerkungen zum Hymenon (Derf.) S. 747. — Hymnographisches Krankenbuch (J. Brandenburger S. J.) S. 750. — Kirchenmusikalisches Jahrbuch (J. Weidinger S. J.) Seite 751. — Königin Elisabeth und ihr Biograph (M. Zimmermann S. J.) S. 753. — Hymnologische Beiträge von Dreyes (M. Nilles S. J.) S. 759. — Der Volksbibliothekar (J. Brandenburger S. J.) S. 760. — Betrachtungsbuch für Priester (Derf.) S. 762.

Literarischer Anzeiger Nr. 73. S. 28*.

Alphabetisches Register zu diesem Jahrgang S. 764.

Neuigkeiten unseres Verlages:

- Arbeiter-Kalender 1898 — fl. 30 kr.
Madonnen-Block-Kalender 1898. Mit Sprüchen . . — fl. 60 kr.
Hasert, **Antworten der Vernunft** auf die
Fragen: Wozu Religion, Gebet und Kirche? . . . — fl. 50 kr.
Lange, **Hans Holm**. Eine Soldatengeschichte aus der
Zeit des 30jährigen Krieges. Mit 4 Bildern . . . 1 fl. — kr.
Mair, **Der Sensenschmied von Volders**. Geschichtliche
Erzählung über die Befreiungskämpfe Tirols in den
Jahren 1796–1797. Mit 5 Bildern 1 fl. — kr.
Mayer, **Geschichte der Steiermark**. Circa 500 S.
Broschiert . . 2 fl. — kr.
Gebunden . . 2 fl. 70 kr.

Moser'sche Sammlung zeitgemässer Broschüren:

- Heft VII: **Freund, Liberalismus und Socialdemokratie.**
— Die Slaverei, oder: Heidenthum und Christenthum.
Heft VIII: **Gratl, Die Frau im alten und neuen Heidenthum.**
Preis pro Heft 10 kr.

- Oer, **Fürstbischof Joh. Bapt. Zwirger von Seckau.**
In seinem Leben und Wirken dargestellt. Broschiert . . 3 fl. — kr.
Gebunden . . 3 fl. 75 kr.

Ulr. Moser's Buchhandlung (J. Meyerhoff), Graz.



Soeben erscheint:

DER VATICAN.

Die Päpste und die Civilisation.

Die oberste Leitung der Kirche.

Von

Georg Goyau ♦ Andreas Pératé ♦ Paul Fabre.

Aus dem Französischen übersetzt von **KARL MUTH.**

Mit 482 Autotypien, 10 Lichtdruck-Beilagen und einem Lichtdruck-
Porträt Sr. Heiligkeit Leo XIII.

Reich illustriertes Prachtwerk.

In 24 Lieferungen à Mark 1. — = fl. —.60.

Ueber die Ausstattung, den grossen literarischen, wissenschaftlichen und kunstgeschichtlichen Wert und die zeitgeschichtliche Bedeutung dieses hervorragenden Werkes gibt die erste Lieferung, welche durch alle Buchhandlungen auf Verlangen zur Einsicht zu beziehen ist, ausführlichen Aufschluss.

Verlagsanstalt Benziger & Co. A. G.
in Einsiedeln, Waldshut, Köln am Rhein.

== Auswahl ==

empfehlenswerter

FASTEN-PREDICHTEN

über beliebte Themata, welche stets vorrätig sind und daher auf Wunsch auch zur Einsichtnahme sofort geliefert werden können von

Qu. Haslingers Buchhandlung (J. Sachsperger)

in LINZ a. d. D.

== (Special-Geschäft für katholische Theologie.) ==

Adamski, Der Oelberg. 6 Fastenbetrachtungen	fl. —.90
Bourdaloue, Fastenpredigten. 3 Bände	„ 2.70
Breiter, Die Bosheit der Sünde und ihre Sühne. 7 Fastenbetrachtungen	„ —.60
Busl, Fastenpredigten	„ 3.60
Busse, Die, in Passionsbildern. 7 Fastenpredigten	„ —.36
Costa, Blicke nach Golgatha. Fastenpredigten	„ —.90
— — Himmelstufen. Vorträge für die Fastenzeit	„ 1.08
Diessel, Die Erde, die Heimat des Kreuzes. 7 Fastenpredigten	„ —.84
— — Die Leiden in ewiger Nacht. Fastenpredigten	„ 1.08
— — Die letzten Dinge des Menschen. Fastenpredigten. Fünfter Cyklus: Das glückliche Jenseits	„ 1.08
— — Die Rechenschaft nach dem Tode. Fastenpredigten	„ —.84
— — Der große Tag der Ernte. Fastenpredigten	„ 1.08
Fastenprediger, Der. Von Zollner, Prattes etc. 5 Jahrgänge à	„ 2.40
Fastenpredigten, Sieben, über die sieben Schmerzen Mariä	„ —.45
Grönings, Die Leidensgeschichte unseres Herrn Jesu Christi in 34 Kanzelvorträgen	„ 1.80
Hammer, Ph., Sieben Predigten über des Menschen Ziel und Ende und letzte Dinge	„ 1.08
Hecher, J., Das Lamm Gottes. Fastenpredigten	„ —.54
Kerschbaumer, Das Kreuz. 6 Fastenpredigten	„ —.39
Kolberg, Die Buße in Passionsbildern. 7 Fastenpredigten	„ —.45
Kohout, Ph., Das Leiden Jesu Christi. In 7 Fastenpredigten	„ —.90
Lorenz, W., Frühvorträge über das Leiden Christi für sechs Sonntage in der Fastenzeit	„ 1.20
Meindl, Kurze Fastenpredigten über die Leidenswerkzeuge des Herrn	„ —.72
Nagelschmidt, Der Todesgang Jesu Christi nach Golgatha	„ —.60
Prattes, Nur im Kreuze ist Heil. 7 Fastenworte	„ —.72
Proschwitzer, Das Andenken des bitteren Leidens und Sterbens Jesu	„ —.60
Schroeder, Das kostbare Blut, der Preis unserer Erlösung	„ —.45
Schweighofer, Der verlorene Sohn. 6 Fastenpredigten	„ —.45
Sklenczka, Die Zeugen des Todes Jesu auf Golgatha	„ —.60
Thuille, Ein Cyklus Fastenpredigten	„ —.72
Vigilius v. Meran, Das Leiden Christi, und Der verlorene Sohn	„ —.60
Wiesinger, Die Feinde Jesu Christi	„ 1.20

☞ Eine weitere Auswahl befindet sich in „Theol.-prakt. Quartalschrift“, 1897, Heft I, pag. 3*. ☞